

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

**Themenheft
Militär und materielle Kultur
in der Frühen Neuzeit**

13 (2009) Heft 1

Universitätsverlag Potsdam

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der
Frühen Neuzeit e.V.**

**Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit**

**Themenheft
Militär und materielle Kultur
in der Frühen Neuzeit**

**13 (2009) Heft 1
Universitätsverlag Potsdam**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Universitätsverlag Potsdam 2009

<http://info.ub.uni-potsdam.de/verlag.htm>

Universitätsverlag Potsdam, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977 4623 / Fax: - 4625

E-Mail: verlag@uni-potsdam.de

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

wird herausgegeben im Auftrag des AK Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V. vom Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam und erscheint mit freundlicher Unterstützung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Potsdam.

Satz: Ulrike Ludwig

ISSN 1617-9722

ISBN 978-3-940793-93-5

Zugleich online veröffentlicht

auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2009/3075/>

URN <urn:nbn:de:kobv:517-opus-30756>

[<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-30756>]

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

mit diesem nunmehr 13. Jahrgang des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit darf ich Sie als neue Schatzmeisterin des Vereins sehr herzlich begrüßen und mich an dieser Stelle für das entgegengebrachte Vertrauen bedanken. Ich weiß dies sehr zu schätzen, zumal mir die Bedeutung des Amtes und seine Sensibilität bewusst sind. Danken möchte ich auch den Mitgliedern des Vorstandes, die ermöglichten, dass die Amtsübergabe weitgehend reibungslos verlief.

Das aktuelle Heft bietet erneut ein breites Spektrum an militärgeschichtlichen Fragestellungen, wobei diesmal ein thematischer Schwerpunkt auf dem Zusammenhang von Militär und materieller Kultur in der Frühen Neuzeit liegt. Dies mag auf den ersten Blick als eine eher ungewöhnliche Kombination wirken, doch zeugt es davon, wie ernst der AMG seine eigene Bezeichnung – eben den Konnex von Militär und Gesellschaft aufzuzeigen – nimmt.

Jan Willem Huntebrinker und Ulrike Ludwig führen im ersten Beitrag in das Thema ein und widmen sich dabei grundsätzlichen Fragestellungen. Die beiden folgenden Aufsätze nehmen magische Elemente in den Blick. So befasst sich Nikolas Funke mit ‚Naturali legitimâque Magica‘ oder ‚Teufflischer Zauberey‘ und liefert Beispiele aus dem Militär des 16. und 17. Jahrhundert, während Ulrike Ludwig dem Zauber des Tötens anhand der Waffenmagie im frühneuzeitlichen Militär nachgeht. Urte Evert befasst sich mit den symbolischen Funktionen der frühneuzeitlichen Militärwaffen und Jan Willem Huntebrinker beschäftigt die soldatische Bekleidung, wobei er nach medialen Funktionen materieller Kultur in Söldnerdarstellungen des 16. und 17. Jahrhunderts fragt. Der materiellen Kultur in soldatischen Selbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges geht Marian Füssel nach. Klaus Wolf beschließt den Aufsatzteil mit einem Beitrag zur Wahrnehmung des stadtkölnischen Zeughauses in der frühneuzeitlichen Öffentlichkeit.

Mit einer speziellen Art der Archäologie, nämlich der Schlachtfeldarchäologie, befasst sich schließlich Martin Straßburger, der das Projekt der Belagerungen Heidelbergs im 17. Jahrhundert vorstellt. Linda Braun präsentiert schließlich ihr Dissertationsprojekt zur Allgemeinen Wehrpflicht in Preußen. Ein Tagungsberichte und der Rezensionsteil komplettiert in bewährter Manier auch dieses Heft.

Andrea Pühringer

Inhalt

AUFSÄTZE

- Jan Willem Huntebrinker und Ulrike Ludwig*
Militär und materielle Kultur in der Frühen Neuzeit.
Einführung7
- Nikolas Funke*
,Naturali legitimâque Magica' oder ,Teufflische Zauberey'?
Das ,Festmachen' im Militär des 16. und 17. Jahrhunderts 16
- Ulrike Ludwig*
Der Zauber des Tötens.
Waffenmagie im frühneuzeitlichen Militär 33
- Urte Evert*
„Gute Sach stärkt den Mann.“
Sachkundliche Überlegungen zu symbolischen Funktionen der
frühneuzeitlichen Militärwaffen 50
- Jan Willem Huntebrinker*
Soldatentracht? Mediale Funktionen materieller Kultur in
Söldnerdarstellungen des 16. und 17. Jahrhunderts 75
- Marian Füssel*
Der Wert der Dinge.
Materielle Kultur in soldatischen Selbstzeugnissen
des Siebenjährigen Krieges 104
- Klaus Wolf*
Vom Zweckbau zum Denkmal.
Das stadtkölnische Zeughaus in der Wahrnehmung
der frühneuzeitlichen Öffentlichkeit 122
- ## PROJEKTE
- Martin Straßburger*
Haydelberga vt capitur.
Archäologie der Belagerungen Heidelbergs
im 17. Jahrhundert 143

<i>Linda Braam</i>	
Die Durchsetzung der Allgemeinen Wehrpflicht in Preußen (1792-1859)	147
TAGUNGSBERICHT	
<i>Urte Evert</i>	
Die Kapitalisierung des Krieges. Kriegsunternehmer in Spätmittelalter und Früher Neuzeit	154
REZENSIONEN	
<i>Hanna Sonkajärvi</i>	
Philippe Bragard u. a. (Hrsg.), L'armée et la ville dans l'Europe du Nord et du Nord-Ouest, du XVe siècle à nos jours, Louvain-la-Neuve 2006	164
<i>Carmen Winkel</i>	
Birgit Rehse, Die Supplikations- und Gnadenpraxis in Brandenburg-Preußen. Eine Untersuchung am Beispiel der Kurmark unter Friedrich Wilhelm II. (1786-1797), Berlin 2008.....	168
<i>Jörg Rogge</i>	
Malte Prietzel, Kriegführung im Mittelalter. Handlungen, Erinnerungen, Bedeutungen, Paderborn u. a. 2006 Malte Prietzel, Krieg im Mittelalter, Darmstadt 2006	172
ANKÜNDIGUNG	
Militärische Eliten in der Frühen Neuzeit Call for Papers für Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 1 (2010).....	180
Abbildungsverzeichnis.....	184
Autorenverzeichnis	185
Veröffentlichungen des AMG.....	186

Aufsätze

Jan Willem Huntebrinker und Ulrike Ludwig

Militär und materielle Kultur in der Frühen Neuzeit
Einführung¹

Es sieht tatsächlich so aus, als bringe sich in den deutschen Geistes- und Kulturwissenschaften so etwas wie ein material turn mit Macht zur Geltung.²

Ansätze der materiellen Kulturforschung mit militärgeschichtlichen Fragestellungen zusammenzuführen erscheint naheliegend. Naheliegend ist es schon deshalb, weil die Welt des Militärs von Dingen wie Waffen, Rüstungen, Ehrenzeichen und Uniformen geprägt ist. Denkt man an frühneuzeitliches Militär, so hat man üblicherweise Bilder von bunt gekleideten Landsknechten mit Speißen und Hellebarden oder von Soldaten in Uniformröcken, mit Gewehren und Fahnen vor Augen. Und dennoch fehlen wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit der materiellen Kultur des Militärs noch weitgehend.

Die neueren Ansätze der Militärgeschichte ließen den *material turn* aus, möglicherweise weil an militärischen Artefakten noch immer das Image von verstaubter Objektkunde hängt. Die Beschäftigung mit den ‚Dingen‘, mit Artefakten des Militärs ist bis heute Domäne von Kostümgeschichte und Heereskunde geblieben, die sich mit Uniformen bzw. der militärischen Ausrüstung und ihrer Entwicklung beschäftigen und weitgehend isoliert agieren.³ Daneben gibt

¹ Das Themenheft ‚Militär und materielle Kultur in der Frühen Neuzeit‘ geht auf einen gleichnamigen Workshop zurück, der mit der freundlichen und außerordentlich hilfreichen Förderung der GERDA-HENKEL-STIFTUNG am 22. November 2008 in Frankfurt a. M. stattfand.

² Gottfried Korff, Von dem Verlangen, Bedeutungen zu sehen, in: Ulrich Borsdorf u. a. (Hrsg.), Die Aneignung der Vergangenheit. Musealisierung und Geschichte, Bielefeld 2004, S. 81-103, hier S. 86.

³ Hierzu im vorliegenden Heft: Marian Füssel, Der Wert der Dinge. Materielle Kultur in soldatischen Selbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges und die Kritik an der Kostümkunde bei Jan Willem Huntebrinker, Soldatentracht? Mediale Funktionen materieller Kultur in Söldnerdarstellungen des 16. und 17. Jahrhunderts.

es eine Reihe von wirtschafts- bzw. technikgeschichtlichen Arbeiten, denen es aber weniger um eine kulturelle Perspektive der Dinge, um eine Kulturgeschichte des Dinggebrauchs geht, sondern um deren ökonomische bzw. taktische Bedeutung.⁴

Die Ansätze der materiellen Kulturforschung reichen jedoch weiter, denn sie verstehen Dinge und Dingbeziehungen als Grundelemente menschlicher Vergesellschaftung.⁵ In dieser Perspektive sind sie wesentlicher Bestandteil eines Kulturverständnisses, das nicht im Sinne eines Dualismus von Natur und Kultur zwischen einer materiellen und einer mentalen Welt unterscheidet, sondern beide als aufeinander bezogen denkt.⁶ Dinge werden auf diese Weise zu Indikatoren von kulturellen Prozessen. Wenn Menschen es mit Dingen zu tun haben, dann weben sie diese unweigerlich in ihre Bedeutungsnetze ein.⁷ In diesem Verständnis materieller Kulturforschung können Dinge nicht isoliert, nicht ohne den sozialen Kontext betrachtet werden, in den sie eingebettet sind und den sie mit erschaffen.

⁴ Vgl. exemplarisch: Georg Ortenburg, *Waffe und Waffengebrauch im Zeitalter der Landsknechte*, Koblenz 1984; Julia Zunckel, *Rüstungsgeschäfte im Dreißigjährigen Krieg. Unternehmerkräfte, Militärgüter und Marktstrategien im Handel zwischen Genua, Amsterdam und Hamburg*, Berlin 1997.

⁵ Wichtiger Impulsgeber für die materielle Kulturforschung in der Geschichtswissenschaft ist das Institut für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, vgl. etwa: Helmut Hundsbichler u. a. (Hrsg.), *Die Vielfalt der Dinge. Neue Wege zur Analyse mittelalterlicher Sachkultur*, Gedenkschrift in memoriam Harry Kühnel, Wien 1998. Eine gute Einführung in die Diskussionen um das Thema Materielle Kultur in einer interdisziplinären Perspektive bietet: Hans Peter Hahn, *Materielle Kultur. Eine Einführung*, Berlin 2005; grundlegend: Christopher Tilley u. a. (Hrsg.), *Handbook of Material Culture*, London 2006; anregend auch: Hermann Heidrich, *Dinge verstehen. Materielle Kultur aus Sicht der Europäischen Ethnologie*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 103 (2007), S. 223-236.

⁶ Vgl. die Stellung von Dingen in Bruno Latours Projekt einer relationalen Soziologie: Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt a. M. 2007, S. 111-149, bes. S. 130 f. Vgl. auch Andreas Reckwitz, *Der Ort des Materiellen in den Kulturtheorien. Von sozialen Strukturen zu Artefakten*, in: ders., *Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*, Bielefeld 2008, S. 131-156.

⁷ Vgl. Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur*, in: ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt am Main 1987, S. 7-43, hier S. 9.

Dinge besitzen ein *social life*, da sie in Handlungen eingebunden werden, Anlass von Handeln sowie Bestandteil von Praktiken sind, Bedeutungen zugeschrieben bekommen und der Umgang mit ihnen interpretiert und gedeutet wird.⁸ Zwischen Menschen und Dingen herrschen komplexe Wechselwirkungen. Akteure können Dingen schließlich selbst den Status von Akteuren zuschreiben und ihnen eine enorme Wirkmächtigkeit auf ihre Handlungsspielräume bescheinigen.⁹

Die Lebenswelt frühneuzeitlicher Militärangehöriger konstituierte sich in diesem Sinne auch durch ihre materielle Kultur, durch die Dinge, die sie umgaben, mit denen sie umgingen und denen sie Bedeutung zugeschrieben haben. Viele Dinge – wie Waffen und Rüstung – standen zudem in direktem Bezug zu den Überlebens- und Erfolgsaussichten von Soldaten. Waffen, Rüstung und Kleidung, Ehrenzeichen oder Symbolträger wie Orden und Fahnen, treten bei der Betrachtung der materiellen Kultur des Militärs erst einmal als spezifisch militärische Dinge augenfällig in den Vordergrund.¹⁰ Die Wahrnehmung des Militärs als soziale Gruppe in der

⁸ Vgl. Arjun Appadurai (Hrsg.), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 1986; Stephen Harold Riggins (Hrsg.), *The Socialness of Things. Essays on the Socio-Semiotics of Objects*, Berlin, New York 1994; Katharina Simon-Muscheid, *Die Dinge im Schnittpunkt sozialer Beziehungsnetze. Reden und Objekte im Alltag (Oberrhein 14. bis 16. Jahrhundert)*, Göttingen 2004.

⁹ Vgl. hierzu die Beiträge im vorliegenden Heft von Nikolas Funke, ‚Naturali legitimâque Magica‘ oder ‚Teufflische Zauberey?‘ Das ‚Festmachen‘ im Militär des 16. und 17. Jahrhundert; Ulrike Ludwig, *Der Zauber des Tötens. Waffenmagie im frühneuzeitlichen Militär* sowie den Beitrag von Urte Evert, „Gute Sach stärkt den Mann“. Sachkundliche Überlegungen zu symbolischen Funktionen der frühneuzeitlichen Militärwaffen.

¹⁰ Zu den Fahnen vgl. Ian Gentles, *The Iconography of Revolution: England 1642-1649*, in: ders. u. a. (Hrsg.), *Soldiers, Writers and Statesmen of the English Revolution*, Cambridge 1998, S. 91-113; Werner Meyer, *Der stier von Ure treib ein grob gesang. Fahnen und andere Feldzeichen in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft*, in: Alfred Haverkamp (Hrsg.), *Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden*, München 1998, S. 201-235; Daniel Hohrath (Hrsg.), *Farben der Geschichte. Fahnen und Flaggen* (Ausstellungskatalog, Deutsches Historisches Museum Berlin). Zu den Waffen vgl. die 2007 vom Arbeitskreis für Militärgeschichte und dem DHM veranstaltete Tagung ‚Die Waffe als militärisches Instrument und Symbol‘, siehe: URL <http://>

frühneuzeitlichen Gesellschaft muss stark von diesen Dingen geprägt gewesen sein, denn letztlich waren sie das Erkennungszeichen eines Militärangehörigen. Deserteure versuchten nicht ohne Grund ihre Uniformen möglichst schnell gegen ‚zivile Kleidung‘ zu tauschen, denn nur so wurden sie nicht mehr als Soldaten erkannt und als Deserteur verdächtigt.¹¹

Ohne Frage erschließen sich daher mit der materiellen Kulturforschung neue Perspektiven und Fragestellungen für die militärgeschichtliche Forschung. Drei Tendenzen lassen sich dabei für die Epoche der Frühen Neuzeit bezüglich des spezifischen Verhältnisses von Militär und materieller Kultur benennen: eine zunehmende *Normierung* der Ausrüstung, die am deutlichsten in der Uniformierung erkennbar ist, eine zunehmende *Technisierung* der materiellen Umgebung der Soldaten und damit einhergehend eine zunehmende *Spezialisierung* des Kriegshandwerks, mit der Folge einer stärkeren Binnendifferenzierung des Militärs nach Waffengattungen. Die Posten der Büchsenmeister entstanden etwa im Spätmittelalter und diese Experten für Feuerwaffen übernahmen im Prozess ihrer Formierung und Professionalisierung als Gruppe etablierte Organisations- und Ausdrucksformen des städtischen Handwerks.¹² Und noch lange Zeit stand die Artillerie unter dem Eindruck dieses handwerklichen Selbstverständnisses und stellte innerhalb des Militärs eine gesonderte Gruppe dar, deren Status sich auf die exklusiven Kenntnisse im Umgang mit technischem Kriegsgerät gründete.

Die genannten Tendenzen von Normierung, Technisierung und Spezialisierung im Militär lassen sich auch für das umstrittene Konzept der ‚military revolution‘ nutzbar machen. Denn auch hier

hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1889 [zuletzt am 2. März 2009].

¹¹ Martin Winter, „Der Untertan auf Posten“. Deserteursverfolgung an der brandenburgisch-mecklenburgischen Grenze im 18. Jahrhundert, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 10 (2006), S. 109-180, hier S. 174 f.

¹² Rainer Leng, Gründe für berufliches Töten. Büchsenmeister und Kriegshauptleute zwischen Berufsethos und Gewissensnot, in: Horst Brunner (Hrsg.), *Der Krieg im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Gründe, Begründungen, Bilder, Bräuche*, Wiesbaden 1999, S. 307-348.

spielen letztlich Veränderungen in der technischen Ausrüstung und damit in der materiellen Kultur des Militärs eine entscheidende Rolle: Der massierte Einsatz von Feuerwaffen habe etwa, so die einschlägige Forschung dazu, normierte und uniforme Handlungsabläufe, eine Aufteilung der Truppenkörper nach Waffengattungen sowie ein professionalisiertes Offizierkorps erfordert.¹³ Und auch Jeremy Blacks Korrekturvorschlag zum klassischen Konzept der ‚military revolution‘ macht eine Neuheit in der Dingwelt des Militärs – das Bajonett – für revolutionäre Entwicklungen im Militärwesen verantwortlich.¹⁴ Die Forschung zur materiellen Kultur des Militärs in der Frühen Neuzeit könnte an solchen Beobachtungen ansetzen und untersuchen, ob und wie sich Veränderungen der Dingwelt des Militärs und deren Folgen in der Wahrnehmung der Zeitgenossen ausgenommen haben. Damit ließen sich solche Konzepte aus einer ganz anderen Perspektive überprüfen.

Weiterführend für aktuelle Forschungsfragen ist der Ansatz der materiellen Kultur zudem bei der Untersuchung des Militärs als sozialer Gruppe in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Denn Dingen kam gerade (wenn auch nicht nur) in der ständischen Gesellschaft die Funktion zu, soziale Verortung und Differenzierung ihrer Besitzer zu symbolisieren.¹⁵ Uniformen, Waffen oder Ehrenzeichen

¹³ Vgl. die Diskussion: Jean Bérenger (Hrsg.), *La Révolution Militaire en Europe (XV^e-XVIII^e siècles)* (Actes du colloque de Coëtquidan, 4 avril 1997), Paris 1998; David Eltis, *The Military Revolution in Sixteenth-Century Europe*, London 1998; MacGregor Knox, Williamson Murray (Hrsg.), *The Dynamics of Military Revolution, 1300-2050*, Cambridge 2001; Geoffrey Parker, *Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500-1800*, Frankfurt a. M. u. a. 1990; Clifford J. Rogers (Hrsg.), *The Military Revolution Debate. Readings on the Military Transformation of Early Modern Europe*, Boulder u. a. 1995.

¹⁴ Vgl. Jeremy Black, *A Military Revolution? Military Change and European Society 1550-1800*, Atlantic Highlands 1991.

¹⁵ Dies wurde bisher besonders intensiv im Bereich der Konsumforschung und in der Auseinandersetzung mit Kleidung herausgearbeitet. Zum Stand der Forschung vgl. etwa Christian Hochmuth, *Globale Güter – lokale Aneignung. Kaffee, Tee, Schokolade und Tabak im frühneuzeitlichen Dresden*, Konstanz 2008, bes. S. 14-24. Zur Kleidung: Robert Jütte, Neithard Bulst (Hrsg.), *Zwischen Sein und Schein. Kleidung und Identität in der ständischen Gesellschaft*, in: *Saeculum* 44 (1993), S. 1-112. Grundlegend hierbei ist der Ansatz von Simmel, Mo-

waren Medien der Abgrenzungen gegenüber der zivilen Lebenswelt und zugleich machten sie soziale Differenzierung innerhalb der Gruppe sichtbar. Praktiken der Grenzziehung zwischen Militärangehörigen und ziviler Bevölkerung, die immer auch Teil der Formierung und Stützung von Gruppenidentitäten waren, wurden von der Forschung inzwischen oft beschrieben.¹⁶ Auffällig ist aber, dass die Rolle von Gegenständen in diesen Praktiken bisher kaum in den Blick genommen wurde. Dabei haben einzelne Untersuchungen zu symbolischen Praktiken in vormodernen Streitkulturen durchaus gezeigt, dass bestimmten Objekten eine enorm wichtige Bedeutung zugeschrieben wurde.¹⁷ So ist für die Gruppe der Studenten herausgearbeitet worden, dass sie ein militärisches Erscheinungsbild wählten, mit Waffen und Kleidung, die als typisch militärisch wahrgenommen wurden, um sich als gefährliche Gruppe gegenüber der lokalen Bevölkerung zu inszenieren.¹⁸ Welche Bedeutung Gegenständen – wie Waffen aber auch Uniformen oder Ehrenzeichen – in der Grenzziehung zwischen Soldaten und Bevölkerung oder zwischen verschiedenen Gruppen im Militär zukam, ist bisher allerdings noch weitgehend ungeklärt.

de als Technik sozialer Differenzierung aufzufassen: Georg Simmel, *Philosophie der Mode* (1905), in: Ottheim Rammstedt (Hrsg.), *Georg Simmel Gesamtausgabe* (Bd. 10), Frankfurt a. M. 1995, S. 9-37.

¹⁶ Ronald G. Asch, *Wo der soldat hinkömmt, da ist alles sein?: Military Violence and Atrocities in the Thirty Years War Re-examined*, in: *German History* 18 (2000), S. 291-309; Michael Kaiser, *Die Söldner und die Bevölkerung. Überlegungen zur Konstituierung und Überwindung eines lebensweltlichen Antagonismus*, in: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), *Militär und ländliche Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Hamburg 2000, S. 79-120; Maren Lorenz, *Das Rad der Gewalt. Militär und Zivilbevölkerung in Norddeutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (1650-1700)*, Köln u. a. 2007.

¹⁷ Barbara Krug-Richter, *Von Messern, Mänteln und Männlichkeit. Aspekte studentischer Konfliktkultur im frühneuzeitlichen Freiburg im Breisgau*, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 4 (2004), S. 26-52; Francisca Loetz, *Zeichen der Männlichkeit? Körperliche Kommunikationsformen streitender Männer im frühneuzeitlichen Stadtstaat Zürich*, in: Martin Dinges (Hrsg.), *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, Göttingen 1998, S. 264-293.

¹⁸ Vgl. Krug-Richter, *Messern* (Anm. 16).

In methodischer Hinsicht ist dabei zu berücksichtigen, dass gerade für die Untersuchung frühneuzeitlicher Fragestellungen kaum auf Objekte, sondern vor allem auf Texte und Bilder zurückgegriffen werden muss, in denen Dinge thematisiert werden.¹⁹ Es liegt auf der Hand, dass zwischen Objekten einerseits und dem Schreiben über Objekte (und den mit ihnen vollzogenen Handlungen) bzw. deren bildlicher Darstellung andererseits unterschieden werden muss. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, nach der ‚Konstruktion‘ der Objekte in den Quellen zu fragen. Die Frage, weshalb ein Objekt auf eine bestimmte Weise beschrieben oder gezeigt wird und welche Darstellungsmodi sich unterscheiden lassen, ist wesentlich für die Einordnung der Darstellungen und Beschreibungen von Dingen in den Quellen.

Damit verbunden ist die Frage nach der Funktion der Darstellung. Am deutlichsten ist dieser Punkt sicherlich in Flugblättern von Söldnern und Soldaten greifbar, die kaum einer realistischen Wiedergabe verpflichtet waren, sondern ihrerseits als Symbol und Verweisstruktur auf die Bewertung der Söldner fungierten.²⁰ Das ‚Ding‘ Kleidung wird hier z. T. seiner materiell existenten Form enthoben und die Darstellung fingiert Materialität, die nicht unbedingt den Ansprüchen von Authentizität folgte oder auch nur Authentizität zum Ziel hatte. Diese mediale Dimension wäre u. E. generell für Ansätze der materiellen Kulturforschung zu diskutieren, zumal sie als wesentliches Element der Quellenkritik gelten kann. Denn auch wenn die Funktion der Darstellung nicht immer klar bestimmt werden kann oder aber – um mit Wolfgang Reinhard zu sprechen – eine Pfeife manchmal wirklich nur eine Pfeife ist,²¹ so

¹⁹ Vgl. Gabriela Signori, Wörter, Sachen und Bilder. Oder: die Mehrdeutigkeit des scheinbar Eindeutigen, in: Andrea Löther u. a. (Hrsg.), *Mundus in Imagine. Bildersprache und Lebenswelten im Mittelalter*. Festgabe für Klaus Schreiner, München 1996, S. 11-33. Zu Testamenten und Nachlassinventaren als Quelle siehe auch: Ruth-Elisabeth Mohrmann, Zwischen den Zeilen und gegen den Strich – Alltagskultur im Spiegel archivalischer Quellen, in: *Der Archivar* 44 (1991), S. 233-246.

²⁰ Siehe dazu Huntebrinker, Soldatentracht? (Anm. 2).

²¹ Wolfgang Reinhard, Manchmal ist eine Pfeife wirklich nur eine Pfeife: Plädoyer für eine materialistische Anthropologie, in: *Saeculum*, 56 (2005), S. 1-17.

würde die Ausblendung der Frage nach der Funktion einer Darstellung zu einem kurzschlüssigen in eins setzen von Dingen und den Texten, in denen über sie berichtet wird, führen. Ebenso bedeutsam ist die Frage nach den Rückwirkungen des Dargestellten auf die Wahrnehmung von und den Umgang mit Objekten. Denn Objekte und Beschreibungen von Objekten repräsentieren nicht nur historische Wahrnehmungen, sondern generieren sie auch.²² Insgesamt rücken damit Fragen nach den symbolischen Bedeutungen von Dingen, die in deren Darstellung inbegriffen sind, nach der Rückwirkung der Darstellungen auf den Umgang mit Dingen wie auch wiederum auf die Beschreibung von Dingen in das Blickfeld der Untersuchung.²³

Das vorliegende Themenheft versteht sich als ein erster, angesichts des begrenzten Raumes notwendigerweise cursorisch bleibender Beitrag, denkbare Perspektiven der materiellen Kulturforschung zu präsentieren. Die einzelnen Untersuchungen wenden sich vor allem dem Umgang mit Dingen und der Bedeutungszuschreibung an Dinge im Rahmen der Konstituierung der militärischen Lebenswelt zu. Sie haben dabei die Frage nach dem Verhältnis zwischen Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit im Blick. Ein erster thematischer Schwerpunkt liegt dabei auf der Frage nach der Bedeutung der materiellen Kultur des Militärs für die Soldaten und ihre Lebenswelt.²⁴ Ein anderer Teil der Beiträge hebt hingegen stärker auf die Bedeutung der materiellen Kultur für die gesellschaftliche

²² Mit Blick auf Flugblätter dazu auch Silvia Serena Tschopp, Das Unsichtbare begreifen. Die Rekonstruktion historischer Wahrnehmungsmodi als methodische Herausforderung der Kulturgeschichte, in: *Historische Zeitschrift* 280 (2005), S. 39-81, hier S. 78.

²³ Methodisch weiterführend dazu: Birgit Emich, Bilder einer Hochzeit. Die Zerstörung Magdeburgs 1631 zwischen Konstruktion, (Inter-)Medialität und Performanz, in: dies., Gabriela Signori (Hrsg.), *Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit* (ZHF Beiheft, 42), Berlin 2009, S. 197-235.

²⁴ Vgl. hierzu die Beiträge im vorliegenden Heft von Funke, „Naturali legitimâque Magica“; Ludwig, Der Zauber des Tötens; Evert, „Gute Sach stärkt den Mann“ (alle Anm. 8) sowie Füssel, Der Wert der Dinge (Anm. 2).

Wahrnehmung des Militärs als sozialer Gruppe ab.²⁵ Gemeinsamer Nenner ist die Frage nach den kulturellen Formen der Interaktion mit Dingen.

In den Blick geraten dabei vor allem die symbolische Aufladung und die unterschiedlichen Bedeutungsebenen von Objekte, die danach nicht nur als Indikator kultureller Prozesse zu begreifen sind. Vielmehr können sie in Anlehnung an die Semiotik und den volkskundlich geprägten Begriff der ‚Dingbedeutsamkeit‘²⁶ als Übermittler von Bedeutungen verstanden werden, die den Dingen von den Menschen zugeschrieben wurden.²⁷ Und auch wenn im Folgenden womöglich mehr Fragen gestellt als beantwortet werden können, so ist dies aus unserer Sicht kaum problematisch, gilt es doch zunächst einmal, mögliche Fragehorizonte zu eröffnen und zu diskutieren, wo die Potentiale und Grenzen einer Analyse materieller Kulturen für die Militärgeschichte liegen.

²⁵ Hierzu im vorliegenden Heft: Huntebrinker, Soldatentracht? (Anm. 2); Klaus Wolf, Vom Zweckbau zum Denkmal. Das stadtkölnische Zeughaus in der Wahrnehmung der frühneuzeitlichen Öffentlichkeit.

²⁶ Dazu Karl-Sigismund Kramer, Dingbedeutsamkeit. Zur Geschichte des Begriffs und seines Inhalts, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums und Berichte aus dem Forschungsinstitut für Realienkunde, Nürnberg 1995, S. 22-32. Kramer unterscheidet zudem zwischen instrumentalen, funktionalen, emotionalen und symbolischen Beziehungsmodi, die erst in ihrer Gesamtheit eine ‚Dingbedeutsamkeit‘ freilegen.

²⁷ Zu diesem Aspekt siehe die Überlegungen bei: Anja Schöne, Tagungsberichte Sachkulturforschung, in: Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 44 (1999), S. 269-273, bes. S. 269. Eine Beschränkung auf die Erfassung und Beschreibung von Dingen und des Umgangs mit ihnen würde dann auch methodisch kaum weiter reichen als bis zur Aufzählung eines vielfältigen Nebeneinanders, ein sachkultureller Ansatz, dem – wie Korff zurecht einräumt – in aller Regel ein bloß antiquarisches Interesse zu Grunde liegt. Gottfried Korff, Ein paar Worte zur Dingbedeutsamkeit, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 32, (2000), S. 21-33, bes. S. 27.

Nikolas Funke

„Naturali legitimâque Magica“ oder ‚Teufflische Zauberey‘?

Das ‚Festmachen‘ im Militär des 16. und 17. Jahrhunderts

Der Tod war in der Frühen Neuzeit allgegenwärtig, doch dürfte er kaum einer sozialen Gruppe so aufdringlich bewusst gewesen sein wie Söldnern und ihren Angehörigen, denn töten und getötet werden waren die charakteristischsten Merkmale ihres Berufs. Die *ars moriendi* war ein grundlegendes Paradigma dieser Zeit, allerdings war es im Militär meist unmöglich einen ruhigen, bewussten, also ‚guten‘ Tod zu sterben. Die Angehörigen der unteren Ränge hatten darüber hinaus im Falle des eigenen Todes kein ehrliches Begräbnis zu erwarten, sondern konnten bestenfalls darauf hoffen, in einem Massengrab bestattet zu werden und das auch nur, wenn dies die Umstände zuließen. Umso verständlicher ist es daher, dass die *ars mortem evitandi*, um Michael Kaisers Begriff zu borgen, also magische Praktiken, mit denen der eigene Tod abgewendet werden sollte, unter Söldnern auf besonders aufmerksames Interesse stießen.¹

Dieser Beitrag versucht sich den magisch-religiösen Praktiken anzunähern, die im Militär des 16. und 17. Jahrhunderts geläufig waren, um sich gegen Verwundung und Tod zu schützen. Im Kontext der materiellen Kultur im Militär spielen diese insofern eine Rolle, als dass es sich weitgehend um Gegenstände wie Amulette, beschriebene Zettel und andere Objekte handelte, denen die Kraft zugeschrieben wurde, das eigene Überleben sicherzustellen.

Während sich Volkskundler besonders für die Zeit des Ersten Weltkriegs mit militärischem ‚Aberglauben‘ auseinandersetzten, ist den im Militär der Frühen Neuzeit kursierenden Wundsegen und Amuletten von Historikern bislang wenig Beachtung geschenkt

¹ Michael Kaiser, Zwischen „ars moriendi“ und „ars mortem evitandi“. Der Soldat und der Tod in der Frühen Neuzeit, in: ders., Stefan Kroll (Hrsg.), Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit, Münster 2004, S. 323-343.

worden.² Die älteren volkskundlichen Arbeiten stellen zwar diachron ‚abergläubische‘ Verfahren aus dem militärischen Milieu in großem Umfang dar, allerdings begnügten sich die Autoren zu meist damit, Beispiele zusammenzutragen und nach verschiedenen Gesichtspunkten zu ordnen, eine nähere kulturelle oder zeitliche Kontextualisierung unterblieb in der Regel. Darüber hinaus bleiben die Quellen, aus denen die Informationen bezogen wurden, häufig im Dunkeln. Die historischen Beiträge setzen sich zwar mit den Bemühungen der Soldaten auseinander, sich vor dem Tod zu schützen, allerdings ohne die Praktiken bzw. die Objekte, die hierfür hergestellt und verwendet wurden, näher zu betrachten oder einzuordnen.

Letzteres stellt zugegebenermaßen keine leichte Aufgabe dar. Quellen, die auf diesen Bereich der populären Magie verweisen, gibt es reichlich, allerdings erlauben diese Zeugnisse in den wenigsten Fällen detaillierte Einsichten, da Beschreibungen der Rituale oder Gegenstände meistens fehlen. So lässt zum Beispiel der Feldprediger Zacharias Theobald jun. in einer Heerpredigt aus dem Jahr 1618 erkennen, dass die Soldaten beschriebene Oblaten (*‚characterische Brot‘*) einnahmen, um für vierundzwanzig Stunden unverwundbar zu werden. Was auf diesen Oblaten geschrieben war, berichtet er jedoch nicht.³ Besondere Beachtung verdienen daher Johannes Staricius 1615 zuerst veröffentlichter *HeldenSchatz* und der von einem anonymen und pro-schwedischen Schreiber verfasste *Victori-*

² Unter den folkloristischen Arbeiten sind vornehmlich Hans Bächtolds, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube, Straßburg 1917 und Ernst M. Kronfelds, Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben, München 1915, sowie [Art.] festmachen, in: Hans Bächtold-Stäubli (Hrsg.), Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Bd. 2, Berlin, New York ³2000, Sp. 1353 f. zu nennen. Die neuesten Beiträge zum Thema aus historischer Sicht: Kaiser, ars moriendi (Anm. 1), Brage Bei der Wieden, Niederdeutsche Söldner vor dem Dreißigjährigen Krieg. Geistige und mentale Grenzen eines sozialen Raums, in: Bernhard Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn u. a. 1996, S. 85-107.

³ Zacharias Theobald jun., Heerpredigt Auß dem schönen Gebet deß theuren Feld Obristen Judæ Maccabæi, Friedberg 1618.

Schlüssel, der 1631 in Druck ging.⁴ Beide Werke stellen, im Gegensatz zu anderen Quellen, die Rituale der Passauer Kunst relativ detailliert dar und bilden somit die Hauptquellen für diesen Beitrag. Gerichtsakten, die für Hexenprozesse erhalten sind und oft Einblicke in die Rituale der Hexerei erlauben, fehlen für das Festmachen. Dies ist einerseits dadurch bedingt, dass Militärgerichtsakten aus der Zeit vor dem ausgehenden 17. Jahrhundert überhaupt kaum erhalten sind. Andererseits handelt es sich aber beim Festmachen eben nicht um Hexerei und somit ist es unwahrscheinlich, dass diese Praktiken überhaupt vor Gericht kamen. Magie, Alchemie und Medizin sowie ihre ‚populären‘ Varianten waren bis zum Aufkommen der experimentellen Wissenschaft auf allen Ebenen untrennbar miteinander verwoben und magische Vorstellungen lassen sich in den meisten Bereichen frühneuzeitlichen Lebens nachweisen. Trotz der intensiven Forschung der letzten Jahrzehnte hält sich noch immer bei modernen Betrachtern der Eindruck, dass es sich bei Magie in der frühen Neuzeit grundsätzlich um ein strafbares Verbrechen handelte. Es war allerdings nicht die Magie an sich, die vor weltlichen Gerichten verhandelt wurde, sondern zumeist der Ausnahmefall der Hexerei, der Schadenszauber. Die *Constitutio Carolina Criminalis* von 1532 macht deutlich, dass nur *jemandt*, der *den leuten durch zauberey schaden oder nachtheyl zufügt*, mit dem Leben zu strafen sei, andere Zauberer aber, denen kein *maleficium* nachzuweisen war, sollten *nach gelegenheit der sacht* (wie zum Beispiel Scharlatanerie) gestraft werden.⁵ Einige juristische Richtlinien gingen sogar noch einen Schritt weiter und nahmen gelungene Heilung von Kranken oder den Schutz der Ernte durch magische Rituale explizit von der Strafverfolgung aus.⁶ Somit ist es auch nicht

⁴ Johannes Staricius, *HeldenSchatz*, Frankfurt 1615. Der *HeldenSchatz* erwies sich als überaus beliebter Ratgeber und erfuhr bis zum Ende des 17. Jahrhunderts noch mindestens elf Auflagen. Anonym, *Victori-Schlüssel*, o. O. 1631.

⁵ Friedrich-Christian Schroeder (Hrsg.), *Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V.*, Stuttgart 2000, S. 73.

⁶ Vgl. Wolfgang Behringer, *Witchcraft Persecutions in Bavaria – Popular Magic, Religious Zealotry and Reason of State in Early Modern Europe*, Cambridge 1997, S. 81.

verwunderlich, dass Magier, die die Passauer Kunst praktizierten, nicht in Kriminalakten auftauchen, denn sie betrieben eben das Gegenteil des *maleficium*, indem sie ihren Kunden Schutz versprachen. Und wenngleich sie sich damit nicht unbedingt im Bereich des ‚Legalen‘ bewegten, so war ihr Handeln doch auch nicht per se illegal.

Die Vorstellung, dass man sich unverwundbar machen konnte, war in der Frühen Neuzeit unter Soldaten weit verbreitet. Jemanden, der als unverwundbar galt, nannte man ‚fest‘ oder ‚gefroren‘. Die Praktiken, mit denen man die Unverwundbarkeit zu erlangen hoffte, wurden im 16. Jahrhundert meist als ‚Festmachen‘ bezeichnet, im frühen 17. Jahrhundert verbreitete sich dann der Begriff der ‚Passauer Kunst‘. Der Ausdruck wird zumeist auf den Passauer Scharfrichter Kaspar Neithart zurückgeführt, der um 1611 im Feldlager vor der Stadt Soldaten in der Kunst sich ‚fest‘ oder ‚gefroren‘ zu machen unterwiesen haben soll beziehungsweise gedruckte Zettelchen verkaufte, die geschluckt wurden, um sich vor Verwundung und Tod zu schützen.⁷ Gustav Freytag zweifelte diese Etymologie schon im 19. Jahrhundert an und unterstellte, der Begriff ‚Pessulant‘ – mit dem jemand bezeichnet wurde, der mit Zauberei umging – sei im Volksmund zu ‚Passauer‘ verballhornt worden. Letztlich bleibt festzuhalten, dass ‚Passauer Kunst‘ seit dem frühen 17. Jahrhundert zwar kein neues Phänomen bezeichnet, der Begriff aber bald auf die ganze Bandbreite von im Militär geläufigen apotropäischen magischen Verfahren angewandt wurde.

Bevor die Methoden dargestellt werden, sollte der Blick zunächst auf ihre Außenwirkung gerichtet werden. Dass Soldaten versuchten, sich auf verschiedene Weise vor dem Tod zu schützen, war in der Frühen Neuzeit ein Allgemeinplatz. Besonders von theologischer Seite wurden die Praktiken mit entschiedener Ablehnung bestenfalls als abergläubisch, zumeist jedoch als Teufelswerk ge-

⁷ Vgl. Kronfeld, *Der Krieg im Aberglauben* (Anm. 2), S. 88; Bächtolds, *Deutscher Soldatenbrauch* (Anm. 2), S. 22. Auch der Autor des *Victori-Schlüssels* scheint dieser Auffassung zu sein, wenn er 1631 schreibt, die Passauer Kunst sei *vor etlichen und zwantzig Jahren* aufgekommen. Anonym, *Victori-Schlüssel* (Anm. 4), S. Aii^v.

wertet. Luther warnte vor soldatischem Aberglauben wie der Anrufung bestimmter Heiliger, dem Beschwören der Waffen oder dem Tragen des Johannesevangeliums (von dessen Mitführen man sich körperlichen Schutz versprach), da sich der Soldat hierdurch der Sünde des Unglaubens bzw. eines falschen Gottvertrauens schuldig machte.⁸ Er empfahl dem Leser vor der Schlacht Körper und Seele im Gebet Gott anzuvertrauen, fakultativ noch ein Credo und ein Vater Unser zu sprechen und dann in *Gotts namen* zu kämpfen.⁹ Während Luther die apotropäischen Handlungen der Soldaten zwar als Aberglauben brandmarkte, diese jedoch noch im Fundus christlicher Gefahrenabwehr verordnete, waren sich spätere Autoren über konfessionelle Grenzen hinweg darin einig, dass es sich hierbei um etwas weitaus Gefährlicheres handelte. Exemplarisch mag hier der Jesuit Georg Scherer zitiert werden, der seine Schrift *Ein bewährte Kunst vnd Wundsegen*, in der er für Gebet, Barmherzigkeit und Mäßigung als theologisch vertretbare Alternative zu den magischen Praktiken der Soldaten warb, wie folgt einleitete:

*Es pflegen inn Kriegsleufften vnd Feldzügen nicht allein vil auß den gemainen Kriegsleuten/ sondern auch etliche Hauptleuth vnd Obristen/ weiß nicht was für teufflische Künst zugebrauchen/ vnd aberglaubige Wundsegen anzubucken.*¹⁰

Scherers Einschätzung ist insofern typisch, als dass sie einerseits die Schutzzauber der Soldaten eindeutig als schwarze Magie und Aberglauben verurteilt und sie als ein in allen Rängen verbreitetes Phänomen sieht, andererseits jedoch über die Formen dieser Praktiken keine Informationen preisgibt. Die Frage ob dies auf Desinteresse oder Unwissen zurückzuführen ist, ob die Details als allgemein bekannt vorausgesetzt wurden oder ob die Stille als Bemühen gewertet werden muss, diese Methoden durch eingehendere Beschreibung nicht noch weiter zu verbreiten, bleibt offen.

⁸ Martin Luther, Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können, in: D. Martin Luthers Werke, Weimar 1897 [Neudruck: 1964], S. 660.

⁹ Ebd., S. 661. Leonhart Fronsperger übernimmt diese Passage fast wörtlich in Leonhart Fronsperger, Geistliche Kriegsordnung (...), Frankfurt a. M. 1565, S. XV^v.

¹⁰ Georg Scherer, Ein bewerte Kunst vnd Wundsegen, Ingolstadt 1595, S. Aii^R.

Berichte über die ‚Gefrorenen‘ lassen sich zumeist in nichttheologischen Quellen finden. Hans Wilhelm Kirchhoff berichtet von einem Söldner namens Funck, der 1547 im Feldlager bei Kassel hingerichtet wurde.¹¹ Funck hatte sich zuvor bei einem Garthaufen in der Nähe von Bremen aufgehalten und im Vertrauen auf seine *Zäuberey* wiederholt *muhtwillig und vorsetzlich Balgen angericht* und hierbei mehrere Landsknechte verwundet oder getötet. Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges beobachtete ein anonymer Privatmann in Mansfelds Armee bei der Belagerung von Pilsen wie der Söldner Hans Fabel eines Tages mit einem Humpen Bier auf den Stadtgraben zuging. Obwohl die Belagerten auf ihn schossen, trank Fabel sein Bier aus, kehrte ins Lager zurück und zog sich fünf Kugeln aus der Brust.¹² Sein Wundzauber schützte Fabel jedoch nicht vor Krankheit; er verstarb noch vor der Eroberung der Stadt. Für den Autor war dies kein Zufall. Die *zäuberische Kunst* sei zwar nicht nur *gantz gemein* sondern auch effizient, denn man hätte *eber von einem Felsen/ als von eim solchen bezäuberten etwas geschossen*.¹³ Der Autor ging aber auch davon aus, dass den Gefrorenen *der Teufel (...) in der Haut stecke* und warnte vor dem hohen Preis der vorübergehenden Unverwundbarkeit, denn er habe *irer vil gekennet/ die es gebraucht/ die sein schröcklich umb ihr Leben kommen*.¹⁴ Die Anwendung der Zauberei sei auch im Hinblick auf die Ewigkeit ausgenommen kurzsichtig, denn sie verstoße gegen das erste und das zweite Gebot, was zur Folge habe, dass diejenigen, die im Vertrauen auf Gott fielen, von den Engeln in den Himmel getragen würden, die Gefrorenen hingegen über kurz oder lang *der schwarze Casper* hole.

Es waren nicht nur die niederen Ränge, die mit der Passauer Kunst in Verbindung gebracht wurden. William Watts' auf dem *Theatrum Europaeum* basierender Bericht über die Schlacht von Leipzig 1631 schildert, wie das Original, General Tillys Verwundungen und den

¹¹ Hans Wilhelm Kirchhoff, *Militaris Disciplina*, Kritische Ausgabe, hrsg. v. Bodo Gotzowsky, Stuttgart 1976, S. 62 f.

¹² Anonym, *Warhaffter Bericht/ Von der Belägerung und mit gestürmter hand Eroberung der Stadt Pilsen inn Behem*, o. O. 1619, S. 17.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd., S. 18.

Verdacht des behandelnden Barbiers von Halle, dass Tilly fest sein müsse.¹⁵ Im Gegensatz zum *Theatrum* lehnt Watts diese Vermutung jedoch als ehrenrührig ab: *Very loath I am to leaue so base an imputation vpon so honourable a Commander; as to owe his life, all this while, vnto a devilish inchantment.*¹⁶ Watts war durchaus an der Passauer Kunst interessiert und erwähnt sie auch an anderer Stelle. In der Erstausgabe des ersten Teils seines *Swedish Intelligencer*, in dem er, ebenfalls auf der Grundlage des *Theatrum Europaeum*, den Kriegsverlauf schildert, beschreibt er dem englischen Leser diese deutsche Spezialität durchaus fasziniert in einer langen Marginalie.¹⁷ Er versichert, dass es eine solche Praktik, an deren Wirkung kein deutscher Soldat zweifle, wirklich gäbe, und führt den Leser sogar in die deutsche Fachterminologie ein: *The Charme which they weare makes their bodies Gefrom, that is, frozen, and hard. (...) No bullet nor iron weapon can pierce them.*¹⁸ Ein Soldat habe den Engländern vor *Stoade*, vermutlich Stade, die Stirn geboten und obwohl die Gegner mindestens hundert Schüsse auf ihn abgaben und seine Kleidung zerfetzten, ging der Mann, seine Hosen raffend, seines Wegs. Was in Bezug auf anonyme Individuen eine gute Anekdote abgab, wollte Watts auf Tilly, der zwar gegen die von ihm unterstützten Schweden kämpfte, aber auch beim Feind hohes Ansehen genoss, nicht sitzen lassen. Die ‚teuflische Bezauberung‘ fände nach seiner Auffassung ausschließlich unter der *reprobate raskalitie* der Armee Anwendung, selbst Angehörige der alleruntersten Ränge lehnten die Passauer Kunst ab, wenn sie etwas auf ihre Reputation hielten. Für Watts als gutem Protestanten und Parteigänger des frommen schwedischen Königs war diese Form der Zauberei also eindeutig mit einem Stigma behaftet, mit dem man ehrenhafte Kommandeure, auch Feinde, nicht verunglimpfen dürfe.

¹⁵ William Watt, *The Famovs Victorie of Leipsich*, in: *The Swedish Discipline*, London 1632. Der Schlachtbericht beginnt nach dem Hauptteil mit neuer Paginierung.

¹⁶ Ebd., S. 32.

¹⁷ William Watts, *The Swedish Intelligencer – The first part*, London 1632, S. 127.

¹⁸ Ebd.

Es ist wichtig festzuhalten, dass die Zeitgenossen, wenn sie die Passauer Kunst verurteilten, dies aufgrund religiöser Bedenken taten, ihr aber nicht die Wirkkraft absprachen. Dass die Effizienz der Praktiken auch im zivilen Alltag anerkannt wurde, ist einer Passage des *HeldenSchatzes* zu entnehmen. Der Erfurter Scharfrichter musste 1601 einen Verurteilten köpfen, der als *vest* galt, und forderte ihn auf, beiden Parteien das (Ab-)Leben nicht unnötig zu erschweren.¹⁹ Der Verurteilte zeigte sich einsichtig, holte getrocknetes Johanniskraut unter seinem rechten Arm hervor und reichte es dem Henker, wonach die Hinrichtung reibungslos zu ihrem Ende gebracht werden konnte. Verglichen mit den Einschätzungen der Zeitgenossen, die das Festmachen recht eindeutig in die Sphäre des Dämonischen einordneten, wirkt das Bündel Kraut, welches der Verurteilte dem Scharfrichter übergab, fast banal und es scheint erforderlich sich mit der Passauer Kunst detaillierter auseinanderzusetzen.

Johannes Staricius *HeldenSchatz* ist ein Kompendium für den militärischen Alltag, das besonders im ersten Teil eine Reihe von naturmagischen Verfahren beschreibt. Nach detaillierten Anweisungen für die Herstellung einer Rüstung aus *Elektrum magicum*,²⁰ wie Vulcanus (Hephaistos) sie für Achilles gefertigt haben soll, schließt Staricius eine Sammlung von Beschreibungen, Rezepten und Bauanleitungen für verschiedenste Rituale, Gegenstände und Waffen an. Die enorme Bandbreite des Werkes umfasst unter anderem Wetterzauber, Schwerter, mit denen der Besitzer immer siegt, Freikugeln oder Rezepte, mit denen sich die Kraft von Pferden auf erschöpfte Soldaten übertragen lässt, wie man mit Speck Felsen sprengen kann, oder wie man Soldaten binnen einer Stunde von der Ruhr heilt. Bei alldem ist Staricius verständlicherweise stets bemüht, gegen den Verdacht der schwarzen Magie zu protestieren und klarzustellen, dass er *mit der teuflischen Verbindung der Geister (...) vnd anderen Nigromantischen zaubereyen/ nichts zuschaffen* habe und es sich bei seinen Künsten lediglich um *Naturali legitimâ-*

¹⁹ Staricius, *HeldenSchatz* (Anm. 4), S. 91.

²⁰ Ebd., S. 1 f.

que Magica cum ceteris scientis handele, die dem Menschen von Gott offenbart und somit erlaubt seien.²¹ Praktiken, mit denen man sich vor Verwundung schützen kann, kennt Staricius einige. *Johannis Blut* (Johanneskraut), das auch der Erfurter Hinzurichtende bei sich trug, sollte am St. Johannistag (24. Juni) zwischen elf und zwölf Uhr geerntet und anschließend am Körper getragen oder ins Wams eingenäht werden.²² Ein Soldat, dessen Namen Staricius aus Gründen der Diskretion nicht preisgeben will, habe dank dieses Amuletts durch einen türkischen Säbel lediglich einen Striemen am Bein davongetragen. Ein weiterer Bekannter des Autors habe das erste Menstruationsblut einer Jungfrau mit einem Leinentuch aufgefangen, in ein neues, von einer Jungfrau genähtes *Niderkleid* eingewickelt und dieses unter dem rechten Arm getragen.²³ Die Wirkung dieses Amuletts zeigte sich nicht nur im Kampf, den der Träger immer gewann, sondern sie verlieh ihm auch beständiges Glück im Spiel. In Verbindung mit einem speziellen Schwert riet Staricius weiter, man solle sich zum Schutz vor Blutwunden auch einen *Character*, also ein Siegel, aus dem Eisen eines Richtschwerts anfertigen und diesen in einen Ring einsetzen lassen. Was dieses Siegel abbilden sollte, verrät der Autor zwar nicht, allerdings solle man *O Castiel Princeps armorum, per Deum Abraham, Isaac & Iacob* in den Ring gravieren lassen, sich das Siegel vor dem Kampf in die Stirn drücken und den Ring an den Ringfinger der rechten Hand stecken. Staricius weist ausdrücklich darauf hin, dass einer der entscheidenden Vorteile dieses Rezepts der sei, dass man keinerlei Beschwörungen sagen müsse. Dieser Vorteil erschließt sich, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass traditionell viele magische Rituale die Kombination von Zauberspruch und Geste beinhalteten.²⁴ Da durch das Eindrücken des Siegels also schon die Geste ausgeführt wurde, hätte das gleichzeitige Sprechen einer Formel den Verdacht

²¹ Ebd., S. 54.

²² Ebd., S. 75.

²³ Ebd., S. 76.

²⁴ Vgl. hierzu, z. B. Isaac Bacon, Versuch einer Klassifizierung altdeutscher Zaubersprüche und Segen, in: *Modern Language Notes* 67 (1952), S. 224-232, hier S. 226.

der Zauberei erwecken können, was weder im Sinne des Anwenders noch des Autors sein konnte.

Ein weiteres, sehr zeitaufwendiges Mittel aus dem *HeldenSchatz* um sich festzumachen war, Zettelchen aus Jungfrauenpergament in der Weihnachtsnacht um Mitternacht mit ‚I.N.R.I.‘ zu beschreiben und sie vor Ablauf der Stunde in kleine *Küchlein* aus Wasser und Mehl zu stecken und das ganze in Pergament oder Papier einzuwickeln.²⁵ Nun musste man die Küchlein unter die Altardecke schmuggeln und warten, bis die Messen zu Ostern, Christi Himmelfahrt und Pfingsten über ihnen gesprochen worden waren, bevor sie wirksam wurden. Vor dem Kampf musste der Nutzer nun durch eine kurze Formel seine Seele in Gottes Hände legen (*In nomine Patris, & Filii, & Spiritus sancti, Amen. In manus tuas Domine commendo spiritum meum*), eines der Küchlein schlucken und anschließend eine weitere Formel sprechen (*Jesus autem transiens per medium illorum ibat in pace: Deus meus custodiat me (Ioannem, Petrum, &c.) ab omni malo*).²⁶ Der Soldat war nun für 24 Stunden fest.

Ein letztes Mittel, um sich gegen *hawen/ stechen/ vnd schiessen* zu schützen, war zwar nicht ganz so aufwendig, bedurfte aber auch der Vorbereitung.²⁷ Zunächst war es nötig den Schädel eines Gehenkten oder Geräderten zu finden, auf dem Moos wuchs. Am folgenden Tag musste man an die Stelle zurückkehren und den Schädel so zurechtlegen, dass man das Moos davon abschaben konnte. Nun galt es bis zum kommenden Freitag zu warten und das Moos unter Aufsagung folgender Formel zu ernten:

*Ich, XXX, bitte heut zu dieser frist/ Dich meinen HERREN Jesum Christ/ der reinen Magd Mariae Sohn/ du wollest mir beystahn auff diesem Plan/ vnd mir helffen binden aller meiner Feinde Händ/ vnnd wollest mir helffen zerreißen/ ihr Stabel vnd all ihr Eisen/ Jesu Mariae Sohn/ Hilff mir von diesem Plan. Im Namen deß Vatters/ deß Sohns/ vnnd deß heiligen Geistes/ Amen.*²⁸

²⁵ Staricius, *HeldenSchatz* (Anm. 4), S. 92.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd. S. 93 f.

²⁸ Ebd.

Was nun mit dem Moos zu tun war, bleibt offen, es liegt aber die Vermutung nahe, dass man es wie das Johanniskraut als Amulett benutzte oder es einnahm.

Der *Victori-Schlüssel* wendet sich entschieden gegen die Passauer Kunst und verurteilt sie, anders als der *HeldenSchatz*, eindeutig als Teufelswerk.²⁹ Der Großteil der Schrift preist das gute Gewissen des Soldaten und das Leben im Einklang mit Gottes Geboten als einzig wahren Weg den Sieg zu erringen. Zu Beginn gewährt der Text allerdings auch einen kurzen Einblick in verschiedene Praktiken der Passauer Kunst. Dieser Autor bezichtigt ebenfalls Angehörige aller Ränge *Aberglaubische Teuffelsachen* zu verwenden, um sich fest zu machen. Auch er nennt das Verschlucken eines ‚Char- tel‘ als eine gängige Praxis um *auff 24. stund lang vor schiessen/ haben vnd stechen/ etc. allerbest verwahret vnd gesichert zu seyn*.³⁰ Wie von Luther wird auch hier das Johannesevangelium genannt, das, auf *zartes Papier* geschrieben und *heimlich an Papistischen Orten vnter die Altardecken* geschoben, in Amulette gefasst wird, nachdem eine oder drei Messen darüber gelesen wurden.³¹ Die Eucharistie wird dem *Victori-Schlüssel* zufolge ebenfalls zum Festmachen missbraucht. Die Soldaten sollen sie *in deß Teuffels Namen* empfangen, allerdings danach aus dem Mund nehmen, um den Leib Christi anschließend zu *verbergen vnd alsdann in sich verheilen zu lassen*.³² Diese Stelle ist recht kryptisch, liest man sie mit Gustav Freytag, so wurde ein Schnitt gemacht und die Hostie unter die Haut geschoben.³³ Stimmt Freytags Lesart, so war diese Methode wohl insofern effektiv, als dass die resultierende Entzündung den Soldaten kampfunfähig machte, wenn sie ihn nicht tötete, bevor der Feind die Möglichkeit dazu hatte. Das eine subkutane Aufbewahrung von Amuletten allerdings in der Passauer Kunst nicht als unüblich galt, lässt sich Balthasar Bekkers *Die Bezauberte Welt* (1693) entnehmen, in der be-

²⁹ Anonym, *Victori-Schlüssel* (Anm. 4).

³⁰ Ebd. S. Aii^V.

³¹ Ebd. S. Aiii^R.

³² Ebd.

³³ Gustav Freytag, *Der Dreißigjährige Krieg 1618-1648*. Reprint Langensalza 2005, S. 150.

richtet wird, dass sich Soldaten auch Passauer Zettel in die Wunde legten, um sie dort verheilen zu lassen.³⁴ Das letzte Beispiel, das im *Victori-Schlüssel* aus der Praxis des Festmachens angeführt wird ist das *Nothembd*, das zwar im Gegensatz zu den anderen Methoden nicht den Körper an sich unverwundbar machen, jedoch ebenso vor Verletzungen schützen sollte.³⁵ Die Herstellung eines solchen Nothemds war äußerst aufwendig: Zunächst mussten Mädchen, die jünger als sieben Jahre waren, ein Garn spinnen, dieses weben und aus dem Stoff mit besonderen Kreuznähten ein Hemd schneiden. Anschließend musste es, wie die Kuchlein aus dem *Heldenschatz*, oder die mit dem Johannesevangelium beschriebenen Zettel, am Altar versteckt werden, bis drei Messen darüber gesprochen waren. Verglichen mit den Anleitungen, die Kronfeld zusammengetragen hat, ist dies ein relativ einfach herzustellendes Nothemd. Kronfeld berichtet von Astrologen, die eine günstige Nacht zur Herstellung bestimmen müssen und nicht weniger als 40 reinen Jungfrauen, die das Garn in des Teufels Namen spinnen und das fertige Hemd mit dem Kopf eines bärtigen, behelmten Mannes sowie des gekrönten Beelzebub und zwei Kreuzen besticken mussten.³⁶

Erinnert man sich der zeitgenössischen – zivilen – Einschätzung der Passauer Kunst als einer grundsätzlich teuflischen Angelegenheit, so scheint diese mit den genannten Beispielen nicht in Einklang zu stehen. Abgesehen von den Beelzebubstickereien auf den Nothemden, ein Detail das Kronfeld einem Sagenbuch des 19. Jahrhunderts, also keiner an sich historischen Quelle entnommen hat, scheint das Festmachen wenig ‚Teuflisches‘ an sich gehabt zu

³⁴ Zitiert bei Kronfeld, *Der Krieg im Aberglauben* (Anm. 2), S. 87.

³⁵ Anonym, *Victori-Schlüssel* (Anm. 4), S. Aiv^R.

³⁶ Kronfeld, *Der Krieg im Aberglauben* (Anm. 2), S. 90. Eine zeitgenössische englische Anthologie übernatürlicher Begebenheiten berichtet auch von einem *Indusium Necessitas* oder *Nothembd*, dessen Herstellung mit der von Kronfeld beschriebenen übereinstimmt. Thomas Bromhall, *An history of apparitions, oracles, prophecies, and predictions*, London 1658, S. 89.

haben.³⁷ Im Gegenteil haben fast alle beschriebenen Praktiken ein eindeutig christliches Element: das Johannesevangelium spielt eine prominente Rolle, die vorgeschriebenen Formeln beschwören Gott, Jesus oder die Trinität in Gänze, eine Reihe von Objekten beziehen ihre Kraft aus der Verbringung an den Altar und aus dem Lesen der Messe bzw. sind, wie im Fall der Hostie, schon für sich sakrale Gegenstände. Die Passauer Kunst, wie sie sich hier darstellt, scheint somit eher in den Bereich der Volksfrömmigkeit und der populären Zauberei, nicht aber in den der schwarzen Magie gehörig. Die Unterstellung des Dämonischen von protestantischer Seite, wie sie beim Verfasser des *Victori-Schlüssel* deutlich wahrzunehmen ist, lässt sich recht einfach auf das starke ‚papistische‘ Element zurückführen, welches in den beschriebenen Ritualen hervortritt. Es ist ebenfalls einsichtig, dass sich ein gegenreformatorischer Intellektueller wie Scherer gegen den in der Grauzone des Volksglaubens gedeihenden Wildwuchs ‚abergläubischer‘ Praktiken außerhalb der Regulationsmechanismen der Kirche wendet. In einer rhetorischen Kultur, in welcher mit dem Vorwurf des ‚Teuflischen‘ geradezu inflationär umgegangen wurde, ist es nicht verwunderlich, dass dieser auch gegen die konfessionsübergreifend als deviant empfundene Passauer Kunst erhoben wurde. Eine unliebsame rituelle Praxis, die (populäre) religiöse, magische und medizinische Aspekte in sich verband, polemisch mit dem Teufel in Verbindung zu bringen, lässt also eher auf einen sprachlichen Reflex als auf eine den Tatsachen entsprechende Beschreibung schließen.

Inwiefern die Unterstellung des Teuflischen bloße Polemik war, lässt sich letztlich nicht mit Sicherheit feststellen. Selbst Staricius scheint der Auffassung gewesen zu sein, dass neben den von ihm empfohlenen Methoden auch dämonische im Umlauf waren, denn er sah sich dazu veranlasst seine Leser vor *Abgöttischen WundtSegen vnd andern vnchristlichen Teuffelischen zauberischen Mitteln* zu warnen, da diese *sich mit gutem reinem gewissen nimmermehr noch in alle Ewigkeit nicht*

³⁷ Kronfeld, *Der Krieg im Aberglauben* (Anm. 2), S. 90 gibt J. Gebhart, *Österreichisches Sagenbuch*, Pest 1863 als Quelle an.

verantworten noch entschuldigen ließen.³⁸ Die dämonische Seite der Passauer Kunst, so es sie denn gegeben hat, entzieht sich allerdings unserem Blick. Gründe hierfür lassen sich schnell finden: So wäre es zum Beispiel für einen Autor wie Staricius wenig opportun gewesen, seiner Leserschaft explizit dämonische Rituale zu empfehlen. Auch mit Blick auf den ‚Marktwert‘ der Praktiken scheint es für die Verkäufer der Passauer Zettel und anderer festmachender Objekte ratsamer gewesen zu sein, wenn sie ihrer Kundschaft Methoden anbieten konnten, die ihre Wirkung aus einem dezidiert christlichen Kontext bezogen.

Dass auch die militärische Obrigkeit den Vorwurf der dämonischen Zauberei nicht besonders ernst nahm, lässt sich daran erkennen, dass militärische Regelwerke wie die Kriegsartikel die Passauer Kunst weitgehend ignorieren. Lediglich die schwedischen und auf diesen basierende Artikel erwähnten ab 1621, dass Zauberer und Waffenbeschwörer vor Gericht zu bringen und aus dem Lager zu entfernen seien. Dies lässt zwar erkennen, dass man solche Dienstleistungen nicht dulden wollte, es bedeutet jedoch nicht, dass man sie als schwarze Magie identifizierte, was sich vermutlich in einem höheren Strafmaß niedergeschlagen hätte. Des Weiteren ist auch davon auszugehen, dass die militärische Obrigkeit bei der Passauer Kunst bewusst ein Auge zudrückte, denn der positive Einfluss auf die Moral und Kampffreudigkeit der sich so geschützt fühlenden Soldaten dürfte erheblich gewesen sein.

Zuletzt sei noch anzumerken, dass weder die hier beschriebenen Rituale noch die zum Festmachen verwendeten Objekte ausschließlich für diesen Bereich der populären Magie charakteristisch waren. So waren zum Beispiel die einleitenden Verse des Johannesevangeliums die beliebteste Bibelpassage, die in Textamuletten Verwendung fand und einer Vielzahl von Zwecken diente, die von der Abwehr von Dämonen oder Hexerei bis hin zur Therapie verschiedener Krankheiten reichten.³⁹ Auch die geweihte Hostie er-

³⁸ Staricius, *HeldenSchatz* (Anm. 4), S. 77.

³⁹ Vgl. Don C. Skemer, *Binding Words – Textual Amulets in the Middle Ages*, University Park (PA) 2006, S. 87 f.

freute sich als Talisman allgemeiner Beliebtheit. Das Moos von einem Totenschädel, *usnea*, war ein integraler Bestandteil der Medizin und die Vorstellung, dass Leichenteile von jungen, plötzlich Gestorbenen medizinisch besonders wirksam seien, war zeitgenössische Lehrmeinung. Da der menschliche Körper eine vorherbestimmte Lebensdauer habe, so die Theorie, könne man die übrige Lebenskraft eines vor seiner Zeit getöteten (und nicht durch lange Krankheit geschwächten) Körpers ‚ernten‘ und auf andere übertragen.⁴⁰ Dass Ingredienzien von Leichen und Materialien, wie Richtschwerter, in der Passauer Kunst, die eng mit dem Scharfrichter assoziiert war, auftreten, ist ebenso nur folgerichtig. Einerseits war der Scharfrichter in der frühen Neuzeit ein etablierter medizinischer und magischer Dienstleister, andererseits saß er ‚an der Quelle‘ und verfügte wie kein anderer über die notwendigen materiellen Bestandteile der festmachenden Zauberei.⁴¹

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es sich bei der Passauer Kunst um eine Form der populären Magie handelte, die einer spezifischen beruflichen Gruppe, dem Militär, zugeordnet wurde und einen spezifischen Zweck verfolgte: die Unverwundbarkeit. Die Rituale und grundsätzlichen Vorstellungen, die das Festmachen prägten, sind jedoch nicht nur für diesen Einzelfall charakteristisch, sondern entstammen dem allgemeinen magischen Repertoire der frühen Neuzeit. Die Verwendung von Hostien, Bibelpassagen oder Kräutern in Amuletten oder das Aufsagen von Zaubersprüchen und Gebeten waren magisches Allgemeingut. Wie stark beeinflusst das Festmachen von der allgemeinen Kultur war, lässt sich an folgendem Beispiel deutlich machen. Dem *HeldenSchatz* zufolge musste das Moos vom Totenschädel gepflückt werden, während man eine Gebetsformel sprach. Hundertzehn Jahre später empfahl Fleming das *usnea* noch immer als Schutz gegen *Hauen und*

⁴⁰ Richard Sugg, ‚Good Physic but Bad Food?: Early Modern Attitudes to Medicinal Cannibalism and its Suppliers, in: *Social History of Medicine*, 19 (2006), S. 225-240.

⁴¹ Siehe hierzu Jutta Nowosadtko, *Scharfrichter und Abdecker – Der Alltag zweier „unehrlicher Berufe“ in der Frühen Neuzeit*, Paderborn u. a. 1994, S. 162 f.

Stechen, erklärte aber deutlich, dass *abergläubische Dinge*, die mit diesem *Arcano* in Verbindung gebracht würden, ruhig unterlassen werden könnten, da sie *nichts zur Sache* dienten.⁴² Analog zur wissenschaftlichen Entwicklung, die im Laufe des 17. Jahrhunderts die Sphären des Natürlichen und des Übernatürlichen bzw. ‚Abergläubischen‘ immer stärker getrennt hatte, war für Fleming nur noch das Moos, also der greifbare, ‚natürliche‘ Bestandteil, wirkkünftig, während das übernatürliche Element, das Gebet, der Effizienz nichts mehr beizutragen hatte.

Einige wichtige Aspekte der Passauer Kunst entziehen sich der Untersuchung. Am schwersten wiegt, dass dieser Bereich militärischer materieller Kultur lediglich aufgrund von Textquellen untersucht werden kann, da sich Artefakte nicht erhalten haben. Der Hauptgrund hierfür liegt in den verwendeten Materialien wie Pflanzenteile, Papier oder Teig, aus denen ein Großteil der Objekte hergestellt wurden. Einige dieser Gegenstände wurden geschluckt und hatten deshalb ohnehin nur eine kurze Lebensdauer. Dauerhaftere Artefakte, wie der von Staricius genannte Siegelring oder die Nothemden, waren in ihrer Herstellung so aufwendig, dass sie, wenn überhaupt, selten von Individuen angefertigt wurden. Wenn solche Objekte gekauft wurden, ist davon auszugehen, dass der Verkäufer einen so hohen Preis veranschlagte, dass sie nur einem kleinen Käuferkreis zugänglich und zu keinem Zeitpunkt in großen Stückzahlen in Umlauf waren. Nicht zuletzt ist auch zu bedenken, dass diese Gegenstände nur so lange erhaltenswert waren, wie sie die ihnen beigemessene Wirkung hatten. Ein Amulett, dessen Besitzer verletzt wurde oder umgekommen war, hatte sehr eindeutig seine Ineffizienz bewiesen und war bestenfalls noch als Kuriosität von Wert. Bislang war es mir nur möglich ein einziges Objekt aufzufinden, das sich eventuell in den Bereich der Passauer Kunst einordnen lässt.⁴³ Es handelt sich hierbei um ein Medaillon,

⁴² Hannß Friedrich Fleming, *Der Vollkommene Teutsche Soldat*, Leipzig 1726, S. 356.

⁴³ Ich möchte Brage Bei der Wieden herzlich danken, dass er mich auf den Fund hingewiesen und mir eine Beschreibung desselben überlassen hat.

das aus zwei Portraitmedaillen zusammengelötet ist. Eine der Medaillen bildet Graf Joachim von Ortenburg ab und stammt somit aus der Zeit um 1600. Zwischen die beiden Seiten war ein Zettel eingelegt worden, auf dem sich trotz des schlechten Erhaltungszustands noch immer der Anfang des Johannesevangeliums als auch weitere Passagen mit religiösem Bezug entziffern lassen. Das Amulett war um 2003 auf dem Süllberg bei Wennigsen gefunden worden, wo 1626 Kämpfe zwischen dänischen und Tillyschen Truppen stattfanden. Auch wenn sich dieser Fund mit einigen zeitgenössischen Beschreibungen für die Herstellung von festmachenden Amuletten deckt, lässt sich nicht eindeutig sagen, dass auch dieses Amulett dazu gedacht war, den Träger festzumachen oder ob es überhaupt einem Soldaten gehörte, es könnte gleichwohl von einem Zivilisten auf dem Süllberg verloren worden sein.

Die Frage, wie weit verbreitet die Praxis des Festmachens wirklich war, muss letztlich offen bleiben, da den stark obrigkeitlich bzw. theologisch gefärbten Aussagen in den vorhandenen Quellen nur bedingt Glauben geschenkt werden darf. Wie ‚Gefrorene‘ selbst über die Passauer Kunst dachten, ob sie die Bedenken bzw. die Ablehnung der zivilen Betrachter nachvollziehen konnten oder sich eventuell sogar selbst Sorgen machten, ob das Festmachen ihr Seelenheil nachteilig beeinflussen könnte, ist ebenfalls nicht zu beantworten.

Ulrike Ludwig

Der Zauber des Tötens. Waffenmagie im frühneuzeitlichen Militär

Daß des Feindes Stücke zerspringen

Wenn man eine Stück=Kugel findet, die erst verschossen worden, und noch warm ist, so soll so fort eine Weibes-Person, die eben ihr Menstruum hat, ihr Wasser darauf lassen, so wird bey dem nächsten Schuß, so aus diesem Stück gethan wird, dasselbe zerspringen.¹

Dieser, mit Blick auf die Bedeutung des Trosses im frühneuzeitlichen Militär zweifellos amüsante Rat entstammt dem 1726 erschienenem *Vollkommenen Teutschen Soldat* von Hans Friedrich Fleming. Darin ist in enzyklopädischer Manier das damalige Wissen über Krieg und Militär versammelt und das Werk gehörte bis weit in das 18. Jahrhundert zu den wichtigsten Militärhandbüchern.² Galt Fleming in der bisherigen Forschung gern und auch völlig zurecht als Paradebeispiel für den auf eine Disziplinierung zielenden Zeitgeist,³ so zeigt das darin enthaltene Kapitel *Von allerhand magischen, sympathetischen und anderen dergleichen Kunststücken, die den Soldaten angenehm und nützlich sind*, in dem sich auch eingangs genannter Ratschlag findet, dass magische Vorstellungen und magische Praktiken im frühen 18. Jahrhundert ganz selbstverständlich Teil militärisch relevanten Wissens waren.⁴

¹ Hannß Friedrich Fleming, *Der Vollkommene Teutsche Soldat* (...) Leipzig 1726, S. 355.

² Dazu etwa Stefan Kroll, *Soldaten im 18. Jahrhundert zwischen Friedensalltag und Kriegserfahrung. Lebenswelten und Kulturen in der kursächsischen Armee 1728-1796*, Paderborn u. a. 2006, S. 185. Zu Fleming als Referenzpunkt für andere Schriften zum Militär: Stephanie Schwarzer, *Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Die Ästhetisierung kriegerischer Ereignisse in der Frühen Neuzeit*, München 2006, S. 53. Prominent ist die Übernahme langer Passagen aus dem Werk in Zedlers Lexikon, dazu: Daniel Hohrath, *Die Beherrschung des Krieges in der Ordnung des Wissens. Zur Konstruktion und Systematik der militairischen Wissenschaften im Zeichen der Aufklärung*, in: Theo Stamm, Wolfgang Weber (Hrsg.), *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung: Das europäische Modell der Enzyklopädien*, Berlin 2004, S. 371-386, hier S. 373 f.

³ Dazu etwa Stefan Kroll, *Soldaten* (Anm. 2), S. 185 f.

⁴ Insgesamt ist seit der zweiten Hälfte des 17. und dann vor allem im 18. Jahrhundert geradezu ein publizistischer Boom von Zauberbüchern und -anleitungen festzustellen. Dazu Eva Labouvie, *Wissenschaftliche Theorien – rituelle Praxis*.

Dieses Kapitel soll daher als Ausgangspunkt dienen, um erste Thesen zu den Formen und Funktionen waffenmagischer Praktiken im Militär des 18. Jahrhunderts zu entwickeln. Waffenmagie als spezifische Form des Umgangs mit Dingen eröffnet dabei, so die hier vertretene These, den Blick für ein generelles Verständnis von Waffen und der Formen ihrer Aneignung in dieser Zeit.

Der Weg zu möglichen Antworten besteht aus vier Etappen: In einem ersten Schritt ist das Verständnis von Magie zu benennen, das der Untersuchung zu Grunde liegt. Dabei ist zu klären, wie der hier betrachtete Bereich der Waffenmagie in das größere Feld magischer Praktiken eingeordnet werden kann. In einem zweiten Schritt wird auf ältere Formen der Waffenmagie einzugehen sein, die gleichsam als Hintergrundfolie für die Einordnung und Bewertung der magischen Praktiken bei Fleming aufgespannt werden. Und in einem dritten Schritt ist herauszuarbeiten, welches Verständnis von Magie Fleming in seinen Schriften zu erkennen gibt. Darauf aufbauend werden in einem vierten, finalen Schritt die waffenmagischen Praktiken aus Flemings *Teutschen Soldaten* in den Blick genommen.

Einschränkend sei vorweggeschickt, dass sich die folgenden Überlegungen nicht auf eine breite Basis an Quellen und Forschungen stützen können. Zwar liegt inzwischen eine lange Liste von Arbeiten vor, die sich dem Thema der Magie widmen, der Bereich des Militärs blieb dabei jedoch weitgehend unberücksichtigt, was nicht zuletzt auf die schwierige Quellenlage zurückzuführen ist.⁵

Annäherungen an die populäre Magie der Frühen Neuzeit im Kontext der „Magie- und Aberglaubensforschung“, in: Historische Anthropologie 2 (1994), S. 287-307, hier S. 299; Christoph Daxelmüller, *Zauberpraktiken. Eine Ideengeschichte der Magie*, Zürich 1993, S. 33 f.

⁵ Generell gibt es – sieht man von Prozessakten in Hexereiverfahren ab – kaum Quellen, die über im Alltag praktizierte Formen der Magie Auskunft geben, zumal wenn diese nicht strafrechtlich verfolgt wurde. In Hexereiverfahren spielte Waffenmagie allerdings keine nennenswerte Rolle. Zum Stand der Magieforschung sei hier zusammenfassend verwiesen auf: Dietz-Rüdiger Moser, *Glauben im Abseits. Beiträge zur Erforschung des Aberglaubens*, Darmstadt 1992; Labouvie, *Wissenschaftliche Theorien* (Anm. 4). Für einen Überblick der Forschung siehe auch die Dresdner Auswahlbibliographie zur Hexenverfolgung

Auch wenn sich diese Untersuchung daher auf gedrucktes Material beschränkt, so eröffnen doch bereits diese Texte Perspektiven, die m. E. eine Diskussion lohnen. Und damit zum ersten Schritt:

Magische Denk- und Handlungsweisen, das haben einschlägige Studien inzwischen gezeigt, waren in der Frühen Neuzeit kein Spezialwissen einer kleinen Gruppe eingeweihter und gelehrter Personen, sondern geschlechts-, standes- und konfessionsübergreifend verbreitet. In einem ganz allgemeinen Zugriff ist daher unter Magie ein *System von Vorstellungen und Verhaltensweisen* zu verstehen, *das darauf abzielt, die sichtbare, im Alltag erlebbare Welt mit einem Raum außerhalb dieser Welt in Beziehung zu setzen.*⁶ Dem lagen bestimmte mentale Muster, ein *magisches Weltbild* zu Grunde, in dem das Unscheinbarste in metaphysische Zusammenhänge gerückt, in dem die Welt als ein Zeichensystem aufgefasst wurde.⁷ In diesem magisch dominierten Weltbild war nichts ‚nur‘ Zufall, weder Krieg noch Unwetter, weder Krankheiten noch der eigene Tod. Auch waren Magie und Religion in der Frühen Neuzeit nicht notwendigerweise konkurrierende Glaubenssysteme, sondern sie ergänzten sich wechselseitig, die Grenze zwischen beiden Bereichen war fließend.⁸

URL: <http://rcswww.urz.tu-dresden.de/~frnz/Themen/Hexenverfolgung.htm> [zuletzt am 2. Februar 2009].

Zur hier interessierenden militärgeschichtlichen Quellenlage (Gerichtsakten, Briefe u. ä.) für das ausgehende 17. Jahrhundert: Maren Lorenz, *Das Rad der Gewalt. Militär und Zivilbevölkerung in Norddeutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (1650-1700)*, Köln u. a. 2007, S. 35-42; für das 18. Jahrhundert: Kroll, *Soldaten (Anm. 2)*, bes. S. 37 f. Verfahren gegen Soldaten wegen praktizierter magischer Praktiken bzw. Hexerei sind mir für das 18. Jahrhundert bisher nicht bekannt.

⁶ So Johannes Dillinger, *Hexen und Magie. Eine historische Einführung*, Frankfurt a. M. 2007, S. 13.

⁷ Bernd Roeck, *Die Verzauberung des Fremden. Metaphysik und Außenseitertum in der frühen Neuzeit*, in: Hartmut Lehmann, Anne-Charlott Trepp (Hrsg.), *Im Zeichen der Krise. Religiosität im Europa des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 1999, S. 319-336, hier S. 328.

⁸ Zusf. dazu: Monika Neugebauer-Wölk, [Art.] *Magie*, 2. Religionswissenschaft, in: EdN, Bd. 7, Stuttgart, Weimar 2008, Sp. 1098-1100. Britta Echle, *Magisches Denken in Krisensituationen*, in: Lehmann, Trepp, *Im Zeichen der Krise (Anm. 7)*, S. 189-201, hier S. 200 hat in diesem Zusammenhang darauf verwiesen, dass dem magischen wie dem kirchlich dominierten Glauben die Ablehnung des Zu-

Fragt man nach den Praktiken der Magie, gewinnt zudem die pragmatische Funktion von Magie an Bedeutung. Magie stand in einem deutlichen Zusammenhang mit der *Lösung von Handlungsproblemen* im Alltag.⁹ Folgt man Stephan Bachter, so diene sie *der Erfüllung von menschlichen Wünschen, dem Erreichen von Zielen, der Durchsetzung des Willens der zaubernden Person oder ihrer Auftraggeber*.¹⁰ Mit Blick auf diese pragmatische Funktion von Magie kann Waffenmagie im Militär als ein lebensnahes, alltagsbezogenes Werkzeug zur Bewältigung von individuellen Krisen und Notsituationen begriffen werden.¹¹ Als Logik hinter den angewandten Praktiken stand die Kompensation von Unsicherheit, von Macht- und Hilflosigkeit, von Angst.¹² Der Krieg als individuell erlebte Krise, als Notsituation

falls gemeinsam war; Ereignisse, Erfahrungen etc. wurden als Zeichen gedeutet. Unterschiedlich war jedoch die jeweils anzutreffende Haltung: Während man im magischen Bereich versuchte, mit Hilfe von *kraftgeladenen* Gegenständen und Formeln die Situation durch eigenes Können und Handeln aktiv zu beeinflussen, nahm man das erfahrene Unglück im religiösen Bereich als Urteil und Strafe Gottes an, das nicht beeinflusst werden konnte. Dazu auch Imgard Hampp, Beschwörung, Segen, Gebet. Untersuchungen zum Zauberspruch aus dem Bereich der Volksheilkunde. Stuttgart 1961, S. 10.

⁹ Hubert Knoblauch, Vom Wünschelrutengehen zur Radiästhesie. Die Modernisierung der Magie, in: Jahrbuch für Volkskunde NF 19 (1996), S. 221-240, hier S. 226.

¹⁰ Stephan Bachter, Anleitung zum Aberglauben. Zauberbücher und die Verbreitung magischen ‚Wissens‘ seit dem 18. Jahrhundert, Hamburg 2005, URL: <http://www.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2007/3221/pdf/DissBachter.pdf> [zuletzt am 2. Februar 2009].

¹¹ Britta Echle spricht sogar übergreifend von Magie als einem offenen, variablen, vielfältig verknüpfbaren und an die jeweilige Situation angepassten System zur Bewältigung von Ängsten und Konflikten. Echle, Magisches Denken (Anm. 8), S. 190 f. u. 196; dazu auch Eva Labouvie, [Art.] Magie, Abs. Volkskultur und Lebenspraxis, in: EdN (Anm. 8), Sp. 1091-1098.

¹² Zum Motiv von Furcht und Angst in soldatischen Selbstzeugnissen: Kroll, Soldaten (Anm. 2), S. 418-423; Klaus Latzel, ‚Schlachtbank‘ oder ‚Feld der Ehre‘? Der Beginn des Einstellungswandels gegenüber Krieg und Tod 1756-1815, in: Wolfram Wette (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München, Zürich ²1995, S. 76-92; Sascha Möbius, ‚Von Jast und Hitze wie vertaumelt.‘ Überlegung zur Wahrnehmung von Gewalt durch preußische Soldaten im Siebenjährigen Krieg, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, N. F., 12 (2002), S. 1-34; allg. zum Phänomen Furcht: Andreas Bähr, Die Furcht der Frühen Neuzeit. Paradigmen, Hintergründe und

und Unglück wurde als eine massive Gefährdung des eigenen Überlebens erlebt, auf die man unter anderem mit magischen Praktiken reagierte. Magie diente in derartigen Situationen als ‚Angstventil‘. Ängste wurden kanalisiert und Hilflosigkeit in Hoffnung (auf das eigene Überleben) gewandelt. Um der Angst vor dem eigenen Tod zu begegnen, versuchte man den eigenen Kampferfolg abzusichern und die eigene Person vor Verletzungen zu schützen. Das ‚Festmachen‘ als magisch hergestellter ‚Schutzmantel‘, an dem Kugeln und Stiche gleichsam abprallten, gewährte Sicherheit. Die mit dem ‚Festmachen‘ verknüpften magischen Praktiken waren sehr eng mit Söldnern bzw. Soldaten als sozialer Gruppe verbunden. Das Phänomen der ‚Passauer Kunst‘, als einer eigens dem Soldatenstand zugewiesenen Spielart der Magie, zeigt dies nachdrücklich.¹³ Diesen Formen des Hilfs- oder Schutzzaubers sind dann auch die wenigen überlieferten Nachweise einer individuell praktizierten Magie von Soldaten zuzuordnen.¹⁴

Gleichsam als Gegenstück zum Festmachen können eine Reihe von magischen Praktiken gelten, mit denen der Kampferfolg, die Zielsicherheit und die unfehlbare Effektivität der eigenen Waffen sichergestellt werden sollten. Als Protagonisten traten neben Soldaten vor allem Jäger auf. Die fast ausschließlich in Spruch- und Anleitungsbüchern überlieferten Formen der Waffenmagie waren ausgesprochen vielfältig. In der Forschung wurde bereits darauf verwiesen, dass von der Beschreibung nicht unmittelbar auf ‚real‘ vollzogene magische Praktiken geschlossen werden kann. Vielmehr ist anzunehmen, dass es sich bei derartigen Spruch- und Anlei-

Perspektiven einer Kontroverse, in: *Historische Anthropologie* 16 (2008), S. 291-309.

¹³ Zur Passauer Kunst grundsätzlich [Art.] Passauer Kunst, in: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Berlin 1987, Bd. 6, Sp. 1460 f.

¹⁴ Dazu in diesem Band der Beitrag: Nikolas Funke, ‚*Naturali legitimâque Magica*‘ oder ‚*Teufflische Zauberey*‘? Das ‚Festmachen‘ im Militär des 16. und 17. Jahrhundert; Jan Willem Huntebrinker, „Fromme Knechte“ und „Garteteufel“. Söldner als soziale Gruppe im 16. und 17. Jahrhundert, Diss. masch., Dresden 2007, S. 193 f.; Eva Labouvie, *Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinschaften des Saarraumes (16.-19. Jahrhundert)*, St. Ingbert 1992, S. 126-129.

tungsbüchern in erster Linie um auf Vollständigkeit zielende Kompilationen von (ggf. auch nur aus anderen Schriften) bekannten Praktiken handelt.¹⁵ Die beschriebenen magischen Verfahren und Methoden sind also zunächst einmal als Vorstellungen über Waffenmagie anzusehen, ihre Relevanz im Alltag von Soldaten lässt sich allein anhand derartiger Sammlungen nicht bestimmen.

In den magischen Spruchsammlungen findet sich eine Vielzahl an Anweisungen, mit denen die Kugel, das Pulver, das Gewehr oder aber der Schütze derart magisch gestärkt wurden, dass ein treffsicherer Schuss garantiert sein sollte. Für die Herstellung der Kugeln oder aber zur magischen Aufbereitung des Pulvers hatten Zeit, Ort und verschiedene Zutaten Bedeutung. Als Materialien konnten neben Sakramentalien¹⁶, etwa zu Pulver zerstoßene Hostien oder dem Blei von alten Kirchenkreuzen, auch Substanzen zum Einsatz kommen, denen eine Nähe zum Verfeimten anhaftete. So sollte der Darm eines Gehängten, zu Asche verbrannt und dem Schießpulver beigemischt, die Kugel treffsicher machen.¹⁷ Darüber hinaus finden sich Hinweise auf eine Vielzahl von pflanzlichen und

¹⁵ Dazu pointiert: Dieter Harmening, Aus tieferer Schicht des Volksbewusstseins. Quellenkritische Anmerkungen zu Aaron J. Gurjewitsch: ‚Mittlalterliche Volkskultur‘, in: Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde 1994, S. 137-150. Zur Diskussion u. a. über den Aussagewert von Quellen im Bereich der Magieforschung: Monika Neugebauer-Wölk, Wege aus dem Dschungel. Betrachtungen zur Hexenforschung. in: Hexenforschung/Forschungsdebatten, hrsg. von Katrin Moeller, in: *historicum.net*, URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/5511/ und als Antwort darauf: Gerd Schwerhoff, Esoterik statt Ethnologie? Mit Monika Neugebauer-Wölk unterwegs im Dschungel der Hexenforschung. in: ebd., URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/5505/ [beide zuletzt am 2. Februar 2009].

¹⁶ Hier i. S. von dinglichen Sakramentalien, d. h. von der Kirche geweihten Gegenständen, wie Öle, Salz, Wasser, Kerzen, Palmen, Asche, Kreuze, Rosenkränze, Medaillen, Skapuliere usw.

¹⁷ Kathy Stuart berichtet von einem solchen Fall aus dem Jahr 1579, in dem der Zimmermann Georg Schott den Scharfrichter in Schongau aufsuchte, um ihm den Dickdarm eines Erhängten abzukaufen. Kathy Stuart, *Unehrlliche Berufe. Status und Stigma in der Frühen Neuzeit am Beispiel Augsburgs*, Augsburg 2008, S. 178. Ich danke Florian Kühnel für diesen Hinweis. Zum Konnex, der im 16. und 17. Jahrhundert zwischen Außenseitern, Verfeimten und Magie hergestellt wurde: Roeck, *Die Verzauberung des Fremden* (Anm. 7).

Der Zauber des Tötens

tierischen Substanzen, etwa Herz und Leber einer Fledermaus, Regenwürmer oder Farnsamen, die entweder in zerkleinerter bzw. verbrannter Form dem Pulver hinzugefügt oder in die Kugel eingegossen werden sollten. Daneben bestand die Vorstellung, dass man Kugeln auch nach dem Gießen magisch verstärken konnte, indem man sie etwa in das Blut einer aufgeschnittenen Fledermaus tunkte oder einfach Kugeln verwendete, die bereits einmal ihr Ziel (am Besten das Herz) getroffen und auf diese Weise schon ihren ‚Erfolg‘ unter Beweis gestellt hatten. In diesen Bereich fallen schließlich auch magische Praktiken, bei denen bestimmte Formeln, Beschwörungen oder Gebete auf kleine Zettel geschrieben und um die Kugeln gewickelt wurden.¹⁸

Um ein Freigewehr zu erhalten, konnte man Splitter einer vom Blitz getroffenen Eiche an die Waffe stecken. Eine ähnliche Wirkung wurde auch verschiedensten Amuletten zugeschrieben, die um die Waffen gehängt wurden. Die Waffe konnte auch auf menstruationsblutbefleckte Laken von Jungfrauen gebettet oder mit Seife bestrichen werden, mit der Erstgeborene gewaschen worden waren, um ihre unbedingte Zielsicherheit herzustellen. Zudem sollte das Mitführen bestimmter Gegenstände Treffsicherheit gewährleisten, etwa der getrocknete Finger eines Neugeborenen oder eine Otternzunge.

Schließlich finden sich Hinweise auf Formen der Waffenmagie, die eng mit Hexereivorstellungen und dem Teufelspakt verknüpft waren. Erstmals greifbar wird dies in einem Abschnitt des Hexenhammers.¹⁹ Die Erlangung derartiger Fertigkeiten bezahlte man, wie in den einschlägigen Texten dieser Zeit immer wieder gern be-

¹⁸ Dieses Szenario wird in der Leichenpredigt auf Christian Friedrich Bose beschrieben, der im Duell durch eine derart magisch treffsicher gemachte Kugel verstorben sein soll. Johann Augusto Oleario, *Der glückselige Zustand der Gerechten im ewigen Leben nach dem Tode (...)*, Erfurt 1717.

¹⁹ Heinrich Kramer (Institoris), *Der Hexenhammer. Maleus Maleficarum*, neu aus dem Lat. übertragen von Wolfgang Behringer u. a., hrsg. v. Günter Jerouschek, Wolfgang Behringer, München 2000, II/1,16: *Über die drei Arten, wie man zauberische Männer ermittelt und nicht Frauen, in drei Kapiteln, und zwar zuerst von den zauberischen Bogenschützen*, S. 496-510.

tont wurde, selbstverständlich mit dem ‚Verkauf‘ der eigenen Seele. Vollzogen wurde der ‚Vertrag‘ nach gängigen Legenden etwa mit dem Durchschießen von Hostien oder Kruzifixen, mitunter sollte man gar auf die täuschend echte Erscheinung des Jesuskindes anlegen müssen, um den Bund mit dem Teufel zu schließen und zu einem Freigewehr zu kommen.²⁰

Diese Liste mag genügen. Sie zeigt hinlänglich, dass zum Zeitpunkt des Erscheinens von Flemings *Teutschen Soldaten* ein großes Spektrum an Vorstellungen über Waffenmagie bestand. Dass Fleming Waffenmagie erwähnt, kann also nicht wirklich verwundern.²¹ Bemerkenswert und im Vergleich neuartig ist allerdings, dass Fleming nicht nur verschiedene magische Praktiken zusammenträgt und mitteilt, sondern zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ unterscheidet und damit eine grundsätzliche Wertung verschiedener Magieformen vornimmt. So erklärt er im Rahmen seines Abschnittes *Von der natürlichen Festmachung*, dass es *abergläubische Sachen* gäbe, etwa das Festmachen durch Segenssprüche und ähnliche auf kleine Zettel geschriebene Formeln oder durch Riemen, die um den Leib getragen würden.²² Diese abergläubischen Praktiken zu erläutern sei jedoch *nicht rathsam*, weshalb er lieber davon schweige. Im Anschluss daran erklärte Fleming allerdings, dass die einzig wirklich wirksamen, *natürlichen* und nicht abergläubischen Formen des Festmachens darin bestünden, unter genauer Beachtung des Standes der

²⁰ Den besten Überblick über die Vielfalt der Formen und mit zahlreichen Verweisen auf einschlägige, meist gedruckte Quellen liefert immer noch: [Art.] Freischuß, Freischütze, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 3, Berlin 1987, Sp. 2-22, bes. Sp. 3-5. Zum Aussagewert des Handwörterbuchs: Christoph Daxelmüller, Vorwort, in: ebd., Bd. 1, Berlin 1987, S. v-xxxiv, hier bes. S. xxxii.

²¹ So widmet sich etwa der *Heldenschatz* des Johannes Staricius vor allem magischen Praktiken für Soldaten, allerdings werden hier neben der Waffenmagie und dem Festmachen keine militärisch relevanten Punkte behandelt. Es handelt sich also letztlich um ein ‚Zauberbuch für Soldaten‘. Johann Staricius, *Heldenschatz* (...) allen (...) Ritterstandts Personen, auch Kriegsleuthen an Tag gegeben, Frankfurt a. M. 1615. Nach ersten Recherchen erlebte dieses Werk bis 1769 mindestens 18 Auflagen.

²² Zur Prominenz und wertneutralen Präsentation derartiger Praktiken im 16. und 17. Jahrhundert Funke, *„Naturali legitimâque Magica“* (Anm. 14).

Sterne Gäms-Wurzeln²³ oder die Samen eines Tannenzapfens von der höchsten Spitze einer Tanne zu essen. Ähnliche Wirkung, so Fleming, habe schließlich auch der Verzehr eines klein geriebenen Bezoars²⁴ aus dem Magen einer Gämse.²⁵

Deutlich wird hier, dass Fleming in wertender Absicht zwischen *abergläubischen* und daher verbotenen und *natürlichen*, also erlaubten Praktiken differenziert. Die Kategorien dieser Differenz sind dabei nicht unbedingt klar erkennbar, wichtig ist aber, dass überhaupt eine Bewertung erfolgt. Diese Unterscheidung kann nicht zuletzt auch als Hinweis darauf gewertet werden, dass Magie in den einschlägigen militärischen Normen bis weit in das 18. Jahrhundert hinein verboten war.²⁶ Findet die Differenz zwischen ‚guter‘ und ‚schlechter‘ Magie im *Teutschen Soldaten* nur am Rande und unsystematisch Erwähnung, so zeigen die einschlägigen Abschnitte in Flemings 1724 erschienenen zweiten Teil des *Vollkommenen Teutschen Jägers*, dass er sich durchaus umfassender mit diesem Problemfeld beschäftigt hat.²⁷ Zum zentralen Merkmal des zu verwerfenden Aberglaubens erhebt er hier das fehlende Gottvertrauen. Stattdessen würden die Menschen fälschlicher Weise *auf die Geister, auf andere Creaturen, ja bißweilen auf nichtswürdige Dinge, auf unkräftige Sachen, und leere Worte* vertrauen. Zudem – so Fleming weiter – wür-

²³ Gämswurzeln (*Doronicum*), auch Gamswurzel, Korbblüter der bevorzugt in Höhenlagen zwischen 1.400 und 3.400 m vorkommt. Kraut, Wurzelstock und die Blüten enthalten einen Süßstoff, weshalb die Pflanze gern von Gämsen, Hirschen und Ziegen gefressen wird.

²⁴ Ein Bezoar ist eine Kugel aus verschluckten unverdaulichen Materialien, die sich im Magen verschiedener Tiere bildet. Ist die Bezoar-Kugel lange im Magen, wird sie von einer harten Kruste überzogen und Bezoarstein genannt.

²⁵ Fleming, *Teutsche Soldat* (Anm. 1), S. 363.

²⁶ So heißt es z. B. in Art. II der Neu approbirte Kriegs-Articul vor die Unter-Officierer und gemeine Soldaten (...) von 1713: *Welcher Soldat den allerheiligsten Namen Gottes durch Beschwerung der Waffen, Festmachen, oder andere dergleichen verbothene Teufels-Künste und Zaubereyen missbrauchet, Gottes Majestät, Eigenschafften, Verdienst und Sacrament, oder heiliges geoffenbartes Wort lästert, schmähet und schändet, hat nach Göttlichen und weltlichen Gesetzen, sein Leben verloren*, in: Johann Christian Lünig, *Corpus Juris Militaris des Heiligen Römischen Reiches* (...), Bd. 2, Leipzig 1723, S. 928-930, hier S. 928.

²⁷ Fleming, *Der Vollkommene Teutsche Jäger* (...), Theil 2, Leipzig 1724.

de bey vielen Aberglauben ein heimliches Verständnis mit dem Geist der Finsterniß bestehen und daher auf eine sehr subtile Art Hexerey und Zauberey dabey vorgenommen. In diesem Kontext versteht er zumindest einige der Praktiken der Waffenzauberei als Verbrechen und lehnt sie strikt ab.²⁸

Die Aufnahme bestimmter magischer Praktiken in seine Kompendien legitimiert Fleming dann damit, dass Aberglauben nicht mit der natürlichen Magie verwechselt werden darf. Denn häufig würde – so Fleming – das irrtümlich und vorschnell für Zauberwerk gehalten, was der Betrachter aus fehlender Kenntnis der *Würrkungen in der Natur* oder der Kraft dessen, *was etwan durch die Sympathie geschicht*, nicht verstehe.²⁹ Zum äußerlichen und leicht erkennbaren Mittel der Unterscheidung erhebt Fleming schließlich den Zauberspruch, der bei ihm dann auch an keiner Stelle auftaucht: *Das Unzulässige und Abergläubische erkennet man unter andern aus den Worten; So bald die Worte dazu kommen, so bald scheint die angestellte Operation mit allem Recht abergläubisch und verdächtig.*³⁰ Doch diese getroffene Unterscheidung sollte letztlich nicht überbetont werden, denn natürliche Magie³¹ ist bei Fleming in erster Linie Etikett, mit

²⁸ Ebd., 26. Capitel: Von dem Aberglauben, S. 179 f., hier S. 179, § 2.

²⁹ Ebd., § 3.

³⁰ Ebd. Der Zauberspruch wird später vor allem mit Blick auf eine damit verbundene Gotteslästerung als Unterscheidungsmerkmal beibehalten. So heißt es etwa im [Art] Kriegsverbrechen, in: Johann Georg Krünitz, *Oeconomischen Encyclopädie*, URL: <http://www.kruenitz1.uni-trier.de/> [zuletzt am 2. Februar 2009]: *Bey Untersuchung des Verbrechens der Beschwörung der Waffen, und des Festmachens, muß man hauptsächlich darauf sehen, was für Worte dazu von dem angeblichen Delinquenten gebraucht worden seyn; wenn solche Worte gotteslästerlich sind, so findet die Strafe der Blasphemie Statt, verrathen aber die dabey gebrauchten Worte bloß einen Aberglauben, so ist es genug, daß ein solcher Held zu dem Feld=Prediger geschickt, und vermittelst eines Verweises remonstrirt werde, wie der Aberglaube den wahren Gottesdienst hindere.*

³¹ Zentral in seinen Auswirkungen bis ins 18. Jahrhundert war etwa der mystische Spiritualismus Johann Arndts (1555-1621). Die *magia naturalis* geht in der Arndtschen Prägung auf paracelsische und hermetische Vorstellungen zurück. Dazu: Anne-Charlott Trepp, *Zur Pluralisierung im Luthertum des 17. Jahrhunderts und ihrer Bedeutung für die Deutung von ‚Natur‘*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 26 (2003), S. 183-197; zu den Grundlagen Heinrich Schipperges, *Handschriftliche Funde zu den „verdrängten Wissenschaften“ in der frühen Neuzeit*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 4 (1981), S. 31-40.

dem er die von ihm aufgenommenen magischen Praktiken als zulässig legitimiert.³²

Betrachtet man die einzelnen Anweisungen der Waffenmagie genauer, ist zunächst festzuhalten, dass ihnen das Verständnis einer *sympathetischen*³³ Wirkung bestimmter Stoffe auf ‚Dinge‘ zugrunde lag. Die sympathetische Wirkung von Körpern, Substanzen und Wesen entsprach dabei einem durch verborgene Kräfte ausgelösten, letztlich nicht erklärbaren Einfluss aus der Entfernung.³⁴ Seit dem 17. Jahrhundert können wohl die meisten Vorstellungen über magische Praktiken dieser Form der Magie zugeordnet werden. Drei sympathetische Grundregeln sind zu erkennen: Ähnlichkeit, Kontrast und Kontiguität, als Prinzip, nach dem die Eigenschaften der verwendeten Substanzen bei der Berührung übertragen werden.³⁵ Welche Substanzen zum Einsatz kamen, unterlag im Laufe

³² Und dies beschränkt sich nicht auf die hier behandelten Waffen- und Schutzzauber. Wie bereits der Titel des Kapitels anzeigt, werden darin verschiedene Bereiche abgehandelt, die den Soldaten *angenehm und nützlich* sind. In der Masse finden sich dann auch Tipps und Tricks, die den Bereichen der Medizin, der Waffenpflege und Verpflegung zuzuordnen sind oder sich den Problemen und Anforderungen des Alltags von Soldaten im Feld zuwenden. Hinweise, wie man Blutungen stillt, Flecke aus wollenen Tüchern entfernt, die Zähne weiß macht, wohlriechende Seifen herstellt oder einen angenehmen Schnupftabak zubereitet, finden sich ebenso wie Hinweise auf sichere Wege einen Schatz auszugraben oder Krankheiten mit Hilfe des Krötensteins abzuwehren. Daneben können einige Punkte dem Bereich der Kampftechnik zugeordnet werden. Hierzu zählt etwa der Kniff, wie das Gewehr zu präparieren sei, um mit großer Schnelligkeit mehrere Schüsse hintereinander abzufeuern, besonders laut oder aber leise zu schießen, ein fliegendes Feuer herzustellen oder aber mehrere *Raketen* auf Linie abzufeuern. Fleming, *Teutsche Soldat* (Anm. 1), S. 355-368.

³³ Das Wort selbst tritt im Deutschen seit dem späten 17. Jahrhundert als Lehnwort aus dem neulat., spätgriech. in der Bedeutung von ‚mitempfindend, in innerer Beziehung stehend‘ auf; im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts tritt die Bedeutung ‚geistig-seelisch mitempfindend, mitfühlend‘, ‚in geheimer innerer Wechselbeziehung stehend‘ zutage, in der sympathetisch ein typisches Modewort der Empfindsamskeitsperiode wird und bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein üblich bleibt. Dazu Jacob Grimm, Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, 16 Bde [in 32 Teilbänden], Leipzig: 1854-1960, Bd. 20, Sp. 1396-1422.

³⁴ Besonders prominent waren diese Vorstellungen im Bereich der Heilmittel. Eine klare Trennung von volksmagischen Praktiken kann dabei nicht vorgenommen werden.

³⁵ Labouvie, [Art.] *Magie* (Anm. 11), Sp. 1094.

der Zeit Wandlungen, die ihrerseits die in der jeweiligen Zeit präsenten Wissenskulturen spiegeln.

Die Bedeutung der Sympathielehre war dabei keinesfalls auf den Bereich der Magie beschränkt. Sie findet sich in den theologischen Schriften eines Johann Arndt ebenso wie in der zeitgenössischen Heilkunde.³⁶ Zugleich spielte die Sympathielehre seit dem 17. Jahrhundert in den sich langsam herausbildenden ‚empirisch-exakten Wissenschaften‘ eine zentrale Rolle, etwa in der *Chemiatric*, die als Vorstufe der Chemie gelten kann.³⁷ Eine klare Trennung zwischen den einzelnen Bereichen ist dabei kaum zu ziehen, vielmehr beeinflussten sie sich wechselseitig.

Und offenbar wirkten Vorstellungen und Ansätze aus den ‚Wissenschaften‘ auch auf die Gestaltung magischer Praktiken zurück. Hier ließe sich vermuten, dass den Prozessen des Übergangs magischer (vor allem alchemistischer) Wissensbestände in die entstehenden Naturwissenschaften als paralleler Vorgang ein Hineindiffundieren naturwissenschaftlicher Wissensbestände in die Magie zur Seite gestellt werden kann. Eine Annahme freilich, die weiterer Untersuchungen bedarf, um auf sicheren Füßen zu stehen. Die Anleitungen von Fleming zeigen aber durchaus, dass ein enger Konnex anzusetzen ist: Denn im Unterschied zu den älteren Formen der Waffenmagie wurden plötzlich ‚chemische Stoffe‘ für magische Praktiken verwendet. Wollte man etwa verhindern, dass die Büchse *platzet und rauchet*, sollte das Schießpulver mit Branntwein getränkt und getrocknet sowie anschließend mit zerstoßenem venezianischen Borax, Galmei und Salmiak vermischt werden.³⁸ Die Verwendung dieser Substanzen dürfte auf erste einschlägige Experimente zurückgehen. So wird Kampfer aufgrund seiner leicht entzündlichen Eigenschaften noch heute für Feuerwerkskörper

³⁶ Dazu Trepp, Zur Pluralisierung im Luthertum (Anm. 31); Schipperges, Handschriftliche Funde (Anm. 31).

³⁷ Dazu Anne-Charlott Trepp, Religion, Magie und Naturphilosophie: Alchemie im 16. und 17. Jahrhundert, in: Lehmann, Trepp, Im Zeichen der Krise (Anm. 7), S. 473-493, hier S. 477.

³⁸ Fleming, Teutsche Soldat (Anm. 1), S. 360.

verwendet, Borax dient immer noch als Flammenschutzmittel und sollte sicherlich der Explosion des Laufes einer Schusswaffe vorbeugen. Salmiak wiederum entfaltet als Bestandteil von Raumpulvern eine stark exotherme Wirkung und diente daher wohl der Verbesserung der Zündung.³⁹

Die Wirkung chemischer Stoffe wurde dabei genauso wie die anderer Substanzen, die in magischen Praktiken Verwendung fanden, auf deren sympathetische Eigenschaften zurückgeführt und im Kontext von Flemings Anleitungen eindeutig als Magie, wenngleich als *natürliche*, begriffen. Eine Unterscheidung zwischen *rationalen* bzw. sogenannten *mechanistischen* Auffassungen einerseits und *irrationalen* andererseits verbietet sich allerdings und wäre letztlich auch anachronistisch.⁴⁰ Kaspar von Greyerz stellt diesbezüglich nachdrücklich heraus, dass zwar seit dem 17. Jahrhundert *teilnehmende* und *kausal-abwägende* Orientierung gegenüber dem Kosmos analytisch unterscheidbar sind, denen jeweils die Felder Religion und Magie bzw. Wissenschaft als komplementäre Weltansichten entsprachen. Allerdings darf diese Unterscheidung – so Greyerz – nicht zu der kurzschlüssigen Annahme eines ‚entweder – oder‘ führen. Vielmehr ist in der Regel von einer Gleichzeitigkeit im Denken auszugehen.⁴¹

Neben chemischen Stoffen fanden dann auch weiterhin Substanzen Verwendung, die nicht den Laboren der Chemiatrie entstammten. Wollte man etwa *Mit iedwedem Gewehr drey mahl weiter zuschiessen, als sonst ordinair*, nämlich mit einer Pistole 200 Schritt in gerader Linie, sollte man das Schießpulver mit einer Mischung aus Kam-

³⁹ Für die chemische Zusammensetzung, Wirkung etc. der einzelnen Substanzen siehe: URL: <http://www.mineralienatlas.de/> [zuletzt am 10. November 2008].

⁴⁰ So bspw. Trepp, Religion, Magie und Naturphilosophie (Anm. 37), S. 474. Allerdings wurde diese Forderung bisher vor allem aus der Perspektive der frühneuzeitlichen (Natur)Wissenschaftsgeschichte gestellt, sie behält aber auch im hier behandelten Zusammenhang ihre Berechtigung.

⁴¹ Kaspar von Greyerz, Alchemie, Hermetismus und Magie. Zur Frage der Kontinuitäten in der wissenschaftlichen Revolution, in: Lehmann, Trepp, Im Zeichen der Krise (Anm. 7), S. 415-432, hier bes. S. 415 f. u. 431.

pfer-Branntwein und Pfeffer versetzen.⁴² Die körperliche Erfahrung der Schärfe und des Brennens des Pfeffers wurde hier zum Ausgangspunkt genommen und diese Eigenschaft sollte auf das Schießpulver übertragen und so der Schuss verstärkt werden.⁴³ In eine ähnliche Richtung weisen magische Praktiken, die mit Hilfe von pflanzlichen oder tierischen Substanzen vollzogen wurden. Wollte man etwa eine Kugel gießen, *so die Festigkeit eröffnen, und alle Waffen durchdringen* könne, wurde angeraten, in die Kugel ein Weizenkorn mit einzugießen.⁴⁴ Die beobachtbare Kraftentfaltung des Weizenkorns beim Keimen wurde hier als Signatur⁴⁵ gelesen und sollte auf die Kugel übertragen werden.

Der Vergleich mit den oben genannten Praktiken, in denen chemische Stoffe zum Einsatz kamen, zeigt, dass sich aus der Nutzung verschiedener Stoffe keine Differenzen in den beschriebenen Praktiken ergaben. Die Anwendung der unterschiedlichen Substanzen rührte aus der immer gleichen Vorstellung, dass die diesen Substanzen zugeschriebenen Eigenschaften auf andere Objekte übertragbar waren. Ob die gewünschte Wirkung aber letztlich über die Zusetzung von Krötenblut, Borax, Weizenkörnern oder Pfeffer erfolgte, ist mit Blick auf die Frage nach den Praktiken irrelevant: Denn die älteren und neueren Formen der Waffenmagie gingen

⁴² Ebd., S. 355.

⁴³ Zur Bewertung von Körpererfahrungen einfürend: Interview: Die Groben Netze der Historiker. Barbara Duden zur Konstruktion des modernen Frauenkörpers und zur Relevanz einer neuen Körpergeschichte, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 3 (1992), S. 355-366; Eva Labouvie, Alltagswissen – Körperwissen – Praxiswissen – Fachwissen. Zur Aneignung, Bewertung- und Orientierungslogik von Wissenskulturen, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 30 (2007), S. 119-134.

⁴⁴ Fleming, Teutsche Soldat (Anm. 1), S. 355. Der Hinweis, dass man drei Weizenkörner auf die Kugel fallen lassen und Papier darauf stopfen sollte, damit *ein Büchse oder Grob-Geschütze nicht zuspringe*, bleibt hingegen mit Blick auf die den Weizenkörnern zugeschriebenen Eigenschaften unklar. Ebd.

⁴⁵ Hier verstanden im Kontext der Signaturenlehre der Paracelsisten, die zwischen dem Sichtbaren und Berührbaren und dem wahren Kern der Dinge unterscheiden. Ersteres wird verstanden als eine Signatur, die auf die nicht sichtbare und wahre Wirklichkeit verweist. Dazu und zum Zusammenhang zwischen Signaturenlehre und Sympathetik: Greyerz, Alchemie, Hermetismus und Magie (Anm. 41), S. 419 f.

mit der angenommenen sympathetischen Wirkung der verwandten Substanzen im Grunde auf das gleiche Denkmodell zurück. Aus dem Blickwinkel der materiellen Kulturforschung gefragt, verweisen die betrachteten Praktiken im Bereich der Magie auf ein wichtiges frühneuzeitliches Muster im Umgang mit Objekten, auf eine spezifische Aneignungsform der Dinge. Mit Hilfe von magischen Praktiken wurden neue Eigenschaften auf Objekte übertragen, den Objekten konnte also aktiv ein neuer Charakter, ein verändertes Wesen zugewiesen werden. Dies zeigt besonders eindringlich, dass Dinge im Verständnis dieser Zeit nicht über eine inhärente, unveränderliche Bedeutung verfügten, sondern Bedeutung erst in der Interaktion mit menschlichen Subjekten entstand und auch gezielt verändert werden konnte.⁴⁶

Zugleich lag der ‚Waffenmagie‘ in Flemings *Teutschen Soldaten* ein tendenziell neuartiges Verständnis der Magie zugrunde. Für das 18. Jahrhundert wurde in der Forschung häufig ein Wandel im Konzept der *natürlichen Magie* konstatiert: So stellt etwa Oliver Hochadel fest, dass die *natürliche Magie* im Laufe des 18. Jahrhunderts von *magischen und neoplatonischen Erklärungsmustern* ‚gereinigt‘ wurde.⁴⁷ Ende des 18. Jahrhunderts wurde die *natürlichen Magie* in ihrer veränderten Bedeutungszuweisung sogar eine *Waffe zur Bekämpfung von Aberglaube und Scharlatanerie* und kann als typisches Feld der aufgeklärten Gegenbewegung zur Magie gelten.⁴⁸ Die *natürliche Magie* avancierte zur Salonwissenschaft, die Zuschauer wurden mit physikalischen, chemischen und mechanischen Experimenten in Erstaunen versetzt und im Anschluss an die Vorführungen über die *natürlichen* Wirkungszusammenhänge der vorgeführten Experimente aufge-

⁴⁶ Dazu Christian Hochmuth, *Globale Güter – lokale Aneignung. Kaffee, Tee, Schokolade und Tabak im frühneuzeitlichen Dresden*, Konstanz 2008, S. 16.

⁴⁷ Oliver Hochadel, *Aufklärung durch Täuschung. Die Natürliche Magie im 18. Jahrhundert*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 27 (2004), S. 137-147, hier S. 141.

⁴⁸ Vgl. bspw.: J. A. Eberhard, *Vermuthungen über den Ursprung der heutigen Magie. Ein historischer Versuch*, in: *Berlinische Monatsschrift*, Jg. 1787, S. 6-33; D. Tiedemann, *Ueber die Magie*, in: *Hannoverisches Magazin*, 102 (1790), Sp. 1617-1630, 103 (1790), Sp. 1633-1648, 104 (1790), Sp. 1649-1662.

klärt. Ansätze dieses Wandels finden sich auch bei Fleming, wenn er etwa ausführt, wie ein Licht unter Wasser erzeugt werden kann.⁴⁹ Scheinbar wundersame und paradoxe Phänomene werden hier per Anleitung für jedermann nachvollziehbar und verständlich.

Gleiches kann nicht für die ‚Waffenmagie‘ und – wie am Rande erwähnt sei und gut ins Bild passt – auch nicht für die Formen des Festmachens als prominentester Form militärischen Schutzzaubers gelten. Als Erklärungsvorschlag sei hier zur Diskussion gestellt, dass dies in beiden Fällen auf die spezifische Funktion der Magie zurückzuführen ist: Magische Handlungen dienten den Soldaten immer noch dazu, den Ausgang einer bedrohlichen Situation aktiv und zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Man hoffte auf diese Weise besondere Fähigkeiten erwerben zu können, die bei der Bewältigung oder Verbesserung einer als besonders prekär und gefährlich empfundenen Situation halfen. Und diese Funktion der Magie im Kontext von Militär und Krieg verschwand auch nicht im Zuge der Aufklärung, wie Forschungen zur Magie unter Soldaten des Deutschen Heeres im 1. Weltkrieg eindrucksvoll belegen.⁵⁰

Allerdings, und das ist m. E. zentral, wandte man sich den Objekten auf eine neue Art zu. Magische Praktiken, die eine generelle Ziel- und Treffsicherheit gewährleisten sollten, traten in den Hintergrund. Stattdessen sollten nun mit Hilfe der Magie konkret erlebte Mängel behoben werden, die die Funktionsfähigkeit der Waffen und damit den Erfolg im Kampf behinderten. Die magische Aufbereitung von Kugel und Pulver führte bei Fleming nicht zum unfehlbaren Schuss. Vielmehr sollten die Kugeln mit Hilfe magischer Praktiken eine bessere Durchschlagskraft erzielen, auf Linie bleiben oder weiter fliegen. Und nicht die Waffe als Ganzes wurde magisch aufgeladen, sondern man versuchte mit Hilfe

⁴⁹ Fleming, *Teutsche Soldat* (Anm. 1), S. 363.

⁵⁰ Christine Beil, Ralph Winkle, „Primitive Religiosität“ oder „Krise der sittlichen Ordnung“? Wissenschaftsgeschichtliche Anmerkungen zur Aberglaubensforschung im Ersten Weltkrieg, in: Gottfried Korff (Hrsg.), *KriegsVolksKunde. Zur Erfahrungsbindung durch Symbolbildung*, Tübingen 2005, S. 149-177. Weiterführende Hinweise auf Forschungen zur Magie im 20. Jahrhundert Labouvie, *Wissenschaftliche Theorien* (Anm. 4), bes. S. 294.

von Magie ‚nur‘ das sichere Zünden zu gewährleisten oder ein Zerplatzen des Gewehrlaufs zu verhindern. Diese Formen der magischen Verbesserung der eigenen Waffe dürften angesichts der geringen Treffsicherheit der Gewehre auf Entfernungen über 30 Schritt und der insgesamt mangelhaften Qualität der Waffen im frühen 18. Jahrhundert, bei denen schon gern mal der Lauf platzte, das Pulver nass wurde und verpuffte oder die Zündung fehlschlug, attraktiv gewesen sein.⁵¹

Da aber kaum von plötzlich auftretenden technischen Problemen bei Schusswaffen im frühen 18. Jahrhundert auszugehen ist und ähnliche Mängel bereits zuvor bestanden, ließe sich hier als These ein gewandelter Umgang mit den Waffen selbst behaupten: In der Veränderung der magischen Praktiken spiegelt sich eine geänderte Aneignung der Waffen. Sie wurden nicht mehr nur als ‚Ganzes‘ verstanden, sondern als ein Objekt, das bestimmten Mechanismen unterlag und dessen fehlerfreies bzw. mangelhaftes Funktionieren auf eben diese Mechanismen rückbezogen wurde. Dies führte nicht zu einer Abkehr von der Magie, sondern zu deren Umgestaltung, die dem gewandelten Verständnis der Dinge folgte.

Insgesamt kann damit von einer Spezialisierung der Magie gesprochen werden, einem magischen Verständnis, das die Komplexität des Gegenstandes und dessen mechanischer und chemischer Abläufe einbezog. Zugespitzt ließe sich damit von einer Technisierung der Magie sprechen, die nun an den Problemen der mechanischen und chemischen Abläufe ansetzte, nicht mehr am gewünschten Resultat: dem treffsicheren Schuss.

⁵¹ Diese Probleme veranlassten Friedrich den Großen dazu, die Gewehre vor dem Kauf auf Kosten der Hersteller durch systematisches Probeschießen testen zu lassen und alle mangelhaften Gewehre zurückzugeben. Olaf Groehler, *Das Heerwesen in Brandenburg und Preußen von 1640-1806*, Berlin, ²2001, S. 180.

Urte Evert

„Gute Sach stärkt den Mann.“¹

Sachkundliche Überlegungen zu symbolischen Funktionen der frühneuzeitlichen Militärwaffen

Das wichtigste materielle Kulturgut des Kämpfers war und ist seine Waffe. In der Frühen Neuzeit war diese zwar kein Alleinstellungsmerkmal des Soldatenstandes, denn auch im Adel, innerhalb des akademischen Milieus und selbst bei den Handwerkern in den Städten des 16. und frühen 17. Jahrhunderts waren *das Tragen und auch der Einsatz von Waffen Bestandteile der männlichen Kultur*.² Für den Soldaten jedoch war die Waffe das existentielle ‚Arbeitsgerät‘ und zeitigte unmittelbare Wirkung auf sein Selbstverständnis sowie auf seine Außenwahrnehmung. Ihr dauerhaftes Material machte die Waffen darüber hinaus zu äußerst langlebigen Objekten, die bis heute die Magazine der Museen und historischen Rüstkammern füllen. Entsprechend zählen sie auch hinsichtlich der sachkulturellen Überlieferung zu den bedeutendsten Zeugnissen der frühneuzeitlichen Soldatenkultur. Nicht nur vor dem Hintergrund der historischen Überlieferung, sondern auch angesichts der vielfältigen Bedeutungen und Bedeutungszuschreibungen, die Männer allgemein und Soldaten insbesondere ihren Waffen beimäßen, erscheint es lohnenswert und notwendig, diese Objekte der vormodernen Militärkultur auch unter sachkulturellen Aspekten wissenschaftlich zu analysieren. Der folgende Beitrag versteht sich als erster Vorstoß in diese Richtung, denn Waffen standen bisher nicht im Zentrum volkskundlicher Forschung. Noch dazu liegen für die nachmittelalterlichen Jahrhunderte kaum Untersuchungen zur Bedeutung von Waffen für das Selbstverständnis und die individuelle

¹ In ritterlichen Kriegen Zügen (17. Jh.), in: Hans Ziegler (Hrsg.), Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder aus fünf Jahrhunderten. (1386-1871), Leipzig 1884, S. 125.

² Barbara Krug-Richter, Du Bacchant, quid est Grammatica? Konflikte zwischen Studenten und Bürgern in Freiburg/Br. in der Frühen Neuzeit, in: Dies., Ruth-E. Mohrmann (Hrsg.), Praktiken des Konfliktaustrags in der Frühen Neuzeit, Münster 2003, S. 79-111, hier S. 96.

„Gute Sach stärkt den Mann“

Wahrnehmung des Soldaten vor. Entsprechend gibt der folgende Beitrag zunächst am Beispiel der militärischen Waffen einen kurzen wissenschaftshistorisch fundierten und methodisch-theoretischen Überblick über volkskundliche Ansätze zur Erforschung der materiellen Kultur. Der zweite Teil der Darstellung widmet sich vertiefend einem in der aktuellen Diskussion wichtigen Aspekt der Sachkulturforschung, nämlich den Symbolfunktionen der soldatischen Waffe, deren machtvolle Primärfunktion – ihr Einsatz als Kampfmittel gegen Menschen – zu einem besonderen Umgang auf der Bedeutungsebene führte.

Sachkulturforschung in der Volkskunde

Seit einigen Jahren rückt die Untersuchung von Sachgütern zunehmend ins Blickfeld derjenigen historischen Wissenschaften, die bisher bevorzugt mit schriftlichen Quellen gearbeitet haben. Wie der Archäologie und Ethnologie wird dabei auch der Volkskunde *weitgehend uneingeschränkt Kompetenz im Bereich der historischen Sachforschung*³ zugestanden. Das hat seinen Grund darin, dass seit der Etablierung dieser Disziplin im 19. Jahrhundert die Sammlung und Dokumentation von Dingen eine ebenso wichtige Rolle spielten wie die Aufzeichnung von Erzählgut in der so genannten germanistisch-romantischen Richtung – auch wenn die strenge Unterscheidung zwischen ‚materieller‘ und ‚geistiger‘ Kultur lange Zeit zu einer ungleichen Wertung zugunsten der Letzteren führte. Aus den komplexen Beschreibungen der Kameralistik des 18. Jahrhunderts und der Volkskunstforschung des 19. Jahrhunderts entstanden spezifische Perspektiven auf die materielle Kultur. Diese fasste der schwedische Volkskundler Nils-Arvid Bringéus, dem die einflussreiche Kategorisierung der Sachkulturforschung in so genannte Kulturperspektiven zu verdanken ist, unter dem Begriff *ältere Perspektiven*⁴ zusammen.

³ Ruth-E. Mohrmann, Perspektiven historischer Sachforschung, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 88 (1992), S. 142-159, hier S. 146.

⁴ Nils-Arvid Bringéus, Perspektiven des Studiums materieller Kultur, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte (1986), S. 159-174, hier S. 160.

So versuchte man aus der antiquarischen Kulturperspektive ähnlich wie in der Märchen- und Sagenforschung aus der Betrachtung von historischen Dingen (meist bäuerlichen Geräten) einen Urtypus zu rekonstruieren, einen Repräsentanten einer in devolutionistischer Denkweise als *natürlich* und *harmonisch* phantasierten Vergangenheit.⁵ In Bezug auf Waffen begegnet man dieser Sichtweise besonders häufig bei der ehrfurchtsvollen Betrachtung von Schwertern und ihren Trägern:

Das Schwert hatte in fast allen Kulturen und durch alle Epochen einen höheren Rang als irgendeine andere Waffe. (...) Was wunder also, wenn das Schwert nach wie vor das Emblem weltlichen und spirituellen Ranges ist und bis heute Verkörperung des edelsten menschlichen Bemühens, nämlich der Suche nach dem Sinn von Leben und Tod. Das Schwert verkörpert das ewige Streben des Menschen, sich durch das was er schafft, ebenso wie durch sein Verhalten immer höher zu entwickeln, persönlich und als Gemeinschaft, und das Böse in unserer Mitte auszumerzen.⁶

Ein Blick in frühneuzeitliche Quellen legt nahe, dass diese Sichtweise auch der der zeitgenössischen Waffenträger entsprach: So erhielten die Träger von zweihändigen Schwertern im 15. und 16. Jahrhundert oft mehr Sold als andere Soldaten.⁷ Auch nachdem das Schwert aus dem Kriegsgeschehen verschwunden war und faktisch *Bomben und Kanonen* das Kriegsgeschehen bestimmten, blieb der Begriff Metapher für die Wehrhaftigkeit eines Mannes oder einer Gruppe sowie als Sammelbegriff für alle Waffen in Gebrauch wie in diesem historischen Volkslied von 1761, das die mit modernen Waffen geführte Schlacht zwischen Preußen und Österreich um die Festung Schweidnitz im Siebenjährigen Krieg thematisiert : *Es sind schon zum Widerstand/ Alle Mittel angewandt/ Mit Bomben und*

⁵ Beide Kai Detlev Sievers, *Volkskundliche Fragestellungen im 19. Jahrhundert*, in: Rolf W. Brednich (Hrsg.), *Grundriß der Volkskunde, Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, Berlin 2001, S. 31-51, hier S. 48.

⁶ Victor Harris, *Einführung*, in: *Schwerter, Degen, Dolche. Kulturgeschichte der Blankwaffen*, Augsburg 1994, S. 6 f.

⁷ Vgl. Donald J. LaRocca, *Der Geist der Renaissance*, in: *Schwerter, Degen, Dolche* (Anm. 6), S. 44-57, hier S. 48.

„Gute Sach stärket den Mann“

*Kanonen/ Will ich dich auch nicht verschonen/ ich muß repussieren.(...)
Leget eure Waffen hin/ Bursche, eure Schwerter!*⁸

Der ästhetischen Kulturperspektive verdanken Museen die Last unüberschaubarer Sammlungen von vermeintlicher Volkskunst, die – mit Begriffen wie *schön, echt, national* besetzt – eine Minderbewertung von Realien *ohne die Aura ästhetischer Weibe*⁹ mit sich brachte. Auch heute ist diese Sicht noch nicht gänzlich überwunden, wenngleich sich moderne volkskundliche Museen schon seit Jahren auf die Sammlung und Ausstellung von typischeren, weit verbreiteten Alltagsgegenständen konzentrieren.¹⁰

Gerade in Bezug auf Waffen ist diese funktionalistisch ausgerichtete und auch in der Militärgeschichte häufig angewandte technologische Kulturperspektive von großer Bedeutung. Unzählige Handbücher¹¹ zu Waffengattungen und ihrer technischen Entwicklung, Bedienung, ihrer Produktionsprozesse und Einsatzbereiche, aber auch museale Ausstellungsweisen zeigen die wertvolle, jedoch auf Materialbeschreibung eingeschränkte Arbeit mit Objekten. Diese verspricht zwar eine (m. E. unhaltbare) Objektivität. Wird sie aber – wie dies häufig geschieht – mit dem Anspruch auf Anerkennung als einzige souverän-wissenschaftliche Vorgehensweise verbunden, wird die Erkenntnis außer Acht gelassen, dass eine wechselseitige

⁸ Überfall von Schweidnitz 1761 (1761), in: Franz Wilhelm Freiherr von Dittfurth (Hrsg.), Hundert historische Volkslieder des Preußischen Heeres von 1675 bis 1866, Berlin 1869, S. 54-56.

⁹ Ruth-E. Mohrmann, Volkskundliche Sachkulturforschung, in: Kwartalnik Historii Kultury Materialnej (2003), Nr. 3-4, S. 331–340, hier S. 332.

¹⁰ So brachte mich die ästhetische Kulturperspektive von KollegInnen aus den Geschichtswissenschaften auch schon in die Verlegenheit, erklären zu müssen, weshalb ich mich mit den unspektakulären und in der Frühen Neuzeit angeblich noch äußerst unwichtigen Handfeuerwaffen statt den „schönen“ Blankwaffen beschäftige.

¹¹ Allein in der Staatsbibliothek Berlin Preußischer Kulturbesitz sind unter dem Stichwort „Wehrtechnik“ 1.183 Einträge zu finden.

Bedeutungszuordnung zwischen Dingen und Menschen besteht, die zu untersuchen ebenfalls wissenschaftliche Pflicht ist.¹²

In engem Zusammenhang mit der technologischen Perspektive steht die diffusionistische Kulturperspektive, die Spuren der Veränderung und Verbreitung von Dingen in die Forschung mit einbezieht und makroethnologische Karten als nach wie vor wertvolles Instrument der Sachkulturforschung hervorbrachte. Spätestens seit den 1950er Jahren setzten sich die von Bringéus als *neuere Perspektiven*¹³ bezeichneten Aspektanalysen in der volkskundlichen Sachkulturforschung durch – wobei auch ältere Methoden wie *Wörter und Sachen*¹⁴ zum Tragen kamen, auf die an anderer Stelle noch näher eingegangen wird.

So brachte etwa die kontextuelle Perspektive mit der Untersuchung der Form von Sachen serielle Chronologien hervor, mit deren Hilfe regionale Zugehörigkeiten, Handelswege und Zeiteinordnungen bestimmt werden konnten, so wie in der Archäologie Keramikscherben, Schmuck- und Waffenformen Kulturabschnitte definieren. Die Innenverzierung der Schlossplatte einer Radschlossbüchse beispielsweise lässt eine grobe Datierung der Waffe auf ein Alter von ungefähr 400 Jahren zu, weil von der ersten Hälfte des 16. bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht mehr nur Außenverzierungen in Mode waren.¹⁵ Zu weiteren Erkenntnissen führte jedoch erst die Betrachtung der Gegenstände in ihrem Gebrauchszusammenhang – eine wissenschaftliche Weiterentwicklung, die in der Volkskunde zunächst vor allem zu gegenwarts-

¹² Vgl. Andreas Hartmann, Statement, in: Gabriele Mentges (u. a.) (Hrsg.), *Geschlecht und materielle Kultur, Frauen-Sachen, Männer-Sachen, Sach-Kulturen*, Münster u. a. 2000, S. 248-250, hier S. 249.

¹³ Bringéus, *Perspektiven* (Anm. 4), S. 163.

¹⁴ Vgl. Ruth Schmidt-Wiegand (Hrsg.), *„Wörter und Sachen“ als methodisches Prinzip und Forschungsrichtung*, Hildesheim u. a. 1999.

¹⁵ Vgl. Jaroslav Lugs, *Handfeuerwaffen, Systematischer Überblick über die Handfeuerwaffen und ihre Geschichte*, Bd. 1, Berlin 1982, S. 24.

orientierten Mikrostudien führte, beispielsweise durch teilnehmende Beobachtung in Dörfern.¹⁶

So erschlossen sich nicht nur Einsichten darüber, wie, wo und wann welches Ding benutzt wurde, sondern auch, dass soziale Gruppierungen von Menschen mit der Hierarchie der Geräte in Bezug standen. Mit Hilfe einer genauen Analyse von archivalischen Quellen lässt sich das auch für die Vergangenheit leisten. So ist beispielsweise die Hierarchie innerhalb des Militärs durch bestimmte Waffenformen ebenso ablesbar wie regionale Distinktionsversuche: Im stehenden Heer unterschieden sich bei der Infanterie Offiziere von Unteroffizieren bekanntlich u. a. durch längere Stangenwaffen; die hohe Wertschätzung des Eisens im spanischen Raum des 16. Jahrhunderts lässt sich an der Radschlosswaffenverzierung in Kombination von Holz und poliertem Stahl ablesen, wogegen zeitgleich in Frankreich und den Niederlanden kostbare Intarsien aus Bein und Perlmutter die Schäfte dieser Waffen schmückten.¹⁷ Über die Ursachen und die gegenseitige Wahrnehmung dieser Geschmacksunterschiede wäre z. B. auf dem Gebiet der Materialsymbolik zu forschen.

Im Mittelpunkt der instrumentellen Perspektive steht die Handlung, die mit einem Gegenstand ausgeführt wird. Für den schwedischen Kulturwissenschaftler Sven B. Ek werden Werkzeug und Handlung sogar zu einer Einheit: *Der Gegenstand ist die materialisierte Übersetzung des Handlungsprozesses (...), er ist der kulturelle Prozeß selbst.*¹⁸ Die instrumentelle Funktion der Realie ist also nicht im technologischen, sondern im gesellschaftlichen Sinn zu untersuchen. Dies führt zu Erkenntnissen darüber, welche wirtschaftlichen, sozialen und weiteren Probleme einer Gesellschaft zu dem Versuch ihrer vergegenständlichten Lösung geführt haben. So beeinflusste die Erfindung der Feuerwaffe viele gesellschaftliche Bereiche auch

¹⁶ Vgl. Edit Fél, Tamás Hofer, *Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt, Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Atány, Geräte der Atányer Bauern*, Kopenhagen 1974.

¹⁷ Vgl. Lugs, *Handfeuerwaffen* (Anm. 15), S. 25.

¹⁸ Übersetzt zitiert in Bringéus, *Perspektiven* (Anm. 4), S. 165.

außerhalb des Militärs: Ökonomisch gesehen war die Weiterentwicklung der ‚Blankwaffenkonkurrenz‘ ein großer Fortschritt, der Rohstoffhandel profitierte, Spezialisierungen und Manufakturen entwickelten sich gerade auf diesem Gebiet beschleunigt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.¹⁹ Gepanzerte Rüstungen wurden obsolet, dafür entstanden Uniformen, die wiederum Einfluss auf die höfische Mode ausübten. Selbst unabhängig von ihrer technischen Effektivität wurde die Ausstattung des Militärs mit Handfeuerwaffen auch zur politisch-strategischen Überlegung.²⁰ In die zivile Sprache diffundierte das neue Tötungsinstrument sowohl aus dem Jagd- wie aus dem Militärbereich: Bis heute gebräuchliche Phrasen wie ‚Lunte riechen‘ oder ‚die Flinte ins Korn werfen‘ sind Indizien für den gesellschaftlich instrumentellen Einfluss der Feuerwaffe bis in die Selbstverständlichkeit des Alltags hinein.

Dass Dinge auch symbolische Botschaften transportieren, steht im Zentrum der symbolkommunikativen Perspektive, der wichtigsten neueren Kulturperspektive, die auch außerhalb der Volkskunde seit Jahren intensiv diskutiert wird. Die Entdeckung symbolischer Funktionen von Dingen ist zwar nicht neu. Doch führte die als Überinterpretation empfundene Deutung zahlreicher Dinge als Sexualsymbole durch die Psychoanalyse im frühen 20. Jahrhundert²¹ sowie der völkisch-ideologische Umgang der Nationalsozialisten mit Sachgütern zu einer verständlichen Ernüchterung in Deutschland nach 1945, die in der Militärgeschichte übrigens besonders betont wurde.²² In der Volkskunde hat das Wissen um die *Dingbedeutsamkeit* – ein Begriff des Volkskundlers Karl-Sigis-

¹⁹ Vgl. Hartmut Kölling, Heinrich Müller, Europäische Hieb- und Stichwaffen aus der Sammlung des Museums für Deutsche Geschichte, Berlin 1981, S. 92.

²⁰ Vgl. Jürgen Luh, Kriegskunst in Europa 1650-1800, Köln u. a. 2004, S. 220.

²¹ Die Liste der Freudschen Phallussymbole im Alltag ist lang und macht auch vor dem Regenschirm nicht Halt: *Alle in die Länge reichenden Objekte, Stöcke, Baumstämme, Schirme (des der Erektion vergleichbaren Aufspannens wegen!), alle länglichen und scharfen Waffen: Messer, Dolche, Piken, wollen das männliche Glied vertreten.*“ Sigmund Freud, Die Traumdeutung, Studienausgabe Bd. II, 10. korr. Aufl. Frankfurt a. M. 1996 (1900), S. 348.

²² Rolf Wirtgen, Geschichte und Technik der automatischen Waffen in Deutschland, Von den Anfängen bis 1871, Herford u. a. 1987, S. 9.

mund Kramer, der damit seinen ideologisch behafteten Begriff der *Dingbeseelung*²³ überwand – jedoch schon in den 1950er Jahren zu dem Aufruf geführt, *den Menschen durch die Dinge und in seiner Beziehung zu den Dingen zu erkennen*.²⁴ Eine Trennung in Dinge, die nur Real- oder nur Symbolfunktion haben, wie sie Bringéus in Einzelfällen für möglich hält,²⁵ sehe ich skeptisch: Denn auch ein Objekt mit hohem symbolischen Gehalt wie beispielsweise eine Prunkwaffe besitzt die reale Funktion, den Status ihres Besitzers nach außen zu kommunizieren. Auf der anderen Seite konnte das profane Handrohr eines Münsteraner Soldaten im 17. Jahrhundert zu einem symbolischen Objekt werden, wenn der junge Mann damit in prahlerischer Absicht vor seinen Geschlechtsgenossen hantierte, um sich als wehrhaft und männlich zu inszenieren. Dass in diesem Fall, der sich 1643 in Münster abspielte, einer der Anwesenden durch einen versehentlichen Schuss zu Tode kam, war dabei nicht intendiert, die reale Funktion der Waffe zu töten im scherzhaften Machtgerangel nicht erwünscht.²⁶ Die von Gottfried Korff hervorgehobene *Doppelebene* der *realen und symbolischen*

²³ Karl-Sigismund Kramer, *Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung*, München 1940. Kramer war mit Hans Moser Mitbegründer der so genannten Münchner Schule. Diese zielte auf eine ‚exakte‘ Rekonstruktion der historischen Volkskultur über die Begrenzung der Untersuchungen auf geographisch überschaubare Räume und eine zeitliche Beschränkung ab der Frühen Neuzeit sowie durch ausführliche Auswertung aller Arten von Quellen. Damit grenzten Kramer und Moser sich von der im Nationalsozialismus betriebenen Suche nach bzw. Erfindung von ‚überlegener‘ germanischer Ursprungskultur ab.

²⁴ Richard Weiß, *Häuser und Landschaften der Schweiz*, Erlenbach-Zürich 1959, S. 292.

²⁵ Vgl. Bringéus, *Perspektiven* (Anm. 4), S. 168.

²⁶ StdAMS, *Acta Criminalia* 18, In peinlichen halßsachen von der Stadt Münster Mousquetieren Berndt Dyllkampf dem erschossen und entleibten Dietherich Leman von Appelhülsen betreffend de 1643: Dyllkampf erschoss Leman aus Versehen, als er mit seinem zielsicheren Umgang mit dem *hanrohr* angeben wollte.; StdAMS, *Acta Criminalia* 41. Wie in vielen ähnlichen Fällen stimulierten große Mengen Alkohol das Bedürfnis des Soldaten, sein Können an der Waffe vorzuführen.

*Existenz der Dinge*²⁷ ist für zahlreiche Objekte der Sachkultur nachweisbar, unübersehbar jedoch bei den Waffen.

Die letzte hier vorzustellende Perspektive ist die wertende Kulturperspektive, die besonders im Museumsbereich von Bedeutung ist. Die gesäuberten, von strengen Restauratoren in schonende und von kreativen Gestaltern in wirksame Positionen gebrachten Ausstellungsobjekte erziehen zu einer bewundernden Distanz. Diese steht jedoch mit der Bedeutung der Dinge, ihrer Bewertung im Gebrauch oder Besitz nicht in Einklang. Bringéus nennt die durch diese Inszenierungsart hervorgerufene Wahrnehmung *Sonntagsstimmung* ohne *Beunruhigung*.²⁸ Eine der historischen, aber auch der gegenwärtigen Wirklichkeit näher kommende Präsentation sollte die Wertung der früheren Besitzer, der Hersteller sowie der Zeitgenossen einbeziehen. Auch die eigene Wertung des Forschers, Kurators sowie der jetzigen Gesellschaft muss in der Museumsarbeit mit Objekten keine abgewertete Rolle in der längst eingeforderten Selbstreflexion der Wissenschaftler spielen. In Bezug auf Waffen ist dabei die Frage nach der Zumutbarkeit zu stellen. Mit echtem Blut befleckte Stichwaffen dürften in unseren Museen eher nicht denkbar sein. Nicht nur die Pietät stünde derartiger Effekthascherei im Wege, in diesem Sinne ungesäuberte Gegenstände sind in den Magazinen auch selten vorhanden. Und Schaufensterpuppen, die ein echtes bäuerliches Gerät in die den Vitrinenboden bedeckende Blumenerde stecken, haben sicher eine sehr anschauliche und belehrende Wirkung – aber eine Landsknechtpuppe, die einen Speiß im Leib einer anderen herumdreht? Andererseits bereitet die bisherige Reduzierung der Waffenausstellungen auf ihre Schönheit und Faszination ebenfalls Probleme, denen etwa die Museen in Frankreich und Großbritannien mit Geräusch- und Bildinstallationen begegnen.²⁹

²⁷ Beide: Gottfried Korff, Ein paar Worte zur Dingbedeutsamkeit, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 32 (2000), S. 21-33, hier S. 22.

²⁸ Beide: Bringéus, Perspektiven (Anm. 4), S. 172.

²⁹ Der Historiker Thomas Thiemeyer beschäftigt sich in seiner noch nicht veröffentlichten Dissertation mit diesem Thema und hielt auf der Jahrestagung des

„Gute Sach stärket den Mann“

Die hier knapp skizzierte Unterteilung der Sachkulturforschung in verschiedene Perspektiven ist zwar sinnvoll, um einen klaren theoretischen Überblick über mögliche Herangehensweisen herzustellen, in der Forschungspraxis selbst allerdings nicht aufrechtzuerhalten. Insbesondere an der symbolkommunikativen Perspektive wird deutlich, wie sehr sich die verschiedenen Sichtweisen überschneiden, gegenseitig ergänzen und einander integrieren lassen – und zwar sowohl die alten, nicht zu verwerfenden wie die neuen, nicht zu missachtenden Perspektiven.

Die diffusionistische Perspektive kann z. B. nationale Symbolik sichtbar machen, wenn verschiedene Waffenformen regional unterschiedlich bewertet wurden, mit der instrumentellen Perspektive lässt sich der Aufstieg der militärischen Waffe zum Statussymbol auch außerhalb der Armee spätestens im 18. Jahrhundert dokumentieren usw. Die Einzelperspektiven fungieren eher als Bausteine, mit denen in verschiedenen Kombinationen gearbeitet werden muss, um ein *nuancenreiches, vieldimensionales Sachstudium*³⁰ zu erreichen. Entsprechend integrativ sind auch die zur Verfügung stehenden Quellen und Methoden zu nutzen. Der Volkskundekongress 1981 zum Thema ‚Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs‘³¹ leitete nicht nur das Ende der *ungute[n] Hierarchisierung*³² zwischen der hoch bewerteten Erforschung geistiger Kultur und der fast belächelten Erforschung von Objekten ein, sondern auch das Ende deren strikter Trennung. Mit Hilfe von Dingen können Gesellschaften analysiert werden, deren Bedürfnisse und

Arbeitskreises Militärgeschichte am 27. Oktober 2007 den sehr anregenden Vortrag „Waffen im Museum in kulturwissenschaftlicher Perspektive“. Weitere Analysen zum Thema Krieg (und damit auch Waffen) im Museum bieten die Volkskundlerinnen Eva Zwach, Deutsche und englische Militärmuseen im 20. Jahrhundert, Eine kulturgeschichtliche Analyse des gesellschaftlichen Umgangs mit Krieg, Münster 1999; Christine Beil, Der ausgestellte Krieg, Präsentationen des Ersten Weltkrieges 1914-1939, Tübingen 2004.

³⁰ Mohrmann, Perspektiven (Anm. 3), S. 156.

³¹ Vgl. Konrad Köstlin (Hrsg.), Umgang mit Sachen, Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs, 23. Deutscher Volkskunde-Kongress in Regensburg vom 6.-11. Oktober 1981, Regensburg 1983.

³² Mohrmann, Perspektiven (Anm. 3), S. 153.

Vorstellungen sich in den Artefakten, aber auch im Umgang mit Naturgegebenem manifestieren. Umgekehrt können Dinge selbst, ihre Funktion, Form, aber eben auch Bedeutung und Symbolik mit Hilfe von schriftlichen und bildlichen Quellen erforscht werden. Dabei gibt es laut Ruth-E. Mohrmann *viele methodische Wege und zahllose Forschungsfragen*³³, von denen einige im Folgenden am Beispiel der Waffensymbolik angedacht werden sollen.

Zur Symbolik der Waffe

Für eine Analyse der Symbolgeschichte der Waffe, die im Zentrum meines Dissertationsvorhabens steht, bietet sich die von der Kulturwissenschaftlerin Andrea Hauser geforderte Kombination aus quantitativen und hermeneutisch-interpretierenden Verfahrensweisen mit einer Quellenkombination im ‚Laufferschen Sinn‘ aus Objekten, Bildern und schriftlichen Quellen an.³⁴ Der Volkskundler Otto Lauffer entwickelte bereits in den 1930er Jahren die quellenkombinatorische Methode, jede Nennung eines Gegenstandes – ob in sächlichen oder literarischen Quellen – in die Betrachtung einzu beziehen.³⁵ Wenn Dinge im Kontext alltäglicher Handlungsfelder und der sie benutzenden Subjekte untersucht sowie die gesellschaftlichen Zusammenhänge von Ökonomie, technischer Entwicklung, Sozialstruktur und Politik berücksichtigt werden, können dabei sowohl die Untersuchungsobjekte selbst als auch ihre Darstellung im Mittelpunkt stehen. Die *Aufgabe der Wissenschaft* ist jedoch immer – um es mit Bourdieu zu sagen – die *Ermittlung jener Objektivität des Objekts, die sich in der Beziehung zwischen einem Objekt (...) und den Einstellungen eines Akteurs (...) ergeben*.³⁶

³³ Ebd., S. 156.

³⁴ Andrea Hauser, *Dinge des Alltags, Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes*, Tübingen 1994, S. 59 f.

³⁵ Otto Lauffer, *Quellen der Sachforschung, Wörter, Schriften, Bilder und Sachen, Ein Beitrag zur Volkskunde der Gegenstandskultur*, in: *Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde*, 17 (1943), S. 106-131.

³⁶ Beide Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, 3. durchgesehene Aufl., Frankfurt a. M. 1984, S. 173.

„Gute Sach stärket den Mann“

Um konkrete Beispiele zu nennen: Methodisch sinnvoll ist etwa eine serielle Analyse, um Veränderungsprozesse in der Symbolisierung eines Gegenstandes oder einer Gegenstandsart zu erklären; eine Querschnittsanalyse hingegen zeigt die symbolischen Funktionen eines Gegenstandes/ einer Gegenstandsart für einen begrenzten (Zeit-)Raum auf. Für die soldatische Waffe der Frühen Neuzeit bietet sich aufgrund des Aufkommens der Feuerwaffen eine vergleichende Untersuchung der Bedeutungszuordnungen bei Feuer- und Blankwaffen an. Dies könnte entweder in ihrem Wandel entlang der technischen Entwicklung oder in einer kombinatorischen Beschreibung aller Waffenarten beispielsweise der Schweden im Dreißigjährigen Krieg geschehen. Für beide Zugangsweisen ist jedoch ein heterogenes Quellenkorpus nötig, in dem Widersprüche das Bild erweitern und sich normative und realhistorische Quellen produktiv ergänzen.

Vor dem Hintergrund dieses quellenkombinatorischen Ansatzes geben archivalische Quellen nicht zwingend einen realitätsnäheren Einblick in die Geschichte als Bildmaterial aus der Populär- oder Hochkultur, Egodokumente oder fiktionale Werke wie Lieder und Romane. Denn die Symbolisierung eines Gegenstandes ist in ihrer rhetorischen Überhöhung ebenso greifbar wie als zufällig dokumentierte Alltagserscheinung. Historische Belege dafür, dass die soldatische Waffe in der Frühen Neuzeit jenseits und in ihrer Primärfunktion als Tötungsinstrument Symbolträger war, sind viele vorhanden. Insofern versteht sich mein Beitrag auch als Aufruf an Frühneuzeitexperten, sich ausführlicher mit diesem Thema zu befassen, als es in diesem Aufsatz möglich war. Die folgenden Ausführungen thematisieren exemplarisch symbolische Bedeutungsebenen der soldatischen Waffe mit einem Schwerpunkt in der Frühen Neuzeit.

Die soldatische Waffe als soziales Symbol

Auch wenn der Soldatenstand erst im 19. Jahrhundert breite Anerkennung erlangte, die einen Einfluss des Militärischen auf gesamtgesellschaftliche Bereiche bis hin zur Leitkultur ermöglichte, hatten

schon die frühneuzeitlichen Landsknechte, Söldner und Soldaten das Bedürfnis, die Besonderheiten ihres Standes nach außen und nach innen zu demonstrieren. Bekannt ist das Phänomen der auffallenden Landsknechtkleidung, z. B. der zerschlitzten Hosen, deren extravagante Ausformungen sogar obrigkeitlich akzeptiert waren und bei anderen Gruppen junger Männer wie Studenten als modisches Vorbild dienten.³⁷ Auch die Waffen unterstrichen die Würde der Kämpfer und wurden zu besungenen Prestigeobjekten. Dies belegen zahlreiche Lieder und Texte des 16. bis 18. Jahrhunderts, in denen die kriegerische Männlichkeit auch über idealisierte Schilderungen von Waffen und anderen Attributen des Kämpfers gepriesen wird. Da blinken Hellebarden im Sonnenschein, Pauken tönen lustig drein³⁸, Lederkoller und Roß zieren den ganzen Troß³⁹. Das Lied *Der in den Krieg wil ziehen* zeichnet im 16. Jahrhundert das fröhliche Bild eines Soldaten, der neben einem schönen Fräulein als weitere Attribute seiner Männlichkeit und seines Standes einen langen Speiß und einen kurzen Degen, eigentlich eine Waffe der sozialen Oberschichten, mit sich führen sollte: *Der in den Krieg wil ziehen/ der sol gerüstet sein/ was sol er mit im führen?/ ein schönes Fräulein/ ein langen Speiß, ein kurzen Tegen/ Ein herrn wöl wir sūchen,/ Der uns gelt und bescheid sol geben.*⁴⁰ Seitens der Kriegsführenden hatten Lieder dieser Art die Funktion, das Kriegerleben verlockend genug darzustellen, um junge Männer anzuwerben. Die Waffen sind dabei als ein – seitens der mit diesen Liedern vertrauten Soldaten auch

³⁷ Vgl. Matthias Rogg, „Zerhauen und zerschnitten nach adelichen Sitten“, Herkunft, Entwicklung und Funktion soldatischer Tracht des 16. Jahrhunderts im Spiegel zeitgenössischer Kunst, in: Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden, Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn u. a. 1996, S. 109-135, hier S. 137. Außerdem verweise ich auf Jan Willem Huntebrinkers Beitrag in diesem Heft.

³⁸ *Die Hellebarden blinken/ Im schönsten Sonnenschein,/ Die Pauken und die Zinken,/ Die tönen lustig drein.* *Der in den Krieg wil ziehen* (16. Jh.), in: Ziegler (Anm. 1), S. 43 f.

³⁹ *5. Das rote Gold genommen,/ Trink aus den Werbertrank,/ Als Landsknecht sei willkommen,/ Der Kaiser weiß dir Dank./ Schnall um das Lederkoller,/ Hinauf denn auf dein Roß,/ Das macht dich groß und voller/ Und ziert den ganzen Troß./ Die Waffen sollen klirren,/ Die Feldpaniere schwirren.* Ohne Titel (18. Jh.), in: Gerhard Niedermeyer (Hrsg.), *Soldatenlieder aus 7 Jahrhunderten*, Stuttgart 1940, S. 13.

⁴⁰ *Der in den Krieg wil ziehen* (16. Jh.), in: Ziegler (Anm. 1), S. 43 f.

„Gute Sach stärket den Mann“

angenommenes – Versprechen zu sehen, mit Hilfe dieses Machtinstrumentes den eigenen sozialen Status erhöhen zu können.

Die Waffe konnte zu einer Art *pars pro toto* der eigenen Berufsehre werden, vergleichbar den andere Stände symbolisierenden Gegenständen. So zieht ein Landsknechtslied aus dem Dreißigjährigen Krieg einen Vergleich zwischen bäuerlichen und soldatischen Arbeitsgeräten, wobei die Waffe ebenso dem Geldverdienen (und damit der realen wie sozialen Existenzsicherung) dient wie jedes andere einem bestimmten Berufszweig angehörende Werkzeug: *Frisch, unverzagt, beherzt und wacker/ Der scharffe Sebel ist mein Acker/ und Beuten machen ist mein Pflug/ Damit gewin ich Gelds genug.*⁴¹

Und auch der Tod durch die Kriegswaffe war ungleich ehrenvoller als durch Krankheit. So malte der Johann Michael Moscherosch (1601-1669) in den Kriegsregeln aus seinen satirischen Erzählungen *Gesichte Philanders* (1640) die Gefahr von *roth Ruhr und Pestilenz* für *deß Lagers Glantz* aus und warnte sarkastisch vor dem von Kriegern als schmachvoll wahrgenommenen Tod ohne Waffe: *Es ist bekant wie mancher Christ/ Ohn Schwert also umbkommen ist.*⁴²

Gerade auch der Abgrenzung zum unbewaffneten Zivilisten diente die Waffe als Ansehen erhöhendes Objekt. Ein Landsknechtslied aus dem Dreißigjährigen Krieg stellt die aktive Waffenhandhabung der Kämpfer dem passiven Verhalten *andere(r) Leut* gegenüber: *Wann andere Leut schlaffen/ Und ruhen in der Nacht/ So ziehen wir an die Waffen/ Und schießen das es kracht.* Zu dieser Selbstinszenierung als *Blancker Soldat* als Gegensatz zum faulen und feigen Zivilisten gehört auch die als Anrecht formulierte Hoffnung auf himmlische Unterstützung: *Frisch auff Soldat/ Gott helff uns früh und spat.*⁴³

Umgekehrt konnten militärische Waffen, und zwar besonders Feuerwaffen, auch zum Sinnbild sozialer Niedrigstellung werden. Eine

⁴¹ Dien ich dem einen (30-jähriger Krieg), in: Ziegler (Anm. 1), S. 17 f.

⁴² Alle in: Johann Michael Moscherosch, *Gesichte Philanders, Kriegsregeln* (17. Jh.), in: Ziegler (Anm. 1), S. 167-168.

⁴³ Alle in: Ohne Titel (30-jähriger Krieg), in: Werner Kohlschmidt, *Das deutsche Soldatenlied. Ausgewählt nach seinen Hauptmotiven und seiner Entwicklung*, Berlin 1935, S. 6.

Verweigerungshaltung gegen den Kriegsdienst konnte sich im Widerwillen gegen ihr Gewicht, ihren Geruch, ihren Lärm ausdrücken.⁴⁴ Der preußische Wechselgesang *Ich hab Lust Soldat zu sein* aus dem 18. Jahrhundert legt einem als Gegenbild zum freudigen Kämpfer entworfenen Zivilisten die Worte in den Mund: *Ich mag kein Soldat nicht sein/ Denn sie tragen schwere Geschütze/ Trinken oftmals aus der Pfütze.*⁴⁵ Obwohl dieses Lied ebenfalls Anwerberqualitäten für die militärische Politik entfalten sollte, sind die Empfindungen der Kriegsdienstverweigerer nicht einfach nur ironisch wiedergegeben, sondern werden an die berechtigten Argumente gegen die Minderung der Lebensqualität als gezwungener Soldat angelehnt. Dabei spielte das Unbehagen gegenüber der Waffe eine starke Rolle, das in zahlreichen Liedern des 18. und vor allem des 19. Jahrhunderts seinen Ausdruck fand.

Von Bedeutung war in der sozialen Symbolik der frühneuzeitlichen Waffe auch der unterschiedliche Prestigewert von Blank- und Feuerwaffen. Das hohe Ansehen des mittelalterlichen Ritterschwertes lebte in verfeinerter Form im adeligen Degen und Offizierssäbel fort, als das Landsknechtsschwert sozusagen als gesunkenes Kulturgut zu grob für die Distinktionsbedürfnisse des Hofes wurde. Waren in der Frühen Neuzeit einerseits noch die geringe Effektivität der Handfeuerwaffe, andererseits durchaus auch die als unehrenhaft wahrgenommene Tötung aus der Distanz für das geringere Ansehen gegenüber den Blankwaffen verantwortlich,⁴⁶ so

⁴⁴ Siehe die ironische Soldatenklage aus Moscheroschs Trinklied von 1640 *Alle Welt schreit zu den Waffen!/ Ich schrei: Iuch zum Wein!/ Mars hat mit mir nichts zu schaffen (...)/ Kraut und Loth ist mir zuwider.* Moscherosch, *Gesichte Philanders* (Anm. 42), S. 13 f.

⁴⁵ *Ich hab Lust Soldat zu sein* (18. Jh.), in: Kohlschmidt (Anm. 43), S. 25.

⁴⁶ *Ich schliesse demnach, dass der Gebrauch des Pulvers nothwendig, als etwas ungerechtes und abscheuliches abzuschaffen sey. (...) Vermög des Pulvers ist der feigste und unwürdigste Kerl in der ferne oder hinter einer Mauer, wann er nur ein Gestück oder Feuer-Rohr los platzen kann, im Stand den grösten und vortrefflichsten Helden todt zu schiesen.* Johann Friedrich Fleischer, *Bedencken von der Schädlichkeit der Festungen und dem wider das Natur- und Völcker-Recht lauffenden Gebrauch des Pulvers, Bey Gelegenheit der neulich übergangenen Festung Bergen op Zoom, Franckfurt am Mayn 1748*, S. 20 f. Vgl. außerdem Luh, *Kriegskunst* (Anm. 20), S. 236-239.

„Gute Sach stärket den Mann“

verfestigte sich daraus eine Tradition, die den Offizierssäbel bis ins 20. Jahrhundert als Statussymbol behielt, in historisierender Antithese zur technischen Entwicklung der Feuerwaffen. Selbst die heutige Bundeswehr beherbergt Offiziere, die ihren sozialen Status wieder durch den Offizierssäbel ausgedrückt haben wollen – ob als Neu- oder Wiederbelebung, wäre noch zu untersuchen.⁴⁷

Die soldatische Waffe als religiöses Symbol, Natursymbolik

Die Verknüpfung von Krieg und christlicher Religion begann spätestens mit ihrem Aufstieg zur römischen Staatsreligion unter Konstantin dem Großen, der bekanntermaßen die Kampf entscheidende Wirkung des Kreuzsymbols auf Fahne und Schilden in der Schlacht an der Milvischen Brücke im Norden Roms am 28. Oktober 312 testete.⁴⁸

In der Frühen Neuzeit war diese Verbindung längst selbstverständlich und ließ auch die Waffen als Gott dienende Instrumente erscheinen. Humoristisch wurde die Waffe sogar ins Gebet eingeschlossen wie in einem Soldatenvaterunser von 1519, das den Streit zwischen dem Schwäbischen Bund und Ulrich von Württemberg (1487-1550) um sein Herzogtum thematisiert und die Drohung *wir haben Geschütz für alle Not* zwischen den Sätzen *gib uns unser täglich Prod* und *Vergib uns unsre Schuld* einbettet.⁴⁹ Speziell in den Konflikten zwischen Protestanten und Katholiken beanspruchte jede Seite für sich, die eigenen Waffen der Ehrenrettung Gottes widmen zu können. So heißt es in dem protestantischen *Mahnlied* zum Auftakt des Schmalkaldischen Krieges 1546: *Wol auff ihr Deutsche Christen/ Dann es ist an der zeit/ Mit waffen thut euch rüsten/ Bald zu dem wider-*

⁴⁷ *Wir – das sind junge Offiziere – beabsichtigen eine Neubelebung verschollener Identifikations-symbole unseres Berufsstandes. Unser Ziel ist es, dem deutschen Offizier wieder einen einheitlichen Säbel zur Verfügung zu stellen, um (...) ein äußerlich sichtbares Symbol von Zugehörigkeit, Gleichberechtigung und Zusammengehörigkeit zu schaffen.* So seit 2003 auf: URL: <http://www.Offiziersaebel.de> [zuletzt am 17. März 2009].

⁴⁸ Vgl. Otto Wimmer, Hartmann Melzer, Konstantin I. d. G., röm. Kaiser, in: *Lexikon der Namen und Heiligen*, Hamburg 2002, S. 496 f.

⁴⁹ *Soldatenvaterunser* (1519), in: Ziegler (Anm. 1), S. 181 f.

*streit/ Helfft retten Gottes ehre/ Darzu ewr Vaterland/ Schicket euch zur gegenwehre/ Thut taffern widerstand.*⁵⁰

Von besonders großer Bedeutung war das religiöse Motiv der Waffe jedoch im Kampf gegen nicht christliche Feinde, wobei den realen Waffen der christlichen Seite unabhängig von ihrer technischen Qualität göttliche Wirkungsmacht zugesprochen wurde. In seiner Predigtsammlung *Auff, auff Ihr Christen! Das ist: Ein bewegliche Anfrischung Der Christlichen Waffen Wider den türckischen Bluet-Egel* von 1687 nahm der *Kayserliche Prediger* Abraham à Sancta Clara (1644-1709) aus Wien immer wieder Bezug darauf, dass einerseits *auch GOTTES Händ die Menschliche Würckung erfordert/ und Gottes Seegen ohne Menschen-Degen nicht will den Feind jagen.*⁵¹ Der Wille Gottes bedurfte also der ‚christlichen Waffen‘, womit neben dem ‚richtigen‘⁵² Glauben durchaus auch die realen Tötungsinstrumente gemeint waren. Andererseits konnte nach Überzeugung des Augustiner-Barfüßers der *Ottomanische Erbfeind* viel *Hochmuth in seinen Waffen* zeigen, aber die zum Sieg verhelfende Wirkung nur der christliche Gott den Waffen verleihen. Einen Schlachtensieg der christlichen Kämpfer über die Türken kommentierte er beispielsweise mit den Worten: *Wordurch Gott scheinbar zu verstehen gegeben/ daß ohne seinen Seegen/ nichts könne der Degen.*⁵² Und die an die Kreuzform gemahnende Form des Schwertes ist möglicherweise im Vergleich zum Türken-

⁵⁰ Mahnlied (1546), in: Franz M. Böhme (Hrsg.), *Altdeutsches Liederbuch, Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert*, Leipzig 1877, S. 500.

⁵¹ *Auff, auff Ihr Christen! Das ist: Ein bewegliche Anfrischung Der Christlichen Waffen Wider den türckischen Bluet-Egel; Sambt Beygefügeten Zusatz vieler herrlichen Victorien und Sieg wider solchen Ottomanischen Erb-Feind; Wie auch andere Sittlicher Lehr- und Lob-Verfassung der Martialischen Tapfferkeit; In Eyl ohne Weil Zusammengetragen Durch P. F. Abraham à S. Clara, Augustiner Baar-Füsser, Wien 1687, S. A 5.*

⁵² *Auff, auff Ihr Christen* (Anm. 51), S. 70 f.

säbel oder auch im *konfessionellen Bilderkampf*⁵³ wohl nicht ohne Bedeutung in der Bildsprache.⁵⁴

Gott und Jesus Christus wurden als Waffen bezeichnet, die Metaphorik der Jesusworte aus dem Lukasevangelium *Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert* mitunter wörtlich genommen.⁵⁵ In einem Soldatenlied eines anonymen Flugblatts aus dem 17. Jahrhundert beispielsweise wurden die berühmten Verse Martin Luthers *Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen*⁵⁶ umgewandelt in die rein militärische Interpretation *Jesus ist das Wort/ Brustwehr, Weg und Port/ der rechte Corpoural/ Hauptmann und General/ Quartier und Corps de garde*.⁵⁷

Die protestantische Seite nutzte noch lange nach den innerchristlichen Religionskriegen die konfessionellen Unterschiede, um die Waffenstärke von katholischen Gegnern zu bezweifeln: Obwohl es im Siebenjährigen Krieg wahrlich nicht um die Auslegung der Bibel ging, verbreitete die preußische (reformierte) Bevölkerung die Nachricht von der Niederlage österreichischer (katholischer) Truppen in den Schlachten bei Liegnitz (15. August 1760) und Torgau (3. November 1760) mit einer eingängig spöttischen Verbindung zwischen Religion und Waffe. Der *geweihte Degen*⁵⁸ des österreichischen Feldmarschalls Leopold Joseph von Daun (1705-1766) war der Hauptgegenstand in historischen Volksliedern zu diesen preußischen Siegen. Ob es sich bei Dauns geweihtem Degen um eine protestantische Erfindung oder eine Legende mit wahren Kern handelt, ist zunächst nebensächlich. Als *Pfaffenmarrethei*⁵⁹ abgetan erschienen die angeblich durch Gottessegen gestärkten und zuvor

⁵³ Matthias Rogg, *Landsknechte und Reisläufer, Bilder vom Soldaten, Ein Stand der Kunst des 16. Jahrhunderts*, Paderborn u. a. 2002, S. 182 f.

⁵⁴ *Das Schwert eines christlichen Ritters kann mit seinem kreuzförmigen Heft ein Symbol für die Verehrung seines Gottes sein*. Harris, Einführung (Anm. 6), S. 6.

⁵⁵ Lukas, 12.51.

⁵⁶ Martin Luther, *Ein feste Burg*, 1529.

⁵⁷ *Des Soldaten ‚feste Burg‘ (17. Jh.)*, in: Ziegler (Anm. 1), S. 86 f.

⁵⁸ *Spottlied auf Daun nach der Schlacht bei Liegnitz 1760 (1760)*, in: Ditfurth (Anm. 8), S. 40.

⁵⁹ *Der geweihte Degen Dauns: Spottlieder (o. A.)*, in: ebd., S. 140.

durchaus gefürchteten Waffen des Gegners lächerlich und ungefährlich. Dabei sollte man die Verhöhnung des katholischen ‚Aberglaubens‘ nicht als aufklärerisches Element fortschreitender Säkularisierung sehen, denn der Anspruch auf die Hilfe Gottes im Kampf und seine Gleichsetzung mit einer Waffe war auch den Preußen im ausgehenden 18. Jahrhundert (und darüber hinaus) noch wichtig. So heißt es in dem Soldatenlied *Beym Ausmarsch der Halleschen Garnison* von 1791, das in Vorbereitung zum Kampf gegen das revolutionäre Frankreich die gottgewollte Siegesfähigkeit von *Preußens kleinem Heer* beschwört: *Wer war des Heeres Schutz und Wehr?/ Der Unschuld Rächer, Gott!*⁶⁰ Die Waffenweihe und das Waffenstärken durch religiöse und magische Praktiken gehörten damals wie heute überkonfessionell und auch unter Atheisten zum Alltag der Kriegsdienstleistenden und – hier eine explizite Anregung zur Diskussion – könnten sich als anthropologische Konstanten herausstellen.⁶¹

Außerdem waren die frühneuzeitlichen Kriegswaffen ganz offensichtlich bedrohlich genug, um sie jenseits allen Sarkasmus‘ in religiöse Zusammenhänge zu stellen. Dazu zählt der große Komplex der Natursymbolik, in dem die Waffen vom menschlichen Tun abgekoppelt und mit Naturkatastrophen gleichgesetzt werden. Gewitter und Kanonendonner, *Hagel von Kugeln und Granaten schwer*⁶² sind dann gleichermaßen Ausdruck für Gottes Macht und Abhängigkeit von Gottes Gnade.

Aber die Waffen verleihen den sie führenden Kämpfern auch (natur-)göttliche Macht in menschlicher Hand wie es der populäre Schriftsteller Karl Gottlob Cramer (1758-1817) in seinem Kriegslied von 1791 ausdrückte: *Vater und Sohn/ Flammende Säbel gezogen/*

⁶⁰ Lied bey dem Ausmarsch der Halleschen Garnison (1791), in: Julius von Voss (Hrsg.), *Auswahl guter Kriegslieder, Preußens Kriegern gewidmet*, Halle 1806, S. 7 f.

⁶¹ Zu dem großen Aspekt innerhalb der religiösen Waffensymbolik, dem Aberglauben oder den magischen Praktiken, verweise ich auf die Beiträge von Ulrike Ludwig und Nikolas Funke in diesem Heft.

⁶² In der Schlacht (1640), in: Ziegler (Anm. 1), S. 136-139.

„Gute Sach stärket den Mann“

*Kommen wie Raben geflogen (...) Mut in der Brust/ Scharf wie der Wind
unsre Säbel/ Dunkel die Blicke wie Nebel/ Krieg unsre Lust!*⁶³

Die soldatische Waffe als nationales Symbol

Von der religiösen Abgrenzung ist es nicht weit zur regionalen Abgrenzung; sie ging z. B. im Kampf gegen die Türken ineinander über, denn die fremde Religion diente in der Beschreibung des Gegners zwar häufig zur besonderen Dämonisierung seiner Waffen, aber auch die Fremdherrschaft eines anderen Volkes an sich war bedrohlich. Entsprechende unterschiedliche kulturelle Entwicklungen wurden auch an der Waffentechnik festgemacht; in historischen Volksliedern wurde häufig die Überlegenheit der okzidentalischen Feuerwaffen behauptet wie in einem Kommentar von 1571 zum Tod des türkischen Sultans Suleiman II am 7. September 1566 in Ungarn: *Die büchsen hört man singen/ Die kugel und kette klingen/ Verdroß den Türken ser.*⁶⁴

Aber ‚national‘ geprägte Waffen⁶⁵, wie der Militärhistoriker Matthias Rogg sie nennt, hatten auch im Konflikt zwischen christlichen Völkern ihren Nutzen als Symbole vaterländischer Konkurrenz. In der *Wahrhaftigen Beschreibung der großen Schlacht, so geschehen bei Fleurus (...) den 29. Augusti dieses 1622. Jahrs* zwischen deutschen (evangelischen) und spanischen (katholischen) Truppen wurde die Unterlegenheit der Spanier auch mit deren regionalspezifischer Waffenunfähigkeit in Verbindung gebracht: *Das spanische Geschütz thät keinen Schaden nicht.*⁶⁶ Überhaupt scheint im Dreißigjährigen Krieg eine in der militärischen Waffe versinnbildlichte Verbindung zwischen nationaler und Kämpferethik ein in deutschen Ländern verstehbarer Topos gewesen zu sein wie er in diesem Vers eines zeitgenössischen Söldnerliedes zu lesen ist: *Der ist ein deutscher Ehrenwert/ der*

⁶³ K. G. Cramer (1791), Kriegslied, in: Ziegler (Anm. 1), S. 140 f.

⁶⁴ Briny's Tod 7. Sept. 1566 (1571), in: Böhme (Anm. 50), S. 509.

⁶⁵ Rogg, Landsknechte (Anm. 53), S. 21.

⁶⁶ Wahrhafte Beschreibung der großen Schlacht, so geschehen (...) den 29. Augusti dieses 1622. Jahrs (1622), in: Franz Wilhelm Freiherr von Dittfurth, Die historischen Volkslieder des dreißigjährigen Krieges, Heidelberg 1882, S. 66.

*wacker, herzhaf, unverzagel/ Sich für die Freiheit mit dem Schwert/ In Tod und in Gefahren wagel.*⁶⁷

Ein Anschwellen zur nationalen, patriotischen Symbolik wird in den Quellen dann aber vor allem ab dem 18. Jahrhundert deutlich, auch wenn das königliche Oberhaupt, hier insbesondere Friedrich der Große, den Staat personifizierte. Die preußische Distinktion durch Waffen, die militärtechnisch symbolisierte Überlegenheit des Preußischen Heeres spiegelt sich auch in den dieses Thema behandelnden Liedern. So schildern viele historische Volkslieder dieses Jahrhunderts die Stärke der ‚preußischen Waffen‘ gegenüber den Feinden im Siebenjährigen Krieg – übrigens auffällig häufig in Verbindung mit dem religiös-nationalistischen Motiv der göttlichen Parteiergreifung wie in einer Darstellung der Schlacht gegen russische Streitkräfte bei Zorndorf von 1758: *Die preußischen Waffen sehr knattern/ Moskau es nicht gut bekam/ Aber es war des Höchsten Will/ Gott selbst, der war mit uns im Spiel.*⁶⁸

Die soldatische Waffe als Körpersymbol, Personifizierung und Animation der Waffe

Zunächst ist es die rein instrumentelle Funktion der Waffe, die physische Stärke, die Tötungsmacht ihres Handhabers zu erhöhen. Aber auch außerhalb ihrer Primärnutzung, also außerhalb der Kampfhandlung, wird sie damit zum äußeren Zeichen menschlich-körperlicher Kraft und Macht. Auch in der Frühen Neuzeit gab es dabei Tendenzen, die Waffe einerseits zu personifizieren oder ihr zumindest wesenhafte Züge und aktive Fähigkeiten wie ‚den Feind‘ niederzustoßen, zuzuordnen, andererseits die Grenzen zwischen Soldat und Waffe aufzulösen, sie als verschmelzende Einheit zu besingen. Der Kämpfer trug nicht nur eine eiserne Waffe, sondern wurde mit ihr in der Hand zum *eisern man*⁶⁹ wie es in dem Lied *Magdeburg, halt dich feste* heißt, das die Belagerung der in Acht erklär-

⁶⁷ Söldnerlied (30-jähriger Krieg), in: Wolfgang Greiser, Das deutsche Kriegs- und Soldatenlied von seinen Anfängen bis zur Jetztzeit, Berlin 1915, S. 7.

⁶⁸ Schlacht bei Zorndorf (o. A.), in: Ditfurth (Anm. 8), S. 33 f.

⁶⁹ Magdeburg, halt dich feste! (1551), in: Böhme (Anm. 50), S. 505.

„Gute Sach stärket den Mann“

ten, da zum evangelischen Glauben getretenen Stadt von 1550/1551 durch kaisertreue Truppen thematisiert. Dieser Topos der materialsymbolischen Vereinigung war schon in der Frühen Neuzeit eine verbreitete Rhetorik. Diese bedeutete eine Steigerung des im Flugblattlied *In ritterlichen Kriegen Zügn* (17. Jahrhundert) auftauchenden Versprechens *Gute Sach [blankes Schwert, gelöste Büchse] stärket den Mann*⁷⁰ und setzte sich in Wechselwirkung zwischen obrigkeitlicher Erziehungshoffnung und soldatischer Selbstinszenierung bis zur Entmenschlichung der Soldaten zu Kriegsmaterial stetig fort.

In Zusammenhang mit der immer wieder betonten Geschlechtszugehörigkeit der Soldaten wird auch der im Allgemeinwissen am häufigsten benannte und dennoch bis zur Verleugnung marginalisierte Aspekt der Waffensymbolik deutlich: Die Männlichkeitsymbolik. Es gibt viele Definitionen zum Thema Mann und Männlichkeit. Für diesen Beitrag beschränke ich mich auf folgende, in historischen Quellen auftauchende Zuordnungen: Ehr- und Ruhmesliebe, körperliche und seelische Kraft, sexuelle Potenz und Abgrenzung zur Weiblichkeit sowie – wichtig für den Soldaten – Überlegenheit über den Gegner.⁷¹

Auch in der Frühen Neuzeit waren militärische Waffen eindeutig dem männlichen Geschlecht zugeordnet. In seiner Interpretation des alttestamentarischen Buchs Judith weist der bereits erwähnte Abraham à S. Clara die gegen Holofernes erfolgreich das Schwert führende Frau in ihre Schranken: *Aber O beherzte Judith! wo seynd deine Waffen? Wie ist dein Gewöhr? (...) Du bist eine aus dem schwachen Weiber-Geschlecht/ welche lieber die zarte prätzlein in die Bisam-Handschuech stecken/ als daß sie dem Feind die Faust zeigen* und verteidigt das Exklusivrecht der Männer auf Waffe und Waffenführung: *Streitten/ fechten/ Kämpffen/ ringen/ Hauen/ Schlagen gehört den Männern zu.*⁷² Auch in weniger geistlichem Zusammenhang empfanden Männer

⁷⁰ In ritterlichen Kriegen Zügn (Anm. 1).

⁷¹ Zum Thema Militär und Männlichkeit verweise ich (hier nur verkürzt) auf die zahlreichen Veröffentlichungen u. a. von Ute Frevert, Karen Hagemann und Sabine Kienitz.

⁷² Beide in: Auff, Auff Ihr Christen! (Anm. 51), S. 162.

offenbar den Wert geschlechtsspezifischer Gütertrennung in puncto Waffe, denn in vielen Soldatenliedern spielte die Waffe auch in Liebesdingen eine Rolle, ob nun in Anmutung ritterlicher Tradition wie in diesem Flugblatttext des 16. Jahrhunderts *Man sol durch schöner Junfreulein willen/ Zerstechen die Sper,/ Zerhauen die Schilte, /Man sol durch ihretwillen wagen Leib und Gũth*⁷³ oder eher einem als frei und wild besungenen Soldatenleben wie in einem Soldatenlied aus dem frühen 18. Jahrhundert: *Jetzt lad' ich meine zwei Pistolen/ Mit Pulver und mit Blei/ Das thu' ich meinem Schätzchen zu Ehren/ Und ziel ihr auf den Leib – Und schieß' in die Luft,/ Und schieß' in die Luft,/ Daß mein feins Liebchen thut hören/ wie meine Pistole pufft.*⁷⁴ Waffen dienten in der Geschlechterkommunikation also auch dazu, Männer in den Augen der Frauen attraktiv zu machen.

Die von Rogg für die Bildsprache der Frühen Neuzeit festgestellte Zunahme von offenen und versteckten sexuellen Motiven⁷⁵ manifestiert sich auch in sichtbaren Parallelisierungen zwischen männlichem Geschlechtsteil und Waffe: *Tatsächlich fällt bei einer Reihe von Soldatendarstellungen des 16. Jahrhunderts eine überdimensionale Betonung des Phallus auf, die oft noch durch den Schwertgriff oder die Parierstange unterstrichen wird.*⁷⁶

Die Ehre als Mann spielte ebenso eine große Rolle wie die Ehre als Kämpfer, wobei eine Trennung dieser beiden Kategorien meist unmöglich ist, sie sich sogar gegenseitig stärkten.

Insgesamt ist festzustellen, dass sich die Belege für die Sexuelsymbolik im Besonderen und die Männlichkeitssymbolik im Allgemeinen seit dem 19. Jahrhundert um ein Vielfaches vermehren. Dabei wurde die pseudoorganische Verbindung zwischen Männlichkeit und Militarisierung erst in dieser Zeit zum gesamtgesellschaftlichen Phänomen. Aber auch in der Frühen Neuzeit gab es Geschlechterdiskussionen, gerade im Zusammenhang mit militärischen Waffen.

⁷³ Ich ritt mir auß nach Abenteure (16. Jh.), in: Ziegler (Anm. 1), S. 95.

⁷⁴ Soldatenlied (um 1700), in: ebd., S. 18 f.

⁷⁵ Rogg, Landsknechte (Anm. 53), S. 58.

⁷⁶ Ders., Zerhauen (Anm. 37), S. 119.

„Gute Sach stärket den Mann“

Der französische Theologe Jean-Antoine Rampalle (1624-1666/1671) z. B. beschrieb in seinem *akademischen Diskurs* von 1647 sogar den Gebrauch der Waffen als quasi biologische Fähigkeit, die die Natur den Frauen (...) verweigert hat.⁷⁷

Obwohl kämpfende Frauen möglicherweise ein häufigerer Anblick waren als bisher vermutet,⁷⁸ war die Waffen tragende Frau doch das Ungewöhnliche, das Deviante.⁷⁹ Was Andrea Hauser für die Untersuchung von Dingen im Allgemeinen feststellte: *Sachkultur-forschung ist immer auch Geschlechterforschung*,⁸⁰ gilt für die Waffe ebenso wie z. B. für geschlechtsspezifische Kleidung.

Fazit

Die militärische Waffe war in der Frühen Neuzeit ein wichtiger Symbolträger für verschiedene Facetten des Soldatenlebens. Jenseits, aber nicht unabhängig von ihrer Funktion als Tötungsinstrument bot sie ihrem Nutzer vielfältige Zuordnungsmöglichkeiten und war, ähnlich wie die Fahne auch, durchaus obrigkeitlich gewollt, eng mit speziellen Ehrvorstellungen verknüpft. Ein eklatanter Unterschied zu allen anderen Gegenständen machte jedoch die Waffe zu einem besonderen Objekt: Sie war (und ist) die vom Menschen hergestellte, verdinglichte Macht über Leben und Tod. Das der Waffe innewohnende Machtversprechen hatte aber bereits in der Frühen Neuzeit (wie überhaupt mindestens seit der Erfindung des Schwertes in der Bronzezeit) Einfluss auf ihre Deutung als Identität stiftender Gegenstand einerseits und ihre Zähmung⁸¹

⁷⁷ Beide Zitate in: Judith Bösch, *Schwert und Feder, Autorin, Regentin und Amazone als Figuren hybrider Geschlechtsidentität im Frankreich des 17. Jahrhunderts*, Wien 2004, S. 61 f.

⁷⁸ Vgl. Rogg, *Landsknechte* (Anm. 53), S. 52-54.

⁷⁹ Vgl. Christiane Andersson, *Von „Metzen“ und „Dirnen“*, *Frauenbilder in der Frühen Neuzeit*, in: Karen Hagemann, Ralf Pröve (Hrsg.), *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger, Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*, Frankfurt a. M. u. a. 1998, S. 171-198.

⁸⁰ Andrea Hauser, *Erb-Sachen, Historische Sachkultur-forschung als Geschlechterforschung*, in: Mentges, *Geschlecht* (Anm. 12), S. 21-47, hier S. 29.

⁸¹ Vgl. Gert Selle, *Siebensachen, Ein Buch über die Dinge*, Frankfurt a. M. u. a. 1997; zitiert in Hauser (Anm. 80), S. 21.

durch aktive Symbolisierung andererseits – ein Untersuchungsgebiet, das unbedingt weiter erforscht und diskutiert werden sollte, unabhängig davon, ob das Erkenntnisziel eher eine detaillierte Geschichtsschreibung oder eine Erklärung gegenwärtiger Phänomene mit historischer Tiefenauslotung ist. Zudem sind Überlegungen von Belang, in welcher Form die Erkenntnisse über Waffen als *Elemente des kulturellen Gedächtnisses* im Museum anzuwenden wären.⁸² Denn das Thema ‚Militär und materielle Kultur in der Frühen Neuzeit‘ fürderhin gänzlich ohne Zusammenarbeit mit den Museen zu behandeln, in denen Kulturmaterialien wie Waffen, Kleidung, Amulette aufbewahrt und präsentiert werden, wäre wenig zielführend – zumindest, wenn das Ziel der Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse auch an ‚Laien‘ als wichtig anerkannt wird.

⁸² Ene Köresaar, Ein Leben mitten im „alten Kram“, Ein Versuch über die Semiotik der Dinge, in: Mentges, Geschlechter (Anm. 12), S. 171–183, hier S. 172.

Jan Willem Huntebrinker

Soldatentracht?

Mediale Funktionen materieller Kultur in Söldnerdarstellungen des 16. und 17. Jahrhunderts

Einleitung

Wir haben eine fest geprägte visuelle Vorstellung vom Typus des Söldners aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert. Das hervorstechende Merkmal dabei ist die auffällige Kleidung, das Schlitzkostüm oder die Pluderhose mit weiteren modischen Details, wie der Schamkapsel.¹ Schauen wir uns die zeitgenössischen Darstellungen von Söldnern auf Druckgraphiken und Gemälden an, dann sehen wir sie in der Tat fast durchgängig in solchen Kostümen dargestellt. In der Forschung gilt die Schlitzkleidung deshalb schon seit längerem als eine Art ‚Söldnertracht‘.² Zwar war die Mode des 16.

¹ Vgl. zu diesen Kleidungsmoden die zahlreichen Abbildungen bei John R. Hale, *Artists and Warfare in the Renaissance*, New Haven, London 1990 sowie Matthias Rogg, *Landsknechte und Reisläufer: Bilder vom Soldaten. Ein Stand in der Kunst des 16. Jahrhunderts*, Paderborn u. a. 2002, insb. S. 18-22. Vgl. zudem Christine Aribaud, *Les taillades dans le vêtement de la Renaissance: l'art des nobles déchirures*, in: Marie Viallon (Hrsg.), *Paraître et se vêtir au XVI^e siècle. Actes du XIII^e Colloque du Puy-en-Velay, Saint-Étienne 2006*, S. 145-158; Ruth Bleckwenn, *Beziehungen zwischen Soldatentracht und ziviler modischer Kleidung zwischen 1500 und 1650*, in: *Waffen- und Kostümkunde* 16 (1974), S. 107-118; Matthias Rogg, *„Zerhauen und zerschnitten, nach adelichen Sitten“*. Herkunft, Entwicklung und Funktion soldatischer Tracht des 16. Jahrhunderts im Spiegel zeitgenössischer Kunst, in: Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn u. a. 1996, S. 109-135. Zur Pluderhosenmode Jutta Zander-Seidel, *Der Teufel in Pluderhosen*, in: *Waffen- und Kostümkunde* 29 (1987), S. 49-67; Gundula Wolter, *Die Verpackung des männlichen Geschlechts. Eine illustrierte Kulturgeschichte der Hose*, Marburg 1988. Zu den Schamkapseln als besonderer Bestandteil der Schlitzmode: Thomas Lüttenberg, *The Cod-piece. A Renaissance Fashion between Sign and Artefact*, in: *The Medieval History Journal* 8 (2005), S. 49-81; Judith Klinger, *Pralle Beutel und verspielte Potenz. Die ‚Schamkapsel‘ in der frühneuzeitlichen Körper- und Geldökonomie*, in: Gertrud Lehnert (Hrsg.), *Die Kunst der Mode*, Berlin 2006, S. 135-170.

² Vgl. schon bei Jacob Falke, *Die Entstehung und Gestaltung der deutschen Volkstrachten*, in: *Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte* 4 (1859), S. 217-230

Jahrhunderts generell von Schlitzten geprägt, doch Personen anderer Stände und sozialer Gruppen werden längst nicht so durchgehend mit der Schlitzkleidung abgebildet wie Söldner und zudem finden sich auf Söldnerdarstellungen häufig besonders extravagante Modelle.³ Die Betrachtung solcher Bilder hat sogar dazu geführt, dass einige Forscherinnen und Forscher die Söldner als 'Modeherren' des frühen 16. Jahrhunderts ausgemacht haben und die Erfindung sowie soziale Verbreitung dieser Kleidung auf sie zurückführten.⁴

Diese Befunde sind allerdings insofern verwunderlich, als dass sie im Gegensatz zu unserem Wissen über den sozialen und ökonomischen Status der Söldner und im Gegensatz zu unserem Wissen über die Funktion modischer bzw. aufwendiger und damit teurer Kleidung in der ständischen Gesellschaft stehen. Obwohl sich Söldner nur schwer als homogene soziale Gruppe beschreiben lassen, da die Mitglieder ganz unterschiedlicher sozialer Herkunft waren, so siedelten die Zeitgenossen sie dennoch häufig eher am unteren Rand der sozialen Hierarchie an.⁵ Modische und teure Kleidung war aber in der Logik der Zeichensprache der Ständegesellschaft den höheren Ständen vorbehalten, sollte doch, zumindest in der normativen Wunschwelt, die gesellschaftliche Ordnung

u. 298-313, bes. S. 222; ders., *Costümgeschichte der Culturvölker*, Stuttgart 1881, S. 52.

³ Beispiele für andere soziale Gruppen und Stände in Schlitzkleidung finden sich etwa bei Jost Amman, *Das Ständebuch*. 133 Holzschnitte mit Versen von Hans Sachs und Hartmann Schopper, hrsg. v. Manfred Lemmer, Frankfurt a. M. 1988.

⁴ Vgl. die Angaben in Anm. 2. Zudem René König, *Menschheit auf dem Laufsteg*. Die Mode im Zivilisationsprozeß, Opladen 1999, S. 144; Gertrude Lehnert, *Mode*, Köln 1998, S. 50.

⁵ Vgl. Reinhard Baumann, *Das Söldnerwesen im 16. Jahrhundert im bayerischen und süddeutschen Beispiel*. Eine gesellschaftsgeschichtliche Untersuchung, München 1978; ders., *Landsknechte*. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg, München 1994; Peter Burschel, *Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts*. Sozialgeschichtliche Studien, Göttingen 1994; Brage Bei der Wieden, *Niederdeutsche Söldner vor dem Dreißigjährigen Krieg*. Geistige und mentale Grenzen eines sozialen Raums, in: Kroener, *Pröve, Krieg und Frieden* (Anm. 1), S. 85-107.

durch Kleidung erkennbar und soziale Differenzierung äußerlich anhand von Kleidung ablesbar sein.⁶

Die Kostümgeschichte bietet für diesen Widerspruch nur wenig überzeugende Erklärungen an. So wird etwa darauf hingewiesen, dass die Reichspoliceyordnung von 1530 den Söldnern freie Kleidungswahl gestattet habe.⁷ Doch dies gilt auch für andere Gruppen, wie etwa Bergknappen und trifft ohnehin nur auf den Zeitraum bis zur Reichspoliceyordnung von 1548 zu.⁸ Zudem kann dies kaum erklären, warum eine normative Freiheit in der Kleidungswahl eine Gruppe dazu veranlasst und ökonomisch in die Lage versetzt haben sollte, sich einen spezifischen Kleidungsstil als eine Art kollektive Tracht zu wählen. In eidgenössischen Orten, wo ebenfalls die Schlitzkleidung als Söldnertracht konstatiert wird, finden sich zudem explizite Verbote von Schlitzkleidung, die für alle Stände und Gruppen galten.⁹ Ratsprotokolle belegen, dass diese auch gegenüber Kriegsknechten angewendet wurden.¹⁰

⁶ Vgl. die Beiträge in Robert Jütte, Neithard Bulst (Hrsg.), *Zwischen Sein und Schein. Kleidung und Identität in der ständischen Gesellschaft*, in: *Saeculum* 44 (1993), S. 1-112.

⁷ Vgl. Sigrid F. Christensen, *Die männliche Kleidung in der süddeutschen Renaissance*, Berlin 1934, S. 19; Wolter, *Verpackung* (Anm. 1), S. 65; Rogg, *Zerhauen* (Anm. 1), S. 113; Bei der Wieden, *Söldner* (Anm. 5), S. 95; Ludmila Kybalová u. a., *Das große Bilderlexikon der Mode. Vom Altertum bis zur Gegenwart*, Prag 1966, S. 158: *Die Aristokratie und die vornehme Bürgerschaft ignorierte diese Exzentrizität [die Schlitzmode J.W.H.] bis zu dem Zeitpunkt, da der Kaiser ausdrücklich seinen Soldaten die ‚löchrige Mode‘ gestattete.*

⁸ Vgl. die entsprechenden Artikel der RPO von 1530: *Neue und Vollständige Sammlung der Reichs Abschiede* (4 Bde), Osnabrück 1967 (ND der Ausgabe v. 1747), S. 339 sowie die Reichspoliceyordnung von 1548 ebd.

⁹ Ernst Ziegler, *Sitte und Moral in früheren Zeiten. Zur Rechtsgeschichte der Reichsstadt und Republik St. Gallen*, Sigmaringen 1991, S. 41 f.; Rudolf Steck, Gustav Tobler (Hrsg.), *Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation 1521-1532*, Bd. 2, Bern 1923, S. 1002; Paul Roth (Hrsg.), *Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534*, Bd. 3, Basel 1937, S. 406; *Amtliche Sammlung der älteren Eidgenössischen Abschiede. Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1529 bis 1532*, Bd. 4, Abt. 1b, bearb. v. Johannes Strickler, Zürich 1876, S. 854.

¹⁰ Berchthold Haller (Hrsg.), *Bern in seinen Rathsmannualen 1465-1565*, Bd. 2, Bern 1900, S. 358-369.

Die Annahme, die Schlitzkleidung sei eine Söldnertracht gewesen, hat allerdings weit über die Kostümgeschichte im engeren Sinne hinaus Bedeutung erlangt. Sie ist in den letzten Jahren in die Theorienbildung zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit eingebunden worden. So meinte etwa Peter Burschel, die extravagante Kleidung der Landsknechte sei Zeichen eines noch freien, zwar sozial an den Rand der Gesellschaft gedrängten, aber selbstbewussten Söldnertums gewesen. Das Verschwinden dieser Söldnertracht und das Aufkommen einer nüchterneren Soldatenkleidung ließen darauf schließen, dass im 17. Jahrhundert ein neuer, ein viel stärker obrigkeitlich disziplinierter Söldnertypus entstanden sei.¹¹

Bei der kostümgeschichtlichen Annahme von der Schlitzkleidung als ‚Landsknechtstracht‘ lässt sich allerdings ein Problem im Umgang mit den Quellen feststellen, das ganz ähnlich auch auf andere Bereiche der materiellen Kulturforschung zutrifft.¹² Die herangezogenen Bildquellen wurden häufig als Dokumente realen Kleidungsverhaltens interpretiert. Dies musste unweigerlich zu der Annahme führen, die uniforme Darstellungsweise von Söldnern in Schlitzkleidung sei die Folge eines uniformen Kleidungsverhaltens der Gruppe. Die Kostümgeschichte übersah beim Thema ‚Landsknechtstracht‘ aber die eigentlich banale Erkenntnis, dass ihre Quellen, nämlich Gemälde und vor allem Druckgraphiken, nicht unbedingt realitätsgetreue Abbildungen sind.

Bildquellen wurden in der Kostümgeschichte, wie auch in anderen Zweigen der Geschichtswissenschaft, lange Zeit relativ losgelöst

¹¹ Vgl. Peter Burschel, Zur Sozialgeschichte innermilitärischer Disziplinierung im 16. und 17. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 42 (1994), S. 965-981; ders., Krieg, Staat, Disziplin. Die Entstehung eines neuen Söldnertypus im 17. Jahrhundert, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48 (1997), S. 640-652.

¹² Gabriela Signori, Wörter, Sachen und Bilder. Oder: die Mehrdeutigkeit des scheinbar Eindeutigen, in: Andrea Löther u. a. (Hrsg.), *Mundus in Imagine. Bildersprache und Lebenswelten im Mittelalter*. Festgabe für Klaus Schreiner, München 1996, S. 11-33.

von ihrem medialen und sozialen Kontext betrachtet.¹³ Die hermeneutische Methode schien für Texte, aber nicht für Bilder zu gelten. Selten wurde beachtet, dass die Kleidung bildlich dargestellter Figuren auch Funktionen im Prozess der Bedeutungszuschreibung und Deutung der Bilder hatte. Bildlich dargestellte Kleidung wird, wie reale Kleidung auch, vom Betrachter mit einem Wissen über soziale, moralische und ökonomische Bedeutungen bestimmter Kleidungsstile betrachtet. Die Darstellung von Figuren in spezifischer Kleidung ist somit auch mit Bedeutungszuschreibungen an diese Figuren verknüpft. Zugleich prägt die Darstellung bestimmter sozialer Typen in spezifischer Kleidung auch wieder das Wissen der Betrachter über diese Kleidung.

Berücksichtigt man diese Bedingungen, dann verschiebt sich das Interesse an dem Zusammenhang zwischen Söldnerdarstellungen und modischer Kleidung. Die Frage ist dann nicht mehr, ob es eine ‚Landsknechtstracht‘ tatsächlich gab oder wie sich die Schlitzmode sozial verbreitet hat, sondern was es bedeutet, dass in der zeitgenössischen visuellen Vorstellung vom Söldner Schlitzkleidung ihren festen Bestandteil hatte. Was sagt es über das Verhältnis der Gruppe zur Gesellschaft aus, wenn dieser Gruppe in ihrer medialen Repräsentation ein bestimmter Kleidungsstil als festes Attribut zugewiesen wurde?

Wenn man also fragt, warum die Söldner besonders auffällig in Schlitzkleidung abgebildet wurden, dann muss man untersuchen, welche Bedeutungen dieser Kleidung im Modediskurs zugeschrieben wurden und welche Funktionen sie im Rahmen der medialen Inszenierung von Söldnern spielte. Im Folgenden soll deshalb herausgearbeitet werden, welches Wissen die zeitgenössischen Bildschöpfer und Betrachter über die Kleidung haben und in die

¹³ Vgl. zu diesem folgenreichen Problem den Band Brigitte Tolkenmitt, Rainer Wohlfeil (Hrsg.), *Historische Bildkunde. Probleme – Wege – Beispiele*, Berlin 1991 sowie Gerhard Paul, *Von der Historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung*, in: ders. (Hrsg.), *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006, S. 7-36.

Konstruktion und Interpretation der Bildaussagen mit einfließen lassen konnten.

In diesem Beitrag wird also der in der materiellen Kulturforschung oft zitierte Zeichencharakter von Kleidung ins Visier genommen.¹⁴ Ziel ist dabei aber nicht, diesen Zeichencharakter lediglich festzustellen und zu beschreiben, sondern vielmehr Zuschreibungsprozesse von symbolischer Bedeutung an diese Kleidung nachzuvollziehen. Dadurch sollen Funktionen der medialen Darstellung von Kleidung für Aussagen zu einer sozialen Gruppe – den Söldnern – aufgezeigt werden. Nur in diesem medialen Kontext, in dem der Kleidung Bedeutung zugeschrieben wird und sie zugleich Funktionen für Bilddeutungen erfüllt, ist die Kleidung als Bereich der materiellen Kultur für uns analysierbar. Die Betrachtung ihrer medialen Funktionen erlaubt dann aber auch, Erkenntnisse über die zeitgenössische mediale Präsentation der Söldner als soziale Gruppe zu gewinnen. Aus dieser Perspektive betrachtet trägt die Erforschung der materiellen Kultur des Militärs dazu bei, übergreifende sozial- und kulturgeschichtliche Fragestellungen zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft zu beantworten.

Modische Kleidung in der Söldnerdarstellung

Michael von Saura erzählt in seinem Reisebericht einer diplomatischen Mission nach Konstantinopel in den Jahren 1567/68 von der Reaktion der Türken auf sein geschlitztes Kostüm: *Sie haben an sellichen deutschen Kleidern kein ander Ungefallen, allein daß unser Kleider gar zerstochn sein, und sagen, es sei schad umb sellichen Zeug, also Samet und Seitn, daß sellicher zerstochn wird, dann man hienach zu nichtig mehr*

¹⁴ Hans Peter Hahn, *Materielle Kultur. Eine Einführung*, Berlin 2005, S. 50-112; Peter Corrigan, *Interpreted, circulating, interpreting: The three dimensions of the clothing object*, in: Stephen Harold Riggins (Hrsg.), *The Socialness of Things. Essays on the Socio-Semiotics of Objects*, Berlin, New York 1994, S. 435-449; Elfie Miklautz, *Kristallisierter Sinn. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie des Artefakts*, München, Wien 1996.

*prauchen kann.*¹⁵ Die absichtliche, partielle Zerstörung des Stoffes, die das Grundprinzip der Schlitzmode war, rief bei den fremden Betrachtern Verwunderung hervor. Für das Wirtschaften der meisten Menschen war die Wiederverwertung des Stoffes enorm wichtig. Alte Kleidung wurde in neue umgearbeitet oder auf einem florierenden Altkleiderhandel in Geld umgesetzt.¹⁶ Bei der Schlitzmode muss dies allerdings sehr schwer gewesen sein, war der Stoff doch entweder in große Partien aufgetrennt oder an zahlreichen Stellen eingeschnitten worden.¹⁷ Somit konnte die Schlitzmode als demonstrativ verschwenderischer Umgang mit dem teuren Material gedeutet werden.

Klagen über den hohen Materialverbrauch bei diesem Kleidungsstil, bei dem offene Partien oftmals noch mit anderem Stoff unterlegt wurden, kamen auch von heimischen Kritikern der Mode. So ließ sich der Theologieprofessor aus Frankfurt an der Oder und Generalsuperintendent von Brandenburg Andreas Musculus in seiner Streitschrift gegen die Pluderhosenmode (1555) darüber aus, *das jetzunder ein junger rotzloeffel, ehe er noch das gele vom schnabel gar abwueschet, mehr gelts zu einem par hosen haben mus, als sein vater zum hochzeit kleid, wie ich dann berichtet werde, nach dem jetzunder 20. 30. oder 40. ellen Kartek gemein ist zum Vnterfuter.*¹⁸

¹⁵ Siehe Michael von Saurau, *Orttenliche Beschreybung der Rayß gehen Constanti-nopel, mit der Pottschaftt von Kaysser maxmillian dem anderen in die durgkey abgeferdigt*, anno. 1567, hrsg. v. Konrad Wickert, Erlangen 1987, S. 141.

¹⁶ Jutta Zander-Seidel, *Textiler Hausrat. Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500-1650*, München 1990; Valentin Groebner, *Ökonomie ohne Haus. Zum Wirtschaften armer Leute in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts*, Göttingen 1993, S. 235-243; Raffaella Sarti, *Europe at Home. Family and Material Culture 1500-1800*, New Haven, London 2002, S. 192-194.

¹⁷ Zur Herstellung: Janet Arnold, *Decorative Features. Pinking, Snipping and Slashing*, in: *Costume 9* (1975), S. 22-26; Johannes Pietsch, Karen Stolleis, *Kölner Patrizier- und Bürgerkleidung des 17. Jahrhunderts. Die Kostümsammlung Hüpsch im Hessischen Landesmuseum Darmstadt*, Sarnen 2008, bes. S. 75-90.

¹⁸ Andreas Musculus, *Vom Hosenteufel*, hrsg. v. Max Osborn, Halle a. d. S. 1884, S. 17. Vgl. auch ebd., S. 26: *das ein junger rotzloeffel, mehr ein jar zu hosen mus haben, als sein groß vater fuer all seine kleidung (...)*. Zu Musculus und dem Hosenteufel vgl. Philip M. Soergel, *Baggy Pants and Demons: Andreas Musculus's Condemnation of the Evils of Sixteenth-Century Dress*, in: Andrea Bendlage u. a. (Hrsg.), *Recht*

Das ist sicherlich eine bewusst dramatische, da satirische Übertreibung. Aber auch aus den nüchternen Texten der zeitgenössischen Kleiderordnungen spricht die Sorge, die Ausgaben der Untertanen für die Pluderhosen würden zu Verschwendung und Armut führen. In der Rostocker Kleiderordnung von 1591 wird den Einwohnern vorgeschrieben, ein bestimmtes Maß – je nach ständischer Zugehörigkeit – an Stoffmenge für ihre Pluderhosen nicht zu überschreiten.¹⁹ Die Motive dabei sind zum einem die Sichtbarkeit der ständischen Differenzierung aufrecht zu erhalten und zum anderen zu hohe Unkosten für Kleidung zu verhindern.²⁰

Schlitzkleidung konnte also als wertvolle, modische Kleidung vor allem als ein Zeichen von Wohlstand interpretiert werden. Sie machte Wohlstand sichtbar und grenzte damit auch von Armut ab. Diese Funktion der Schlitzkleidung wurde auch in der medialen Inszenierung von Söldnern genutzt. Ein Beispiel hierfür ist ein 1555 von Hans Glaser gestaltetes Flugblatt, auf dem sich zwei Söldner im Gespräch gegenüberstehen (Abb. 1).²¹ Die linke Figur, deren Gewand verschlissen und an den Beinen soweit zerfetzt ist, dass nackte Haut und Unterkleid sichtbar werden, beginnt ihre Aussage mit den Worten *MEin Kleydung die ist dörr vnd ring*. Darauf

und Verhalten in vormodernen Gesellschaften. Festschrift für Neithard Bulst, Bielefeld 2008, S. 139-154. Ebenso klagt Wilhelm Kirchhof, ein Autor von Schwänken und militärischen Lehrschriften, in einem Schwank über die *überflüssige unkosten*, die für die Pluderhosen aufgebracht würden. Hans W. Kirchhof, Wendunmuth, 4 Bde, hrsg. v. Hermann Oesterley, Tübingen 1869 (ND Hildesheim, New York 1980), hier Bd. 3, S. 67.

¹⁹ Eines Erbarh Rahts der Stadt Rostock Rendierte vnd verbesserte Kleiderordnung (...) 1591, in: Flugschriftensammlung Gustav Freytag. Vollständige Wiedergabe der 6265 Flugschriften aus dem 15. bis 17. Jahrhundert sowie des Katalogs von Paul Hohenemser auf Microfiche, München u. a. 1981, Nr. 922, S. 1 f.

²⁰ Dies sind generell zwei Hauptfunktionen von Kleiderordnungen, vgl. Neithard Bulst, Zum Problem städtischer und territorialer Kleider-, Aufwands- und Luxusgesetzgebung in Deutschland (13. – Mitte 16. Jahrhundert), in: André Gouyon, Albert Rigaudière (Hrsg.), Renaissance du pouvoir législatif et genèse de l'Etat moderne, Montpellier 1988, S. 29-57.

²¹ Hans Glaser, Gartknecht und Doppelsöldner, 1555, in: Walter L. Strauss (Hrsg.), The German Single-Leaf Woodcut: 1550-1600, 3 Bde, New York 1975, hier Bd. 1, S. 354.

Soldatentracht?

beschreibt die Figur ihre schlechten Lebensbedingungen und klärt den Leser auf, sie *vmblauffe auff der gart*. Damit wird sie der Gruppe der Söldner zugeordnet, die ohne Anstellung und Sold bettelnd, raubend oder stehend durch die Lande zogen.²² Diesem ‚Gartknecht‘ gegenüber steht rechts ein Söldner, der mit weit ausladenden Pluderhosen und mit reichlich Stoff unterfüttertem, geschlitztem Obergewand ausgestattet ist. Er eröffnet seinen Text ebenfalls in Bezug auf seine Kleidung: *Groß weyte hosen hab ich holt* und lässt den Leser wissen, dass er ein gut bezahlter Doppelsöldner sei. In Abgrenzung zur linken Figur fügt er hinzu: *Acht mich nicht auff der gart zu lauffen*.

Das Flugblatt behandelt also eine Gegenüberstellung zweier Söldnertypen, eines ‚schlechten Gartknechts‘ und eines ‚guten Landsknechts‘. Ein wichtiges Zeichen, um diese Typen voneinander abzugrenzen und den entsprechenden Gruppen zuzuordnen ist dabei die schlechte, zerrissene bzw. die gute, teure Kleidung.

Genau diese Eigenschaft von Schlitzkleidung, Wohlstand zur Schau stellen zu können, rief allerdings auch vehemente Kritiker an dieser Mode auf den Plan. Nach christlicher Moralethik konnte der Wunsch seinen Reichtum mittels Kleidung zu demonstrieren als Verschwendung oder als Hoffart und damit als schwere Sünde aufgefasst werden.²³ Letztlich offenbarten die Träger solcher Kleidung einer verbreiteten Auffassung nach ihr verschwenderisches und hoffärtiges Wesen. Der protestantische Pastor Joachim Westphal

²² Baumann, Landsknechte (Anm. 5), S. 131-145; Hans-Joachim Behr, Garden und Vergardung. Das Problem der herrenlosen Landsknechte im 16. Jahrhundert, in: Westfälische Zeitschrift 145 (1995), S. 41-72; Burschel, Söldner (Anm. 5), S. 273-317; Ernst Schubert, Fahrendes Volk im Mittelalter, Bielefeld 1995, S. 420-427. Vgl. zudem mit weiterführender Literatur Jan Willem Huntebrinker, „Passport“ und „Garteteufel“. Zum Problem von Mobilität, Zugehörigkeit und Kontrolle (15.-17. Jahrhundert), in: Policy Working Papers 14 (2007), URL: http://www.univie.ac.at/policy-ak/pwp/pwp_14.pdf [zuletzt am 15. März 2009].

²³ Vgl. Gundula Wolter, Teufelshörner und Lustäpfel. Modekritik in Wort und Bild 1150-1620, Marburg 2002; Ulrike Lehmann-Langholz, Kleiderkritik in mittelalterlicher Dichtung. Der Arme Hartmann, Heinrich ‚von Melk‘, Neidhart, Werner der Gartenære und ein Ausblick auf die Stellungnahme spätmittelalterlicher Dichter, Frankfurt a. M. u. a. 1985, S. 303-307.

brachte diese Sichtweise in seinem *Hoffartsteufel* (1565) auf den Punkt, wenn er meinte: *und wird also der vogel an den federn erkant/ nemlich an leichtfertigen/ prechtigen/ kleidern/ ein leichtfertig/ prechtig/ gemuet und hertz*.²⁴ Wilhelm Kirchhof, Schwankautor und selbst erfahrener Söldner, meinte dementsprechend in einem Schwank über die Pluderhosen der Landsknechte: *Ein ehrlich kleid solch gemüt zeigt an, Wild gebn d'lumphosen zu verstahn*.²⁵

Das verschwenderische Prahlen mit der aufwendigen Kleidung wurde seitens der Modekritiker zudem als deutlich unmoralisches Verhalten gewertet, da es darauf ziele, dem anderen Geschlecht zu gefallen und damit zur Sünde reize. So meinte Musculus die Pluderhosen würden nur *ergernis vnd anreizung zu allen boesen begirden* hervorrufen.²⁶

Die Wirkung dieser Kleidung konnte also ganz andere Effekte hervorrufen, als von ihren Trägern erhofft. Wenn nämlich die Zuschreibung von Attributen wie hoffärtig, wild und sündig an die Kleidung erfolgreich war und die Betrachter sie folglich als äußerlichen Hinweis auf ein entsprechendes inneres Wesen der Träger deuteten, dann schreckte die Kleidung eher ab, als dass man ihre Träger als attraktiv ansehe. Musculus warnte etwa davor, dass viele *Jungfrauen* durch einen derart modischen Aufzug eines jungen Mannes von der Heirat abgehalten würden, da sie befürchten müssten, er *moechte ein Landsknecht/ fechter und boeser art sein, der mehr verthete denn erwuerb*, also ein schlechter Haushalter sei.²⁷ In Westphals Beschreibung verbindet sich die Vorstellung vom Wesen modischer Kleidung mit einer verbreiteten Vorstellung vom Wesen der Söldner als maßlose Verschwender und Müßiggänger, die eine beson-

²⁴ Joachim Westphal, *Wider den Hoffartsteufel*, Eisleben 1565, hrsg. v. Ria Stambaugh, Berlin, New York 1973, S. 369. Im Umkehrschluss warnte er davor, *und ob du ein gut hertz im leibe bettest/ macht doch die kleidung das man dirs nicht gleubt/ noch dich dafur ansihet*. Siehe ebd. S. 372.

²⁵ Kirchhof, *Wendunmuth* (Anm. 18), Bd. 1, S. 132.

²⁶ Siehe Musculus, *Hosenteufel* (Anm. 18), S. 17.

²⁷ Siehe ebd., S. 372.

dere Affinität zu moralisch verwerflichen Verhalten hätten.²⁸ So auszusehen wie ein Landsknecht musste demnach abschreckend wirken.

Schlitzkleidung und Söldner passten in der zeitgenössischen Bildsprache also gut zusammen, da beide negative Eigenschaften verkörperten und damit beim Betrachter entsprechende Assoziationen hervorrufen konnten. Deutlich wird dies besonders in Darstellungen moralisch verkommener Typen, bei denen die Figur des Landsknechts gewählt wurde. So etwa in dem Flugblatt *DER BVLLER SPIGELL* vom Ende des 16. Jahrhunderts (Abb. 2).²⁹ Zu sehen ist ein Seiltänzergestell, auf dessen schmalem Steg eine Frau und zwei Männern stehen. Von rechts her klettern drei männliche Figuren die Strickleiter hinauf, eine davon ist im Begriff herunterzustürzen. Ein Seil, das vom Steg hinabführt, endet in einer riesigen Narrenkappe. Zwei Männer seilen sich hier ab und verschwinden in der Narrenkappe, unter der ein dritter Mann als Narr hervorkommt. Unter dem schwebenden Gestell sieht man eine Dornenhecke, die von einem Teufel gepflanzt wird, der mit beiden Händen Saatgut verteilt. Die Hecke endet am Horizont an einem Haus, an dem eine weitere Szene dargestellt ist: Ein Mann hat eine Frau an den Haaren gepackt und verprügelt sie mit einem Knüppel, während ein Teufel dazu die Trommel schlägt.

²⁸ Zu dieser verbreiteten Sicht auf Söldner vgl. Bei der Wieden, Söldner (Anm. 5); Burschel, Söldner (Anm. 5), S. 27-38; John R. Hale, *The Soldier in Germanic Graphic Art of the Renaissance*, in: Robert I. Rotberg, Theodore K. Rabb (Hrsg.), *Art and History. Images and their Meaning*, New York u. a. 1988, S. 85-114; Andrew Morall, *Soldiers and Gypsies. Outsiders and their Families in Early Sixteenth Century German Art*, in: Pia Cuneo (Hrsg.), *Artful Armies, Beautiful Battles. Art and Warfare in Early Modern Europe*, Leiden 2002, S. 159-180; Rogg, Matthias, *Gottlose Kriegersleute? Zur bildlichen Darstellung von Söldnern des 16. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Lebenswirklichkeit, öffentlicher Meinung und konfessioneller Bildpropaganda*, in: Michael Kaiser, Stefan Kroll (Hrsg.), *Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit*, Münster u. a. 2004, S. 121-144; ders., *Landsknechte* (Anm. 1), S. 178-182.

²⁹ Harms, Wolfgang (Hrsg.), *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts*, 7 Bde, Tübingen 1985-1997, Bd. 1, S. 196 f. (I, 89). In vergleichbarer Form wurde das Blatt Mitte des 17. Jahrhunderts für eine neue Blattgestaltung aufgegriffen, hier allerdings mit veränderten Figuren. Vgl. ebd., S. 198 f. (I, 90).

Das Bild warnt vor leichtfertiger Liebe.³⁰ Die Männer, die um die Frau buhlen, werden zu Narren oder stürzen in die Dornenhecke des Teufels. Sünde und Narrheit werden so als Folgen ihres Werbens aufgezeigt. Die Frau ist mit ihren wehenden, zerschlissenen Röcken, die den Blick auf ihr Gesäß freigeben, als unkeusch markiert.³¹

Im Begleittext kommt zuerst die Frau zu Wort, die den Leser auffordert, sie zu betrachten. Sie erklärt, dass sie *Mit hend bieten Fus Tretn Vnd lachen (...) als balt drei narren machen* kann. Das Bild setzt diesen Ausspruch um, da sie einem der beiden Männer auf dem Steg auf den Fuß tritt, einem zweiten hält sie die Hand und dem Betrachter des Bildes hat sie schließlich das Gesicht zugewandt und lächelt diesen an. Auf diese Weise wird der Bildbetrachter also in das Geschehen integriert. Die zwei Männer auf dem Steg, mit denen die Frau bereits in körperlichen Kontakt getreten ist, erobern sie allerdings nicht. Ihre Gunst gilt dem Mann, der auf der Strickleiter schon fast den Steg erreicht hat. Sie gibt ihm ein Messer in die Hand – eine Geste, die sowohl auf häusliche Macht anspielt, von Ehestreitigkeiten kündigt und auch sexuelle Konnotationen aufweist.

Um was für eine Figur es sich bei diesem Mann handelt, das ver raten Text und Bild. Die Frau spricht im Text *Ich Will Kein Der ein handwerk Kann= Viel Winger Einen bavers mann*. Mit seiner Hände Arbeit soll sich der ‚Wunsch Kandidat‘ der Frau also nicht ernähren. Das Bild zeigt dann, womit so ein Mann stattdessen seine Zeit verbringt. Auf dem Rücken trägt er Trinkpokal und Würfel. Sein Ärmel hat ein Loch, aus dem das Geld herausfällt – ein Zeichen für Verschwendung und drohende Armut. Dieser Mann, der Glücksspiel betreibt, trinkt und das Geld verschwendet, ohne

³⁰ Vgl. ebd. den Kommentar zum Blatt von Michael Schilling.

³¹ Der Geldbeutel an ihrer Seite könnte als Hinweis darauf verstanden werden, dass die wechselnden Günstlinge sie auch mit Geld umwerben.

Soldatentracht?

selbst einer Arbeit nachzugehen, ist in der Logik des Blattes der passende Partner für die leichtfertige Frau.³²

Die Kleidung des Mannes, die ihm zugeordneten Attribute und sein Spitzname *Schnauzhan*, mit dem er im Text bezeichnet wird, weisen ihn als typischen Landsknecht aus.³³ Die Kennzeichnung des Landsknechts als moralisch verkommene Figur bedient sich dabei gezielt mehrerer ikonographischer Elemente, wie Würfel, Trinkpokal, fallendes Geld und modischer Kleidung.

Modische Kleidung und Söldner in religiösen Bildern

Eine enge Verbindung zwischen der Vorstellung vom unmoralischen Wesen der Söldner und der modischen Kleidung als Zeichen dieser Gesinnung findet sich auch in der zeitgenössischen religiösen Malerei. Zu den frühesten Darstellungen der Schlitzkleidung überhaupt gehören die Kriegsknechte und Schergen, die Heilige foltern und töten oder am Kreuz Jesu um dessen Kleider würfeln.³⁴ Die Wahl, diese Figuren in aufwendiger, modischer Kleidung darzustellen, besaß deutlich bilddidaktische Funktion.³⁵ Die bösen, moralisch und sozial niederen Schergen tragen teure Kleidung, die der Logik der vormodernen Kleidercodes nach

³² Der Text resümiert dies so: *Das gleich Vnd gleich bei samen Wirt sein.*

³³ Zu den Eigennamen der Söldner: Burschel, Söldner (Anm. 5), S. 40-42.

³⁴ Vgl. die zahlreichen Beispiele in Ruth Mellinkoff, *Outcasts. Signs of Otherness in Northern European Art of the Late Middle Ages*, 2 Bde, Berkeley u. a. 1993 sowie Andrea Reichel, *Die Kleider der Passion für eine Ikonographie des Kostüms*, Univ. Diss. Berlin 1998, URL: <http://dochoost.rz.hu-berlin.de/dissertationen/kunstgeschichte/reichel-andrea/> [zuletzt am 15. März 2009].

³⁵ Zum Folgenden Vgl. Gerhard Jaritz, *Das Bild des „Negativen“ als Visualisierung der Übertretung von Ordnungen im Spätmittelalter*, in: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums* 1993, S. 205-213; ders., *Gut versus Böse im späten Mittelalter. Zeichensetzung und Symbole in der Visualisierung*, in: Rolf W. Brednich, Heinz Schmitt (Hrsg.), *Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur*. 30. Deutscher Volkskundekongreß in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995, Münster u. a. 1997, S. 135-144; Norbert Schnitzler, „Vnformliche Zeichen“ und „freche Vngeberden“. *Zur Ikonographie der Schande in spätmittelalterlichen Passionsdarstellungen*, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), *Körper-Geschichten. Studien zur historischen Kulturforschung V.*, Frankfurt a. M. 1996, S. 13-42, bes. S. 30-42.

eigentlich den vornehmen Personen zustehen würde. Dies ist ein Zeichen der verkehrten Welt, die auf den Bildern zu sehen ist. Zugleich tragen die Kriegsknechte Kleidung, die von den Kanzeln als sündige Modenarrheit gebrandmarkt wurde. Die Kleidung gab damit Aufschluss über das Wesen dieser Figuren. Unterstützt werden diese Aussagen durch andere Zeichen der Bosheit und der Überschreitung von Normen, wie partielle Nacktheit (das Zeigen des Hinterteils oder der Beine), entstellten Gesichtern oder dem Einsatz von bösen Gesten und Grimassen.

Diese Figuren stehen den Heiligen oder gar Jesus selbst antithetisch gegenüber. Da die zeitgenössische Bilddidaktik die biblischen Szenen buchstäblich in zeitgenössische Rollen und Gewänder hüllt, sind es hier die Landsknechte, die als Soldaten und bezahlte Schergen auftreten und die modische Kleidung als Attribut ihrer schlechten Gesinnung tragen.

Darstellungen von Söldnern in der profanen Kunst knüpften unweigerlich an die Sehgewohnheiten des Publikums an, die an der klaren Bildsprache der religiösen Bilder im Kirchenraum geschult waren. Zeitgenossen erkannten dann auch die Parallelen zwischen der Soldatenikonographie der religiösen Malerei und der Bedeutungszuschreibung an die modische Kleidung in anderen Bildzusammenhängen. Dies lässt sich zumindest aus einem Schwank von Hans Sachs schließen. Nachdem ein Teufel die Beschreibung der Kleidung einer Gruppe von Landsknechten beendet hat, fügt er hinzu: *In summa wüst aller gestalt, Wie man vor jarn uns teuffel malt.*³⁶ In einem Schwank von Hans Wilhelm Kirchhof liegt die Pointe darin, dass der Maler einer Kreuzigungsszene übertrieben habe, da er *einen scheutzlichen teuffel mit sehr langen lumphosen, wie sie die muotwilligen kriegsleut ietzunder tragen* abgebildet hat.³⁷ Ein echter Teufel sei ihm

³⁶ Siehe Hans Sachs, Werke, 26 Bde, hrsg. v. Adalbert von Keller, Edmund Götze, Stuttgart 1870-1908 (ND 1964), hier Bd. 5, S. 123.

³⁷ Kirchhof, Wendunmuth (Anm. 18), Bd. 1, S. 131. Andreas Musculus erzählt eine nahezu identische Geschichte, nur handelt es sich bei ihm um die Darstellung des jüngsten Gericht. Bei ihm sind es nicht die Landsknechte, die Pluderhosen tragen, sondern allgemein junge Leute: (...) *sonderlich [der Maler J.W.H.] die Teuffel greulich machen woelle, welchs der Maler sich's beflissen, vnd die Teuffel, als auff's aller*

Soldatentracht?

nämlich daraufhin erschienen und hätte sich beschwert, dass er *ein solch unflätig kleid* nie getragen habe.

Eindeutige Bedeutung?

Natürlich steht die negative Bedeutung der Schlitzkleidung nicht unumstößlich fest und überlagert andere Bildaussagen auch nicht automatisch. In ihrer medialen Funktion als Zeichen ist die Schlitzkleidung wie alle Zeichen ambivalent und deutungsoffen.³⁸ Die Interpretation als Symbol für ein negatives Wesen ihres Trägers liegt dort nahe, wo der Figur noch weitere entsprechende Attribute zugeordnet wurden. Ist dies nicht der Fall, dann erscheint die mediale Bedeutung der Schlitzkleidung schon wesentlich uneindeutiger. Gut sichtbar wird dies anhand einer anderen Publikation vom Autor des *Hosenteufels*. Andreas Musculus Schrift *Vom beruff vnd stand der Kriegsleuth* (1557) nutzt nahezu einen identischen Titelholzschnitt wie beim *Hosenteufel* (1555) (Abb. 3 und 4). Ein Landsknecht in weiten Pluderhosen und geschlitztem Kostüm präsentiert sich dem Betrachter. Nur fehlen bei der Version *Vom beruff vnd stand der Kriegsleuth* alle Attribute, die die Figur auf dem Titelblatt des *Hosenteufels* umgeben und sie als böse kennzeichnen – der Teufel im Nacken, der Teufel am Bildrand, der der Figur zutrinkt, sowie der verdorrte Baumstumpf. Inhaltlich geht es in der Schrift dann auch um Richtlinien für den guten, christlichen Kriegsmann. Es handelt sich um eine Exegese von Martin Luthers *Ob kriegsleutte auch ynn seligem stande seyn kuenden*.³⁹ Dementsprechend sollte die Titelfigur wohl auch nicht als negative Figur gedeutet werden. Der

grenlicht, mit solchen pluderichten bosen gemalt, wie sie itzt die jungen gesellen tragen. Siehe Musculus, *Hosenteufel* (Anm. 18), S. 8. Vgl. zur ikonographischen Verwendung der Pluderhose Zander-Seidel, *Teufel* (Anm. 1), S. 49-67, bes. S. 60-65.

³⁸ Dazu in anderem Zusammenhang, aber gut auf den Punkt gebracht: Anthony P. Cohen, *The Symbolic Construction of Community*, London and New York 1985, S. 15: *Symbols do not so much express meaning as give us the capacity to make meaning.*

³⁹ Martin Luther, *Ob kriegsleutte auch ynn seligem stande seyn kuenden* (1526), in: ders., *Werke. Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 19, Weimar 1897, S. 623-662.

Kontext, in dem die Schlitzkleidung als Zeichen fungierte, blieb also entscheidend für deren Bedeutung.

Eine Interpretation der medialen Funktion dieser Kleidung für die Darstellung von Söldnern ausschließlich als negative Charakterisierung der Figuren wäre folglich zu begrenzt. Da Söldner jedoch häufig in Bildkontexten abgebildet wurden, die ihnen die Rolle von moralisch fragwürdigen Gestalten zuschrieben, konnte die Schlitzkleidung – vor allem in Kombination mit anderen Attributen – das Wissen der Betrachter um die negativen Bedeutungen dieser Kleidung aufrufen. Die Schlitzkleidung stützte in diesen Fällen die negative Charakterisierung der Söldnerfiguren und prägte die Vorstellung vom Erscheinungsbild der Gruppe. Zugleich verfestigte diese mediale Verwendung der Schlitzkleidung sicherlich auch das Wissen um ihren Status als Zeichen für Hoffart und Verschwendungssucht.

Neue Moden, neue Söldner?

Im 17. Jahrhundert änderte sich zunächst nichts an der Praxis, Söldner in modischer Kleidung darzustellen. Zumindest im Medium der Druckgraphik ist von dem von Peter Burschel beschriebenen neuen Söldnertypus, der sich durch nüchterne Kleidung auszeichne und den selbstbewussten Landsknecht des 16. Jahrhunderts ablöse, wenig zu spüren.⁴⁰ Im Gegenteil, denn die negativen Zuschreibungen an die mediale Söldnerfigur und ihre modische Kleidung bündeln sich in einem eigenen Typus, dem des ‚Aufschneiders‘, der in zahlreichen illustrierten Flugblättern des 17. Jahrhunderts thematisiert wird. Die auffällige modische Kleidung wird hier verstärkt zum Symbol eines vermeintlichen prahlerischen Wesens von Söldnern. Sie ist zusammen mit großspurigem Reden und Auftreten Bestandteil eines *self-fashioning* als verwegene Draufgänger. Auf diesen Blättern bleibt modische Kleidung ein unver-

⁴⁰ Vgl. Anm. 11.

Soldatentracht?

zichtbares ikonographisches Element des Soldatengenres, auch wenn sich die Mode selbst verändert hatte.⁴¹

Thematisiert wird nun allerdings nicht mehr so sehr wie im 16. Jahrhundert die Entsprechung von äußerer Erscheinung und innerem Wesen der Figuren, sondern im Vordergrund steht vielmehr der Widerspruch zwischen prahlerisch, kriegerischem Auftreten und dem tatsächlich feigen Verhalten. Die Figuren werden als Maul präsentiert, die von ihren Taten auf dem Schlachtfeld erzählen und sich entsprechend soldatisch kostümieren, in Wahrheit aber noch kaum einen Kampf bestanden hätten. Ein Beispiel hierfür ist das Flugblatt *Modell des grossen Messers der Schwappenhawern/ vnd Aufschneidern* (Abb. 5). Es zeigt im Bildteil neun einheitlich und modisch gekleidete Männer, die überdimensionale, schartige Messer bei sich tragen.⁴² Eine Figur steht an einem Schleifstein und schärft ein riesiges Messer. Über dem Bild ist ein Spruchband zu sehen, dessen Text als lockender Ruf des Messerschleifers im Bild zu lesen ist.

Im Haupttext halten nun die dargestellten Männer jeweils einen Monolog, der ihnen durch Verweisbuchstaben zugeordnet ist. Sie geben dabei preis, bei welchen Aktivitäten und durch welchen Lebensstil sich ihre großen Messer abgenutzt hätten. Der Begriff des Aufschneiders, der schon im Titel auftaucht, verweist ebenso wie das große Messer auf das Prahlen und Lügen, das alle diese Männer vereint.⁴³ Die übertriebene Größe der Messer zeugt von den maßlosen Übertreibungen der Figuren. Die mit dem Buchstaben ‚D‘ bezeichnete Figur ist ein Soldat. Er erklärt, er sei *ein tapffer Heldt/ Ein Capitam im freyen Feldt*. Weiter berichtet er von den vielen Kriegszügen, die er auf allen europäischen Kriegsschauplätzen erlebt habe. Jedoch entlarvt der Mann schließlich selbst, worin seine Heldentaten bei all diesen Abenteuern bestanden haben: *Mit rauben/ blindern/ nach meim sinn (...) Gschunden/ vnd gschab die arme leuth/*

⁴¹ Zu den neuen modischen Elementen vgl. Bleckwenn, *Beziehungen* (Anm. 1).

⁴² Harms, *Flugblätter* (Anm. 29), Bd. 1, S. 250 f. (I, 177).

⁴³ Jacob Grimm, Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Leipzig 1854-1971, Bd. 1, Sp. 729 u. ebd., Bd. 12, Sp. 2127.

Wenns aber gienge an den streit/ Machte Ich mich von dannen weit. Anstatt also auf dem Schlachtfeld seinen selbst gerühmten Heldenmut zu beweisen, hat er lieber die wehrlosen Bauern geplagt. Sein Heldentum beschränkt sich auf seine großen Reden. Wenn man beim Trinkgelage von Schlachten erzählt, dann ist er eifrig dabei, doch *Mit Worten/ aber nicht mit that.* Da er nun überall im Land als bloße Last verhasst ist, bittet er darum, sein abgenutztes Messer erneuert zu bekommen, damit er an einem anderen Ort sein Treiben fortsetzen kann.

Das 1629 gedruckte Flugblatt mit dem Titel *Eigentlicher Abriß Der Jtzigen Krieges Leute/ wie sie mit der allmodo auffgezogen kommen* (Abb. 6)⁴⁴ deutet sogar die ehemals verdammte Schlitzkleidung zu einem positiven Symbol um. Es stellt sie als Mode einer guten alten Zeit, in der es noch tapfere und ehrliche Kriegersleute gegeben habe, der Gegenwart mit ihren Aufschneidern und fragwürdigen Soldaten gegenüber. Im Bildvordergrund sitzt ein gewaltiger Mann. Um ihn herum drängen sich mehrere bewaffnete und der zeitgenössischen Mode entsprechend gekleidete Männer. Sie sind unter seinem bis auf den Boden reichenden Mantel hervor gekrochen. Der Begleittext klärt auf, dass der Riese diese neuen, modisch gekleideten Krieger *ausbrüten* würde. Einige dieser Figuren auf der rechten Seite haben dem Betrachter den Rücken zugekehrt und schauen auf den rechten Bildhintergrund. Ein Mann scheint in diese Richtung zu winken. Dort steht eine Gruppe von drei Männern, zwei von ihnen in altmodische Pluderhosen gewandet, die anscheinend in ein Gespräch vertieft sind. Zwei heben mahnend einen Finger in die Höhe.

Während der Begleittext die Kleidung der gegenwärtigen Kriegersleute mit bekannten modekritischen Argumenten verunglimpft, lobt er gleichzeitig als Gegenbeispiel die Kleidung der alten Kriegersleute im Bildhintergrund: *Des [Erscheinungsbildes der neuen Kriegesleute; J. W. H.] wundern sich die helden alt/ So krieg gefuert andrer gestalt.* Die

⁴⁴ John Roger Paas (Hrsg.), *The German Political Broadsheet 1600-1700*, 8 Bde, Wiesbaden 1985-2005, hier Bd. 4, S. 350, eine andere Version des Blattes S. 351.

Soldatentracht?

Alten hätten ritterlich gekämpft und deshalb den Krieg immer schnell zu Ende gebracht.

Vergleicht man die Söldnerdarstellungen solcher Blätter mit der zeitgenössischen ‚Allamode Kritik‘, dann wird deutlich, dass die Figuren genau die Kleidungsstile und Accessoires tragen, die im zeitgenössischen Modediskurs als Modenarrheiten gescholten werden.⁴⁵ Im zuletzt behandelten Blatt werden sogar im Titel direkte Anspielungen auf die Allamode Blätter gemacht. Die enge Verbindung zwischen Söldnern und modischer Kleidung blieb also im medialen Kontext zumindest bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts bestehen. In den Darstellungen sind keineswegs nüchtern gekleidete Soldaten zu sehen, denn das modische Outfit erfüllte weiterhin mediale Funktionen in der Bedeutungszuschreibung an die dargestellten Söldnerfiguren.

Militärreform als Bekleidungsreform?

Die Vorstellung, die Soldaten des 17. Jahrhunderts seien im Auftreten wesentlich nüchterner und unmodischer gewesen, speist sich vielleicht aus den Schriften derer, die am vehementesten zu einer Disziplinierung und Reform des Militärwesens aufriefen: den Autoren aus dem Umfeld der oranisch-nassauischen Heeresreformbewegung.⁴⁶ Jedoch sind ihre Stellungnahmen zum Thema Kleidung beim näheren Hinsehen deutlich ambivalenter Natur.

⁴⁵ Thomas Lüttenberg, Andreas Prierer, „...Hergegen macht das Kleyd oft einen Mann und Helden“. Deutsche Alamode-Flugblätter des 17. Jahrhunderts im europäischen Kontext, in: Adelheid Rasche, Gundula Wolter (Hrsg.), *Ridiküll! Mode in der Karikatur (1600-1900)*. Ausstellungskatalog der Kunstbibliothek Berlin, Köln 2003, S. 153-168.

⁴⁶ Vgl. etwa Gerhard Oestreich, *Soldatenbild, Heeresreform und Heeresgestaltung im Zeitalter des Absolutismus*, in: Bundesministerium für Verteidigung (Hrsg.), *Schicksalsfragen der Gegenwart*, Bd. 1., Tübingen 1957, S. 295-321; ders., *Eine Kritik des deutschen Wehrwesens am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges*, in: *Nassauer Annalen* 70 (1959), S. 227-235; ders., *Der römische Stoizismus und die oranische Heeresreform*, in: ders., *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze*, Berlin 1969, S. 11-34; Ehlert, Hans, *Ursprünge des modernen Militarismus. Die nassau-oranischen Heeresreformen*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 38 (1985), S. 27-56; Wolfgang Reinhard, *Humanismus*

Im Zentrum der Reformbemühungen stand nicht die reguläre Soldarmee sondern die Landesdefension, also die zum temporären Kriegsdienst verpflichteten eigenen Untertanen eines Kriegsherrn, die nur zur Verteidigung des eigenen ‚Vaterlandes‘ eingesetzt werden sollten.⁴⁷ Johann Jakob von Wallhausen, einer der bekanntesten Schriftsteller aus dem Kreis der Militärreformer, empfahl in seinem Buch *Defensio Patriae* (1621) einerseits die Soldaten der Landesdefension nicht das verbreitete männliche Oberbekleidungsstück, den Koller, tragen zu lassen, sondern sie mit einem Schützenrock auszurüsten.⁴⁸ Dieser sei wesentlich funktionaler, schütze das Gewehr vor Regen, verdecke zerrissene Kleidung etc. Funktionalität sollte hier also vor Mode gehen. Andererseits rät er aber auch dazu, die Bauern und Bürger der Landesdefension dazu anzuhalten, *daß sie sich wacker auff Soldatische Art kleiden und ihre Huete mit Feddern schmücken und sich auch sonsten wacker herauß gebützet zeigen sollten.*

Wallhausen wusste offenbar um die Wirkung von Kleidung. Wenn es darum ging aus Bauern und Bürgern Soldaten zu machen, dann empfahl er diese Wirkung zu nutzen und darauf zu bauen, dass

und Militarismus. Antike-Rezeption und Kriegshandwerk in der oranischen Heeresreform, in: Franz Josef Worstbrock (Hrsg.), Krieg und Frieden im Horizont des Renaissancehumanismus. Mitteilungen XIII der Kommission für Humanismusforschung der DFG, Weinheim 1986, S. 185-204; Michael Busch, Absolutismus und Heeresreform. Schwedens Militär am Ende des 17. Jahrhunderts, Bochum 2000.

⁴⁷ Gerhard Oestreich, Zur Heeresverfassung der deutschen Territorien von 1500 bis 1800. Ein Versuch vergleichender Betrachtung, in: ders., Geist und Gestalt (Anm. 46), S. 290-310; Gerhard Papke, Von der Miliz zum Stehenden Heer. Wehrwesen im Absolutismus, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.), Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939, Abschnitt I, München 1983, hier S. 60-114; Winfried Schulze, Landesdefension und Staatsbildung. Studien zum Kriegswesen des innerösterreichischen Territorialstaates (1564-1619), Wien u. a. 1973; ders., Die deutschen Landesdefensionen im 16. und 17. Jahrhundert, in: Johannes Kunisch (Hrsg.), Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit, Berlin 1986, S. 129-149; Martin Schennach, Tiroler Landesverteidigung 1600-1650. Landmiliz und Söldnertum, Innsbruck 2003, S. 135-270.

⁴⁸ Johann Jacobi von Wallhausen, *Defensio Patriae Oder Landtrettung (...)*, Frankfurt a. M. 1621, S. 63-65.

Soldatentracht?

„soldatische Kleidung“ dazu beiträgt, dass sich auf die Angehörigen der Landesdefension auch ein soldatischer Habitus übertrage. Auf die soldatische Wirkung spezifischer Kleidung, die auch durch den medialen Diskurs um die Bedeutungen der Kleidung hervorgerufen wurde, wollte folglich auch einer der prominentesten Militärreformer nicht ganz verzichten.

Dort, wo solche Vorschläge aufgegriffen wurden, führte aber genau die ambivalente Bedeutung von soldatischer Kleidung zu Problemen. In Tirol schrieb ein 1629 erlassenes Mandat den Angehörigen der Landesmiliz vor, dass sie sich an Sonn- und Feiertagen in *soldatischen claidern* sehen lassen sollten.⁴⁹ Dies allerdings löste einigen Protest der Untertanen aus, denn sie wiesen darauf hin, dass sie sich als Hausväter unmöglich mit solcher Kleidung ausstaffieren könnten, da sie sonst jeglichen Respekt gegenüber ihren Kindern und dem Gesinde verlieren würden. Die Deutung der Kleidung als soldatisch rief offenbar zugleich die Zuschreibung negativer soldatischer Attribute hervor, was im Verständnis der Tiroler Bauern nicht zur Rolle des Hausvaters passen wollte.

Fazit

Die Leitfrage des Beitrages war, warum Söldner im 16. und 17. Jahrhundert nahezu durchgängig in auffälliger modischer Kleidung dargestellt wurden. Die Vermutung war, dass dies mit spezifischen medialen Funktionen modischer Kleidung in der Söldnerdarstellung zusammenhing. Die Analyse der medialen Inszenierung der Söldnerfiguren, bei der die Kostümierung ein wichtiger Bestandteil ist, erlaubt schließlich Rückschlüsse über die gesellschaftliche Wahrnehmung der Söldner als soziale Gruppe in der frühneuzeitlichen Gesellschaft.

Untersucht wurden deshalb Bedeutungszuschreibungen an die modische Schlitzkleidung im zeitgenössischen Modediskurs, um herauszuarbeiten, welches Wissen über die Bedeutung der Klei-

⁴⁹ Schennach, Landesverteidigung (Anm. 47), S. 244.

ding die zeitgenössischen Betrachter der Söldnerdarstellungen haben konnten. Schlitzkleidung wurde vor allem als Zeichen für Verschwendung und Hoffart bewertet. Sie wurde als äußerlich sichtbarer Beleg für eine innerlich, moralisch verkommene Disposition der Träger interpretiert.

In dieser Lesart passte die Schlitzkleidung sehr gut in ein verbreitetes Bild der medialen Söldnerdarstellung. In diesem Bild spielten die Söldner die Rolle von wilden, nach christlichen Maßstäben unmoralischen Typen. Dies fußte auch auf Darstellungstraditionen in der religiösen Kunst. Die Kleidung erfüllte in der Söldnerdarstellung eine spezifische mediale Funktion, indem sie die Zuschreibungen negativer Bewertungen an die Söldnerfiguren stützte. Und zugleich verfestigte die nahezu durchgängige Darstellung von Söldnern in dieser Kleidung deren Bewertung im zeitgenössischen Modediskurs.

Entgegen der Annahme, der Kleidungsstil der Soldaten des 17. Jahrhunderts sei von den Zeitgenossen als wesentlich nüchterner wahrgenommen worden, steht die ungebrochene Kritik am modischen Aufzug der Söldner auch in den Flugblättern dieser Zeit. Ihre Analyse zeigt, dass den Soldaten immer noch modische Kleidung als wichtiges Attribut ihres Erscheinungsbildes zugeschrieben wurde. Die mediale Funktion der Kleidung in der Soldatendarstellung ist weiterhin die eines Erkennungszeichens der Figuren. Allerdings veränderte sich ihre mediale Funktion: sie wurde nicht mehr wie im 16. Jahrhundert als eine Einheit von äußerem Erscheinungsbild und innerem Wesen der Figuren gedeutet, sondern vielmehr als Zeichen eines Widerspruchs zwischen heldenhafter Selbstinszenierung und tatsächlich feigem Verhalten der Figuren. In den Darstellungen des 16. Jahrhunderts galt die Schlitzkleidung der Söldner noch als Gleichnis von Schein und Sein, in den Darstellungen des 17. Jahrhunderts hingegen als Spiel der Gegensätze von Schein und Sein.

Eine neue Grundlage des Verhältnisses zwischen Kleidung und Soldatendarstellung dürfte wohl die Durchsetzung von Uniformen

Soldatentracht?

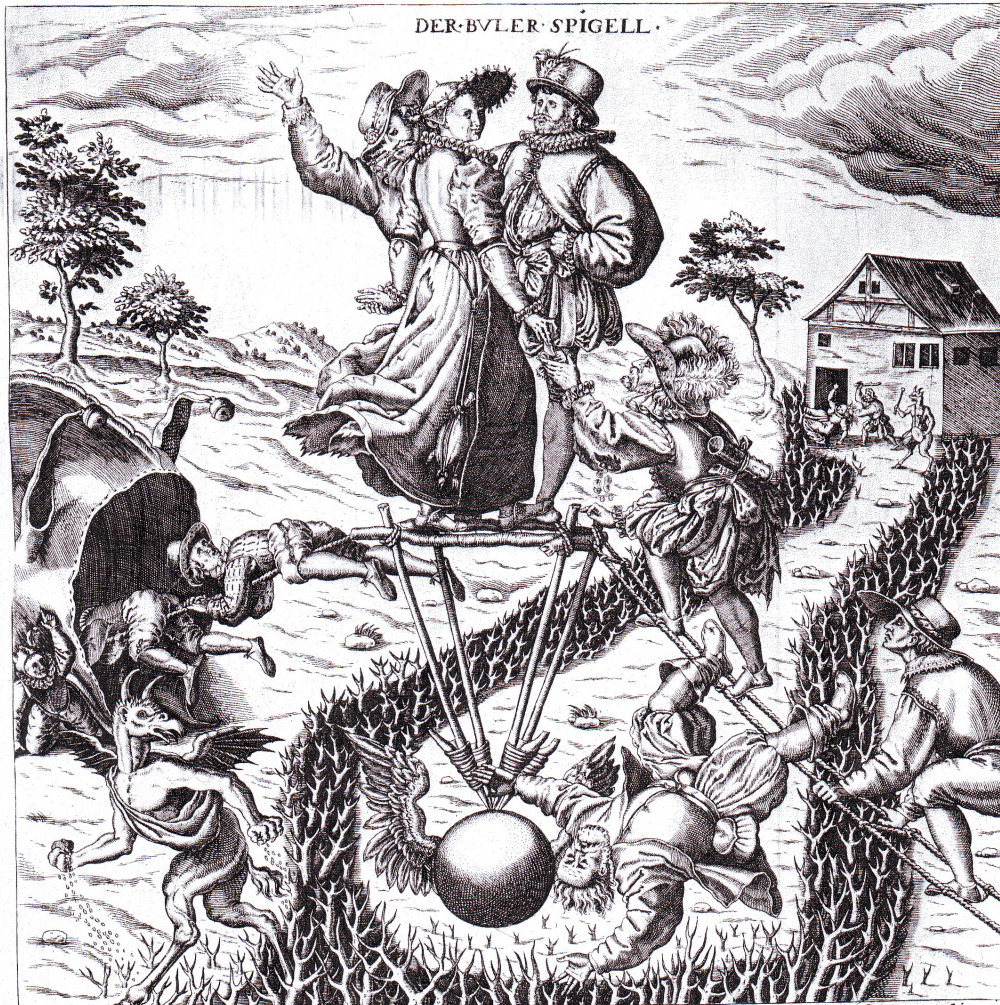
in den Armeen des späten 17. und 18. Jahrhunderts geschaffen haben. Es wäre spannend auch die mediale Funktion der Uniformen für die Soldatendarstellung zu untersuchen, um Vergleiche mit dem 16. und 17. Jahrhundert anzustellen. Zu fragen wäre etwa, ob sich die Funktionen einer Disziplinierung durch Uniformierung sowie einer stärkeren Identifizierung der Soldaten mit den Kriegsherren, die wohl von Seiten der Obrigkeiten mit dem Projekt der Uniformierung intendiert waren,⁵⁰ auch mit der medialen Funktion der Uniformen in der Soldatendarstellung deckt oder ob hier abweichende Funktionen erkennbar sind.

⁵⁰ Vgl. Martin Dinges, Soldatenkörper in der Frühen Neuzeit. Erfahrungen mit einem unzureichend geschützten, formierten und verletzten Körper in Selbstzeugnissen, in: Dülmen, Körper-Geschichten (Anm. 35), S. 71-98, hier S. 81-83.



Abb. 1:
Hans Glaser, Gartknecht und Doppelsöldner, 1555.

Soldatentracht?



Die büßern sprichet: Secht bin ich nicht ein Feine diern Wie ich sie auff dem fass Kan führen Ich hab mein gerüstet herustet hog; Doch strage sich mir alle nag; Mit heid hier Füs Iren vnd lachen: Kan Ich als bald drei narren machen: Ich Will Kein Der ein handwerk Käin: Viel Winger Einen baders man:	Den sie sint mit all Viel zu schlecht: Der nicht Kan streig dics Weg: Er Müs Ein Dapfer schmutz ham sin Dem geh ich dem Ein Meßstein: Der Stricht den Weg als halt Ein zwel Das er Mein Rechter hauffman Sei: Der büler sprichet: Ho ho mag: für du du mir hart: Du narret kapp gleich abge fast:	Die Käin ich mit der Zeit ab tbon Das dir Wol Wirt ein anderer löbn. Ein sprichwort achte das is sehr gut. Kein gold is all was gleser thut: Dem Vnke strudig Kreu zeige ahn Das dir Dein glück noch frugedawen Der trüßel schon sin lamen sehe: Darin den Vnkuck den auf gehet:	Dem das Wirtu bekommen sein: Das gleich Vnd glich bei lam Wirt sin: Eur dantz Wirt: offi seltsam ergahn: Der trüßel Wirtu der drume sehlan:
---	---	---	--

Abb. 2:
Anonym, Der Bvler Spigell, Ende 16. Jahrhundert.

Jan Willem Huntebrinker

Vom Hosent Teuffel.



ANNO M· D· LV·

Abb. 3:
Andreas Musculus, Vom Hosenteufel,
Titelholzschnitt, Frankfurt a. d. O. 1555.



Abb. 4:
Andreas Musculus, Vom beruff vnd stand der Kriegsleuth,
Titelholzschnitt, Frankfurt a. d. O. 1558.

Soldatentracht?



Nur Jüngen alle außgebrüt,
Kommen von Almosen gebrüt,
Welcher War ghorben vnd begraben,
Nun lüng Almosen von ein vmen,
Thun wir in gäntzen Quter wachen,
Ob es auch Wünderlic die brachen,
Der feunt aber vns vil zuent prägen,

Will vns wider zur maffter legen,
Nur gäntzen vnes vnd schreyt zu Wesen,
Vnd vil Almosen Widerlegen,
Mit vylern kläden vnd messer groß,
LW jeder ogh sich so nicht hoch,
Sondern als möglich Wäcker hoch,
Sont ist es vns vns schlechti bestalt,

Eigentlicher Abriß/
Der Jtzigen Krieges Leute/ wie sie mit der all modo
auffgezogen kommen.

In new Manier kompt off die Ban/
Von Kriegern wie d' Figur zeigt an/
Gar wilt nährlich vnd soll gefalt/
Die Kleidung muß sein mannichfalt/
Der hut muß sein fein breit gemacht/
Darauff hat man schmüre erdacht/
Ein taug nicht/sondern müß drey sein/
Mit manchen schönen fürbeim/
Darauff ein Federbusch recht steht/
Welcher des Pfawenschwanz lenge bett/
Der kopff mit seinen langen haaren/
Thut bende Achseln wol verwaren/
Ein hangent Hals darunter leidet/
Darob sich das Haar weit ausbreit/
Gar kurz ist noch des hauptes haar/
Ein Zopff lang muß stehen zur seiten dar/
Der Bart knebl so soll herab hangen/
Gespiß/ thut fast die augen langin/
Dazu auch an dem Rinn der Barr/
Nach pferiem art gespißet ward/

Das Dambts steht fein weit ist zerschnittin/
Die leng die quer/ vnd in der mittin/
Die Hosen wie ein Kornacks leng/
Nicht weit sondern fein eben eng/
Der Ermel lang pracht auch nicht wol/
Zu rüct man den vffschlagen soll/
Da steht ein steck grün oder roth/
Ein Knopff helt in da hats fein noht/
Das sith vor der Welt aus gar fein/
Als wens inwendig auch möcht sein/
Der Stiefelschaft lapplich hinunder/
Biß vff die Schue hört doch mehr wunde/
An Schun die Sporn man wacker sith/
An Hofn viel fenckel schlappern mit/
Das soll nun heissen all modo tracht/
Die ist rein in Deuschland gebracht/
Vnd wie nun gar new ist die tracht/
New Kriegs monie sie auch hat bracht/
Sie schwingen die Rahn kommn an die Stadt/
Mit list ein jeder zu Fuß neim gah/

Braucht weder Spieß noch Schwert es wacht/
Nach Gelt vnd Gut ein jeder tracht/
Rühmen sein ihres Hergen muth/
Weil kein wirt sie sich setzen thut/
Dumb brüt der alt der jungen mehr/
Aus so auch sind geschäftig febr/
Solt aber gescheln widerstand/
Abstehn würden sie mit grosser schand/
Ihr Kleid taug nicht in Winters zeit/
Viel wenig in Sommer da grosser streit/
Des wundern sich die Helden alt/
So Krieg gefürt andrer gestalt/
Wie die kommen vff die Monier/
Die sie sich wol geschemet sith/
Vffrichtig sie dazu giengen/
Wocht fehlen oder gelingen/
Stritten Ritterlich vnd behend/
Da nam auch bald der Krieg sein End.

1629

Abb. 6:

Anonym, Eigentlicher Abriß Der Jtzigen Krieges Leute/
wie sie mit der allmodo auffgezogen kommen, 1629.

Marian Füssel

Der Wert der Dinge. Materielle Kultur in soldatischen Selbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges

Ist die Geschichte der Dinge in den vergangenen Jahren zu einem beliebten Forschungszweig der historischen Kulturwissenschaften avanciert, prominent u. a. in der Volkskunde, aber auch in der Geschichts- und Literaturwissenschaft, so fanden entsprechende Ansätze in der Militärgeschichte bislang nur wenig Berücksichtigung, obgleich etwa mit dem Bereich der sogenannten Heeres-, Waffen- und Kostümkunde seit langem ein klassischer, wenn auch wenig anerkannter, der Materialität des Militärischen gewidmeter Forschungszweig existiert.¹ Im Folgenden werden daher zwei Perspektiven verfolgt, die eine kulturwissenschaftliche Erweiterung älterer Ansätze ermöglichen sollen. Dies betrifft zum einen die Frage nach den zeitgenössischen Wahrnehmungen, Aneignungen und Deutungen von Dingen sowie zum anderen die Unterscheidung von deren symbolischen und instrumentellen Funktionen.²

Ausgehend von vorwiegend deutschsprachigen Selbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges wird nach dem Stellenwert von Dingen und dem Umgang mit ihnen in den Berichten der Soldaten gefragt.³ Dabei gilt es freilich zu bedenken, dass der Zugang zur

¹ Vgl. etwa *Zeitschrift für Heereskunde* der Deutschen Gesellschaft für Heereskunde URL: <http://www.deutsche-heereskunde.de> [zuletzt am 2. Februar 2009] oder die *Zeitschrift Waffen- und Kostümkunde* der Gesellschaft für Historische Waffen- und Kostümkunde unter <http://www.waffen-kostuemkunde.de> [zuletzt am 2. Februar 2009].

² Vgl. etwa den Tagungsbericht zur AKM Jahrestagung 2007 von Ralf Raths, Die Waffe als militärisches Instrument und Symbol, 25.10.2007-27.10.2007, Berlin, in: H-Soz-u-Kult, 09.02.2008, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1889> [zuletzt am 2. Februar 2009].

³ Als Pionierstudie auf diesem Gebiet vgl. Martin Dinges, Soldatenkörper in der Frühen Neuzeit. Erfahrungen mit einem unzureichend geschützten, formierten und verletzten Körper in Selbstzeugnissen, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), *Körper-Geschichten*, Frankfurt a. M. 1996, S. 71-98. Speziell zum Siebenjährigen Krieg vgl. Sascha Möbius, Mehr Angst vor dem Offizier als vor dem Feind? Eine

Wahrnehmung und Weltdeutung der Akteure militärischer Lebenswelten kein unmittelbarer sein kann, sondern stets nur ein durch bestimmte diskursive Konventionen und Topoi vermittelter. Im Sinne einer Diskursgeschichte der Dingbedeutung wird somit die Repräsentationsweise der jeweiligen Erfahrungen im Mittelpunkt stehen. Hierbei geht es zunächst im Sinne eines *fröhlichen Positivismus* (Foucault) darum, eine Art Bestandsaufnahme von ‚Dingen mit Bedeutung‘ zu versuchen, um dann nach den Praktiken im Umgang mit und der Aneignung von Dingen zu fragen und schließlich symbolische von technisch-instrumentellen Funktionen analytisch zu unterscheiden.⁴ Zunächst werden dazu zeitgenössische Bewertungen der Mundirungspraxis vorgestellt (I.), um daran anschließend die Bedeutung von Dingen auf dem Schlachtfeld zu behandeln (II).

1. ‚Mundirung‘: Die soldatische Investitur

Die erste nachhaltige Begegnung eines angehenden Soldaten mit der spezifisch militärischen Dingwelt geschah meist in der sogenannten *Mundirung* oder *Montirung*, also der Einkleidung und Ausrüstung. In einer regelrechten Investitur wurde er so vom Zivilisten in einen Soldaten verwandelt. Im Adelungschen Wörterbuch heißt es dazu:

In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung ist die Montur die Kleidung der gemeinen Soldaten, welche ihnen von ihrem Herren gegeben wird, sie so wohl unter sich, als von den Soldaten eines andern Herren zu unterscheiden, im gemeinen Leben gleichfalls die Montirung; dagegen die einförmige Kleidung der Officiers mit einem anständigern, aber auch aus dem Französischen erborgten Ausdrücke die Uniforme genannt wird. In beyden Fällen wird es so wohl collective, als auch von einzelnen solchen Kleidungen gebraucht. Daher das Zeitwort montiren, mit der Montur versehen, und die Zusammensetzungen, das Montirungsstück,

mentalitätsgeschichtliche Studie zur preußischen Taktik im Siebenjährigen Krieg, Saarbrücken 2007.

⁴ Vgl. Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1973, S. 182.

*ein zur Montúr gehöriges Kleidungsstück, die Montirungs-Kammer der Hauptleute zur Verwahrung der Montirungsstücke u. s. f.*⁵

Wahrnehmung von und Umgang mit der neuen Ausrüstung konnte sich bei den Zeitgenossen jedoch durchaus unterschiedlich darstellen. Folgen wir zunächst einem jungen Rekruten in die Montirungskammer. Johann Heinrich Ludewig Grothenn (1734-1786) tritt 1753 in den braunschweigschen Militärdienst ein und berichtet darüber später in seiner Lebensbeschreibung:

Hierauf wurde ich in eine Mondirungskammer geführt woselbst ich einen großen Vorrath an besetzten Hüten und Mondirungen erblickte, auch andere Geräthschaften so zur Armetur gehörten? Wofür ich fast erstaunte, und glaubte meiner damaligen einsicht ich wäre in ein fürstl. Zeughaus gekommen. Es wurde mir auch güthigst erlaubt, auf dieser Cammer mich gleich zu entkleiden und eine von den prächtigen Mondirungen nebst einen Hut anzupassen, diese Verkleidunge gab mir ein ganz ander aussehen, statt einen schlichten grünen Rock einen blauen mit weiß besetzten Dressen, Vor eine rothe Weste legte ich eine Weiße an, ingleichen vor schwarze bein kleider Weiße, vor incommode Stiebel, Leinenstiebelethen, anstat einen Hut mit der golden Dresse, setzte ich nun einen mit silberfarbigter Schnur auf, Mein Verlangen war nunmehr auch in einen großen Spiegel zu erblicken, welchen ich auf der Mondirungskammer aber nicht antraf, ich sahe mich also nach der Thür um, und erwartete nun ein Quartier allein es wurde mir also freundlich erinnert ich wäre noch nicht völlig fertig, ich wusste mich vor entzückunge nicht gleich zu besinnen Woran es mir wohl noch fehlte, da wurde mir zur Seiten eine Vorrath krummer Schwerter und Säbel gezeigt, nebst Degen Coppeln, von diesem wurde mir freigestellt einen zu nehmen, und mich damit zu umgürten, ferner that mann mir einen mit weißen thon Emailiertes Ordensbandt um, so hinten mit einen von starken schwarzen ledernen schuzsack versehen war worin mann die Munition verwarte, alle dieses paßete mir ganz unvergleichlich, Ein großes

⁵ Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, Bd. 3, Leipzig 1798, S. 275-276; vgl. auch bereits [Art.] Mundierung, Montierung, Montour, Mondirung, Montur, in: Johann Heinrich Zedler, Universal-Lexicon (...), Bd. 22, Halle u. Leipzig 1739, Sp. 800-803.

Der Wert der Dinge

Feuerrohr wurde mir nebst allem bedachten noch überreicht, so dass ich nun ganz bewaffnet war.⁶

Ähnlich positiv wie Grothenn schildert auch der erst 16-jährige Leutnantssohn Jakob Friedrich von Lemcke (1738-1810) seine Einkleidung beim Antritt seines Militärdienstes in Halle 1754. Der Obrist von Pritz befahl den *von der Reise nicht proper genug* aussehenden Lemcke, anders montieren zu lassen:

Kaum war er weg, so kam der Feldwebel Höber mit dem Regiments-schneider. Ich war nicht mehr der Bursche, den man nicht vor voll ansah, sondern man machte soviel Komplimente, dass mir Angst dabei ward. Der Schneider und Stiefelettenmacher nahmen mir das Maß. Der Friseur kam, verschnitt mir die Haare und frisierte mich. Der Kammerdiener brachte weiße Wäsche, zwei Bediente deckten unterdessen den Tisch, wo ich ganz allein essen musste und wohl mehr wie 8 Gerichte hatte. Zwei Bediente standen nur hinter dem Stuhle und erwarteten meine Befehle, kurz, meine Verhältnisse hatten sich so geschwinde geändert, dass ich selbst kaum wusste wie mir war.⁷

Während Grothenn und Lemcke demnach volle Begeisterung für ihre neue ‚Verkleidung‘ und deren performative Statusveränderung zeigen, so kommentieren andere den disziplinierenden Charakter der Uniform durchaus nüchterner. Der Schweizer Markus Uhlmann etwa, der 1759 bei Wesel in französische Militärdienste trat, beschreibt seine Mundirung wie folgt:

Sobald die Munsterung vorbey, wurde mir bey 6 Soldaten Quartier in einer Zält gegeben und des Nachmittags Mundierung, damit ich nicht könnte fortgehen, sonder erkennt zu werden, so es mir etwan nicht an-

⁶ (Johann Heinrich Ludwig Grothenn), Kurzer Entwurf von meiner Geburt und Herkunft, wie auch Ferneres Ergehen, angenehmer und widriger Schicksalen. Auch Briefe und kleine Nachrichten die ich während dem Kriege, welcher sich Anno 1757. im Monat April eraugnete, an meinen Vater geschrieben, woraus theils zu ersehen, wie wir herumgewandert und was sich begeben. Hierinn zusammengetragen von mir Johann Heinrich Ludwig Grothenn, Aedit. An der Garnison-Kirche in Braunschweig 1767, Stadtarchiv Braunschweig H III/3-64, unpag.

⁷ R. Walz, Kriegs- und Friedensbilder aus den Jahren 1754-1759. Nach dem Tagebuch des Leutnants Jakob Friedrich v. Lemcke (1738-1810), in: Preussische Jahrbücher 138 (1909), S. 19-43, hier S. 21.

stehen möchte. Meinen Rock müßte ich verkauffen, weil es nicht möglich ware, ihne in dem Feld mitzuschleppen; hiervor wurde mir mit großer Müeße ½ CrThlr. gegeben.⁸

Die Neu-Einkleidung erscheint hier vor allem als ökonomischer Verlust und vestimentäre Desertionserschwerenis, von Begeisterung findet sich keine Spur. Auch Christian Wilhelm von Prittwitz (1739-1807), der im Winter 1754/55 in Stettin seinen Dienst beim Regiment des Herzogs von Bevern antrat, kommentiert die eigentliche Einkleidung zunächst kaum: *Als wir angekommen waren, wurden wir sogleich neu montiert und von unserem Vetter dem Herzog präsentiert, einige Zeilen weiter: Nun erhielten wir auch die völlige Armatur eines gemeinen Soldaten.⁹* Wie er später ausführt, sei jedoch gerade das Regiment von Bevern von markanter Kleidung geprägt gewesen:

Das genaue Wesen, sowohl in den Exerzitiis als auch in der Kleidung, war außerordentlich, und wir unterschieden uns darinnen von andern Regimentern auf eine auffallende Weise. Die Frisur, der Schnitt der Montur und noch mehreres war von einer besonderen Art, auch die Hüte so klein, dass man sie, ohne sie angebunden zu haben oder außer dem Dienste mit dem Stock anzudrücken, nicht auf dem Kopfe behalten konnte.¹⁰

Neben solchen Schwierigkeiten ist für Prittwitz vor allem die Schwere und Hantierbarkeit der Waffen, mit denen er zu exerzieren hat, von Belang. Zwar gelingt es ihm anfangs die ‚schwerfällige Muskete‘ gegen ein ‚leichtes Kurzgewehr‘ einzutauschen, bald darauf werden jedoch *äußerst schwere und unbehilfliche Kurzgewehre von ganz neuer Erfindung* eingeführt, die ihm schwer zu schaffen machen. Mit dem Kurzgewehr ist hier jedoch keine Schusswaffe, sondern eine Stangenwaffe für Unteroffiziere und Offiziere bezeichnet, die

⁸ Markus Uhlmann, *Das abwechselnde Fortün oder das veränderte Schicksal eines Jünglingen. Ein Reisebericht aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges* hrsg. von Jean-Pierre Bodmer, Zürich 1980, S. 15.

⁹ Christian Wilhelm von Prittwitz, „Ich bin ein Preuße...“ *Jugend und Kriegslieben eines preußischen Offiziers im Siebenjährigen Krieg*. Mit einem Vorwort von Hans Bleckwenn, Paderborn 1989, S. 22.

¹⁰ Ebd., S. 26. Zur Montur vgl. Hans Bleckwenn, *Die friderizianischen Uniformen 1753-1786*, Dortmund 1984, 4 Bde, hier Bd. 1, S. 77-80.

sich gerade in diesen Jahren in Länge und Fertigung merklich veränderte.¹¹ Von Anfangs etwa 2,30 m verlängerte sich das Kurzgewehr im August 1756 auf 4,04 m. Kommentierte Prittwitz seine eigene Mundierung demnach kaum, so äußert er sich zu Beginn des Siebenjährigen Kriegs ausführlich über die lächerlich aussehenden frisch einberufenen gemeinen Soldaten der ‚Landregimenter‘. Vor dem Quartier des Obristen

standen gleich den Heuschobern Montierungen in Haufen aufgetürmt, in welche die ankommenden Rekruten gehüllt wurden. Denn es waren bloß ungefütterte blaue Kittel mit 6 Tuchknöpfen und einem roten Krügel mit dergleichen Aufschlägen. Nach beendeter Einkleidung führte man sie zum Zeughause, wo sie ihre Bewaffnung erhielten, die seit 60 oder mehreren Jahren weder geputzt noch angestrichen worden und in langen Degen, Flinten und großen Bajonetten bestand. Diese Waffen mussten sie ebenfalls gleich in Gebrauch nehmen, ohne Zeit zu haben, selbige in eine bessere Verfassung setzen zu können, daher man alle Standhaftigkeit zusammen nehmen musste, um ernsthaft zu bleiben, wie diese kleinen, ganz rohen und unexerzierten Leute mit ihren verrosteten, alten Degen und Gewehren ankamen, um zwei große propre und wohlgeübte Regimenter von ihren Wachen und Posten abzulösen.¹²

Hier zeigt sich, wie sehr die unterschiedliche Ausrüstungsqualität zum Gegenstand der soldatischen Binnendistinktion wurde. Ist seine eigene Mundierung zwar ungewöhnlich, aber im positiven Sinne distinktiv, so bleibt für die kärgliche Ausstattung der Landregimenter nur Spott. Ein Spott, der sich vor allem auch gegen den schlecht gerüstet ins Feld ziehenden Feind ergießen konnte, wie etwa in Falle der Franzosen, die in verschiedenen zeitgenössischen Spottliedern für ihre schlechte Ausrüstung lächerlich gemacht wurden.¹³

¹¹ Vgl. Joachim Niemeyer (Hrsg.), Die Bewaffnung und Ausrüstung der Armee Friedrichs des Großen. Eine Dokumentation aus Anlaß seines 200. Todesjahres, Rastatt 1986, S. 128-133.

¹² Prittwitz, Kriegsleben (Anm. 9), S. 27.

¹³ Vgl. Friedrich Schlachter, Spottlieder in französischer Sprache, besonders auf die Franzosen, aus dem Beginne des siebenjährigen Krieges, Erlangen 1901, S. 24 u. 31, zum Kontext jetzt Ewa Anklam, Wissen nach Augenmaß. Militärische Beob-

Auch das wohl bekannteste soldatische Selbstzeugnis des Siebenjährigen Krieges, die Berichte des *armen Mannes im Tockenburg*, schildert die Folgen der Mundirung in großer Detailliertheit.¹⁴ Ulrich Bräker (1735-1798), der nach eigener Darstellung etwas ahnungslos in seinen Soldatendienst gedungen wurde, realisierte sein Schicksal, dass er nicht als Diener, sondern Soldat geworben wurde, erst als ein Feldwebel eine Soldatenmontur vor ihm auf dem Tisch ausbreitete, ein Sechsgroschenstück dazu legte und mit den Worten kommentierte: *Das ist für dich*. Sein Los ließ sich nun nicht mehr abwenden: *Itze führte man mich in die Montirungskammer, und passte mir Hosen, Schub' und Stiefeletten an; gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe u. s. f.*¹⁵ Der Initiationscharakter der Montirung wird durch den gleich darauf zu leistenden Eid komplettiert:

*Dann mußst' ich noch, mit etwa zwanzig andern Recruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherete Fahnen herbey, und befahl jedem einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las' uns einen ganz Sack voll Kriegsartikel her, und sprach uns einige Worte vor, welche die mehrern nachmurmelten; Ich regte mein Maul nicht – dachte dafür was ich gern wollte – ich glaube an Aennchen; schwung dann die Fahne über unsre Köpfe, und entließ uns.*¹⁶

Schon kurz nach dem Fahneneid merkte Bräker, dass sein Sold kaum zum Überleben reichte. Seine Kameraden rieten ihm daher, dass er noch *allerley zu verkaufen* habe: *Per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann bist du gar itzt doppelt armirt; das lässt sich alles versilbern. (...) Nach Crans Rath verkaufte ich meine Stiefel und kaufte dafür ein hölzernes Kästgen für meine Wäsche*. Den angeführten Zeugnissen zu Fol-

achtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg, Berlin u. a. 2007, S. 196 u. 241.

¹⁴ Vgl. dazu Jürgen Kloosterhuis, Donner, Blitz und Bräker. Der Soldatendienst des „armen Mannes im Tockenburg“ aus der Sicht des preußischen Militärsystems, in: Alfred Messerli, Adolf Muschg (Hrsg.), Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker, Göttingen 2004, S. 129-187, hier S. 150-157.

¹⁵ Ulrich Bräker, Lebensgeschichte und Natürliche Abentheuer der Armen Mannes im Tockenburg, hrsg. von Samuel Voellmy, Zürich 1993, S. 155.

¹⁶ Ebd., S. 155 f.

Der Wert der Dinge

ge war es demnach zu großen Teilen ihr ökonomischer Tauschwert, der die Wertschätzung einzelner Dinge, in diesem Falle der Kleidungsstücke maßgeblich bestimmte. Als Bräkers Regiment schließlich in den Krieg zog, ließ er sein *Wäschkistgen* zurück. Die am Mann getragene Ausrüstung, mit der das Regiment ins Feld zog, erschien ohnehin schon als unglaubliche Belastung:

Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschnallt; dann die Patronentasche über die Schulter mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achsel den Dornister, mit Wäsche u. s. f. bepackt; item der Habersack, mit Brodt und andrer Fourage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgeräth tragen; Flasche, Kessel, Hacken, oder so was; alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal übereinander kreuzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte, unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine solche Hundstagshitze, daß mir's manchmal däuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen, und wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam wie von einem siedenden Kessel.¹⁷

Seine Ausrüstung wog insgesamt an die 27 Kilo.¹⁸

2. Die Dinge in der Schlacht

Wenige Tage vor der Schlacht von Kolin bietet der Tod eines Offiziers, des Lieutenants von Borne, dem ansonsten seiner tiefen Religiosität stets Ausdruck verleihenden Christian Wilhelm von Prittwitz Anlass zu unverhohlener Freude, war er doch gleich darauf zu seinem Nachfolger ernannt worden.

Diese frohe Botschaft wurde mir alsobald mitgeteilt und die Freude darüber war auf meiner Seite um so größer, je weniger ich mich dessen versehen hatte. Ich wurde nun in der Geschwindigkeit, soviel es sich tun ließ, equipiert und übernahm die sehr mangelhafte Equipage des Verstorbenen. Da sein Rock, den er in der Bataille angehabt, für mich passend befunden worden, so mußte ich ihn mit samt dem Loch, durch

¹⁷ Ebd., S. 174.

¹⁸ Vgl. Christopher Duffy, *Friedrich der Große und seine Armee*, Stuttgart ²1983, S. 120.

welches eine Kugel in des Inhaber Leib gefahren, anziehen, denn es war keine Zeit vorhanden, ihn flicken zu lassen. (...) Vorher hatte ich einen sehr durchsichtigen Rock von grobem Tuch auf dem Leibe und unter demselben nichts weiter das mich vor Regen und Kälte schützen konnte; nun aber einen kompakten von feinem Tuch und noch überdies Überrock und Mantel. Statt der unbequemen Stiefeletten erhielt ich Stiefel, statt des Strohlagers ein gutes Bett, statt des kleinen und dem Regen nicht ganz widerstehenden Zelttes ein rechtes, doppeltes, darinnen man ganz trocken und bequem logieren konnte. Ehedem musste ich zu Fuße gehen, nun aber konnte ich reiten. Feldequipage und Proviant, freilich sehr eingeschränkt, aber dennoch lästig genug für meinen jungen Rücken, wurden nun von einem Packpferd getragen. Statt der schweren Fahne oder Kurzgewehr bekam ich einen leichten Sponton, dessen ich mich nur im Dienste bedienen durfte.¹⁹

Die Passage aus der Lebensbeschreibung des preußischen Offiziers zeigt nicht nur, wie hautnah sozialer Aufstieg im Militär des 18. Jahrhundert erlebt werden konnte, sondern auch welche hohe Bedeutung die materielle Ausstattung für den einzelnen Soldaten besaß. Wie sehr das klassische ‚Kleider machen Leute‘-Axiom gerade in militärischen Zusammenhängen galt, macht auch eine Episode des in der Schlacht bei Prag verwundeten preußischen Leutnants Lemcke deutlich, der nur durch Glück überhaupt von der Wahlstatt geborgen und ins Lager getragen wurde.

Es kamen noch viele Offiziers, mich zu besuchen, unter andern deckte mich der Adjutant von Lossow mit seiner Wildschur [Wolfspelz] zu, damit ich nicht frieren sollte, und diese Wildschur ward mir hernach sehr nützlich. Denn den andern Morgen wurden wir auf Wagen gelegt und nach dem Margarethenkloster gebracht. Die Unteroffiziers und Gemeinen kamen unten in die Kirchen, Häuser und Ställe zu liegen, die Offiziers aber wurden in ordentliche Stuben gelegt, und weil ich die Wildschur inne hatte, glaubte man, ich wäre Offizier und brachte mich oben auf eine gute Stube, wo noch 4 Offiziers zu liegen kamen von andern Regimentern, unter andern der Leutnant von Seydlitz, welcher hernach Kriegsrat in Pommern wurde.²⁰

¹⁹ Prittwitz, *Kriegsleben* (Anm. 9), S. 51.

²⁰ Walz, *Kriegs- und Friedensbilder* (Anm. 7), S. 29.

Auch war Prittwitz' ererbter Rock mit Einschussloch keine Ausnahme. Im Feld herrschte ein allgegenwärtiger Mangel an Ausrüstungsgegenständen, der entweder aus den eigenen Reihen oder im Zweifelsfall auch vom Gegner ausgeglichen wurde. Der preußische Musketier Dominicus etwa schildert den Verlust und die Wiederaaneignung eines Gewehrs in der Schlacht bei Prag 1757: *An diesem Berge wurde mein Gewehr oben abgeschossen, wurde solches nicht gewahr biß ich wieder laden wollte; ging ein wenig, da lag einer, hatte seins in Armen liegen und war tod; nahm solches wieder.* Anschließend gerät er ins Kartätschenfeuer und schreibt: *Dieses ging als wen man Erbsen geseet hette, schossen mir durchs Camisohl und Tornister.*²¹ Auch in der Schlacht von Kay erhält Dominicus offenbar nur Treffer in die Ausrüstung: *Ich blieb gottlob unverletzt. Ich kriegte einen Schuß in den Hutt, ein in den Rok, einen durch den Patronentaschendeckel, einen untten in die Gewehrkolbe.*²²

Im Falle Friedrichs II. wurden entsprechende Kugelfänger zu geradezu mythisch verklärten Objekten, wie etwa die berühmte von einer Kugel getroffene Tabakdose, die ihm in der Schlacht von Kunersdorf angeblich das Leben rettete, sowie der von der gleichen Kugel durchlöchernte Uniformrock.²³

Aus der Schlacht von Hochkirch berichtet der preußische Infanterie-Offizier Ernst Friedrich Rudolf von Barsewisch eine Episode über seinen Hut:

Ich für meinen Teil hatte die Ehre zu Anfang des Treffens, dass mir nahe über dem Kopfe vorne durch die Spitze des Hutes eine Flintenkugel drang und nicht lange darauf eine zweite durch die große Krempe der linken Hutseite derart, dass mir dieser vom Kopfe fiel. Ich sagte zu denen von Hertzberg, so nicht weit von mir standen: „Meine Herren,

²¹ Dietrich Kerler, *Aus dem siebenjährigen Krieg. Tagebuch des preußischen Musketiers Dominicus*, München 1891 (ND Osnabrück 1972), S. 16 f.

²² Ebd., S. 56, das gleiche noch einmal ein wenig ausführlicher in einem Brief an seinen Bruder: *Ich habe 4 Zeichen aufzuweisen, wie wunderbarlich mich der liebe Gott bewahret hat: in dem mir eine Kugel durch die Hutspitze, eine durch die Rocksfalte, und eine in die Gewehrkolbe geschossen, ein Stück vom Patronentaschendeckel geschoßen.* Ebd., S. 63.

²³ Vgl. die Abbildungen in Friedrich Benninghoven u. a. (Hrsg.), *Friedrich der Große. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz anlässlich des 200. Todestages König Friedrich II. von Preußen*, Berlin 1986, S. 205 f.

*soll ich den Hut wieder aufsetzen, den die Kaiserlichen so gerne haben wollen?’ ‚Ja, freilich’, sagten sie, ‚der Hut macht dir Ehre’.*²⁴

Der so vor dem Feind nicht gelüftete Hut wird hier zum Medium des Ehrbeweises und gestattet es Barsewisch angesichts akuter Lebensgefahr, eine Art gentlemanhafter Gelassenheit zu inszenieren.

Der preußische Feldprediger Carl Daniel Küster berichtet ebenfalls über die Schlacht von Hochkirch, die mit einem nächtlichen Überfall begann: *Ich fuhr mit Eil aus dem Bette, und hatte nur eine Minute nöthig, mich anzuziehen; denn ich hatte mich in Kleidern niedergelegt, und nur die Stiefeln ausgezogen. Ein plüschnes blaues Kleid, eine wollne Perücke und blaue Pelzmütze, waren zugleich die Tages- und Nachtkleidung.*²⁵ Besonders die materiellen Verluste nach dem Überfall von Hochkirch werden von Küster registriert: *Nur wenige Gemeinen hatten ihre Tornister, und fasst kein Officier des rechten Flügels seine Bagage gerettet. Eines jeden Reichthum bestand in dem Rocke, welchen er auf dem Leibe hatte. Ich fand mich auch in dieser Zahl der Armen, und konnte nicht hoffen, dass ich von meinen Pferden, Wagen und Feldgeräthe das Mindeste würde wieder bekommen.*²⁶ Küster nimmt nun eine moralische Codierung von materiellem Verlust und Wiederaneignung vor, denn ein *leichtsinniger Bekannter*, der zuvor einiges an Beute gemacht hatte, bemerkt zu ihm: *wir werden wohl wieder in Feindesland kommen, dann will ich wieder nehmen, was mir der Feind genommen hat: man sieht es ja doch, dass das mit Recht erworbene Gut eben so wohl verloren geht, als das mit Unrecht erworbene. Sie haben ja eben so gut als ich nur das Hemde auf dem Leibe davon gebracht.*²⁷ Küster beruhigt sich angesichts dieser moralischen Indifferenz mit einem guten Gewissen, da sein Verlust keine Strafe für vorherigen Raub sei. Wenig später zeigt Küster sich bewegt über die Soldaten, die im Angesicht des Feindes ihr Kommisbrot,

²⁴ Ernst Friedrich Rudolf von Barsewisch, Von Rossbach bis Freiberg 1757-1763. Tagebuchblätter eines friderizianischen Fahnenjunkers und Offiziers. Nach dem wortgetreuen Erstabdruck von 1863 neu herausgegeben, kommentiert und bearbeitet von Jürgen Olmes, Krefeld 1959, S. 77 f.

²⁵ Carl Daniel Küster, Bruchstück seines Campagnelebens im siebenjährigen Krieg, Berlin ²1791 (ND Braunschweig 1998), S. 34.

²⁶ Ebd., S. 63.

²⁷ Ebd., S. 63 f.

Brandwein und Wasser redlich untereinander teilten: *Hier war natürliche und edle Gemeinschaft der Güter.*²⁸ Materielle Engpässe werden hier zur emphatischen Beschwörung von soldatischem Gemeinschaftsgeist genutzt, gerade die Not lässt quasi die Tugend besonders hervortreten.²⁹

Nach einer Schlacht fand sich eine ungeheure Ansammlung von militärischen Gegenständen auf der Wahlstatt. Grotehenn berichtet etwa über die Schlacht bei Minden 1759, dass man *die todten Pferde die auf dem Schlachtfeld und in der Gegend gelegen (...) auf 6000 Stück gerechnet hätte und die Eysernen Curasse, Harnische und Brustschilder so die Raiter um sich gehabt, lagen alda so viel, als wann man Häuser so mit Ziegeln belegt, abgedeckt hätte.*³⁰ Schlachtfelder wurden daher zu wahren Umschlagplätzen von Ausrüstungsgegenständen. So berichtet etwa ein unbekannter preußischer Soldat vom Wahlplatz nach der Schlacht von Lobositz 1756: *Auf dem Wahlplatz eignete ich mir eine österreichische Grenadier- und eine Husarenmütze zu. Von ersterer brauche ich das Bärenfell vor den Bauch, und von dieser das Schaffell zur Nachtmütze.*³¹ Hier wurden mithin nicht nur Dinge angeeignet, sondern regelrecht ausgeschlachtet und zweckentfremdet weiterverwendet. Wie ein Offizier lebendigen Leibes wortwörtlich bis aufs letzte Hemd auf dem Schlachtfeld ausgeraubt werden konnte, macht das Schicksal des Leutnants Lemcke in der Schlacht von Kay 1759 deutlich. Während er am Fuß schwer verwundet am Boden lag, kamen alsbald die ersten Marodeure, *welche auf die Toten und Blessierten fielen und sie ausplünderten.*³² Wie betäubt daliegend, kam Lemcke alsbald durch einen heftigen Stoß eines Kosaken wieder zu sich. *Als er sah, das ich lebte, so sprang er vom Pferde, riß mir den Ringkragen*

²⁸ Ebd., S. 70.

²⁹ Zur emphatischen Beschwörung der Einfachheit im Felde und dem ‚Zurücklassen des Luxus‘ vgl. auch Friedrich Samuel Gottfried Sack, Briefe über den Krieg, Berlin 1778, S. 25 f.

³⁰ Zit. Nach: Marian Füssel, Ansichten des Krieges: Deutsche Augenzeugenberichte zum 1. August 1759, in: Martin Steffen (Hrsg.), Die Schlacht bei Minden. Weltpolitik und Lokalgeschichte, Minden 2008, S. 97-108, hier S. 100.

³¹ Briefe Preußischer Soldaten aus den Feldzügen 1756 und 1757, in: Preußische Soldatenbriefe. Mit einer Einl. v. Hans Bleckwenn, Osnabrück 1982, S. 6.

³² Walz, Kriegs- und Friedensbilder (Anm. 7), S. 36.

ohne aufzuknöpfen vom Halse herunter, zog mir den Rock aus und setzte sich wieder zu Pferde und ritt davon. Noch ist der preußische Leutnant aber als gegnerischer Offizier zu erkennen: Meine silberne Schärpe hatte ich noch und soviel contenance, dass ich selbige ablöste und unter das Oberhemde band, damit man nicht dadurch gereizt werden sollte, mich noch einmal zu plündern.³³ Einige Zeit später geriet Lemcke ein weiteres Mal in die Hände der Russen. Wie ich wieder unter letzteren war, so zog man mir das Oberhemde aus, nahm mir die Schärpe ab, visitierte auch die Hosentaschen, ja sogar den einen Stiefel auf dem noch gesunden Fuß zog man mir mit Gewalt ab und marschierte davon. Hier lag ich nun im bloßen Hemde, ganz verblutet und abgemattet (...).³⁴ Schließlich geriet er einige Zeit später ein letztes Mal an einen Kosaken. Dieser besah ihn von oben bis unten, ob nicht noch etwas zu erbeuten wäre. Er fand aber nichts als meinen Hut, welchen mir die vorigen gelassen hatten, und mit diesem ritt er wieder davon.³⁵

Mit welcher Geschwindigkeit nach einer Schlacht den Toten alle irgendwie verwertbaren Gegenstände abgenommen wurden, schildert auch der russische Offizier Andrej Bolotow in seinen Memoiren über die Schlacht von Großjägersdorf 1757:

Was für ein Anblick bot sich uns, den wir dergleichen noch nie gesehen hatten! Der ganze sanft abfallende Hang, wo die preußische Linie gestanden und gekämpft hatte, war mit den toten Körpern des Feindes besät, und dabei erblickten wir Wunderliches. Sie alle lagen schon so da, wie sie aus dem Mutterschoß gekommen waren, nackt und bloß, und es waren ihnen nicht nur Strümpfe und Schuhe, sondern auch die Hemden heruntergerissen worden. Aber wer und wann sie auf solche Weise entblößt hatte, das konnten wir überhaupt nicht begreifen, denn die Zeitspanne war ungemein kurz und die Schlacht eben erst zu Ende gegangen. Und wir konnten uns nicht genug darüber wundern, wie schnell unsere Treiber, Burschen und sonstiges Gesinde das zustandegebracht und alle geschlagenen Preußen so nackt gemacht hatten, dass jeder nur noch den hölzernen Patronenbehälter aus der Gewehrtafche und das dazugehörige blaue Packpapier hatte. Diese Dinge waren allem Anschein nach niemandem mehr nütze, von denen anderen Sachen

³³ Ebd., S. 37.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd., S. 38.

Der Wert der Dinge

*aber sahen wir kein Stück mehr, nicht einmal die Zopfbänder, keine drei Dengas wert – sogar diese waren herausgeflochten und weggenommen worden.*³⁶

Das Plündern der Toten auf den Schlachtfeldern wurde vom preußischen Feldprediger Carl Daniel Küster explizit als amoralisch verurteilt: *Denn nicht schändliche Raubsucht führet euch aufs Todtenfeld. Ihr wollet keinen wehrlosen Verwundeten erschlagen, um von einem Todten Geld, Kleinodien, oder Kleider zu rauben. Nein, der Befehl des Feldherrn, die Menschlichkeit, und ruhmbringende Christenpflicht ruft euch zu dieser Arbeit auf.*³⁷

Handelte es sich allerdings um Dinge, die den Charakter von Feldzeichen trugen, wurde entsprechende Beute explizit belohnt. In den preußischen Infanterie-Reglements von 1726 und 1743 heißt es: *Wenn ein gemeiner Soldat von dem Feinde eine Fahne, Standarte oder Pauke erobert, soll er allezeit ein gut Stück Geld davor bekommen, wenn es aber ein Officier oder Unter-Officier ist, wird sich selbiger dadurch recommandiren, und ohnfehlbares Avancement zu gewarten haben.*³⁸ Bei der Schlacht von Leuthen wurden diese Belohnungen noch um die sogenannten Geschützdouceurgelder auf die feindlichen Kanonen ausgeweitet. In den Erinnerungen des königlichen Leibpagen Georg Karl Gans Edler zu Puttitz heißt es dazu: *Der König bezahlte jedes Canon, so dem Feinde genommen wurde, 100 Ducaten, vor eine Fahne 12 Ducaten und eine Estandarte 24 Ducaten.*³⁹ Viele Selbstzeugnisse wie etwa das Tagebuch des Musketiers Dominicus lesen sich dementsprechend wie Rechnungsbücher symbolischen Kapitals an Feldzeichen. Einträge, wie *viele Gefangene gemacht und auch 2 Fahnen 1*

³⁶ Andrej Bolotow, *Leben und Abenteuer des Andrej Bolotow von ihm selbst für seine Nachkommen aufgeschrieben*, 2 Bde, München 1990, Bd. 1, S. 249.

³⁷ Carl Daniel Küster, *Christliches Heldengespräch beim Begraben der Todten auf dem Schlachtfelde bei Prag, den 7 Mai 1757*, in: *Berlinische Monatsschrift* 17 (1791), S. 284-288, hier S. 285.

³⁸ *Reglement für die Königl. Preußische Infanterie Worin enthalten Die Evolutions, das Manual und die Chargirung, Und wie der Dienst im Felde und in der Garnison geschehen soll (...)*, Berlin 1743 (ND Osnabrück 1976), 2 Bde, T.1, S. 349.

³⁹ Curt Jany, *Aus den Erinnerungen eines Leibpagen des Großen Königs (Puttitz)*, in: *Hohenzollernjahrbuch* 16 (1912), S. 73-85, hier S. 85.

Standarte 2 Canonen, finden sich zu Dutzenden in den Aufzeichnungen und dokumentieren den in erbeuteten Geschützen und Feldzeichen messbaren Erfolg.⁴⁰

In den Briefen, die Soldaten an ihre Familien schrieben, baten sie hin und wieder auch um zu schickende Gegenstände, zumeist Kleidungsstücke. Korporal Nikolaus Binn vom Kürassier-Regiment Nr. 7 schreibt 1758 aus dem Feld an seine Frau:

Ich hätte gern gesehen das du mir hättest ein vorhemder mit geschicket, nachtkamsohl....ich mich auch noch anschaffen. hemder und strümpfe werde ich noch mit verzihn. 2 hemder und 2 par hab ich noch die gut sint. Gibt es gelegenheit so schicke mir 2 hemder und ein par strümpfe und etlige par stibel strümpfe aber ja nicht so enge und die strümpfe nicht so kurz.⁴¹

In einem weiteren Scheiben wird die ‚Bestellung‘ präzisiert: *Nun meine allerliebste Frau will ich dir berichten wegen meine wesche. Ich mus haben 2 hemder 2 par strümpfe 2 par Ermeln, strümpfe und ermeln müssen länger sein wie die andern. Zeug zum nachtkamsohl hät ich wohl mit den nechsten bohten, das ander hat aber noch zeit bis ich wieder schreibe. Der nächste Brief kann dann schon über einen Erfolg in Sachen Wäschebeschaffung berichten: habe auch mit den bohten aus osterburg noch in Eile ein Zeilchen mit gegeben alwo ich noch um Zeug geschrieben. Da ich aber nun von die hohlfeltsch ein hemde und ein Par strümpfe erhalten also brauch ich nun kein zeug mehr.⁴²*

Aus Wattenscheid schreibt der Uhrmacher Wilhelm Nottenbaum 1760 an seinen Bruder Hermann, der als Büchsenmacher beim Füsilierregiment des Grafen von Neuwied im Feld steht: *Zweitens, mein lieber Bruder, schicken wir mit diesem Briefe drei neue Hemden und drei Metwürste und drei kleine Kuchen, welche du vielleicht in drei Jahren nicht wirst gegessen haben. Wir wollen dir wohl etwas mehr schicken, aber es möchte*

⁴⁰ Vgl. Kerler, Dominicus (Anm.21), S. 37 f., 52, 56 u. 62; Barsewisch, Tagebuchblätter (Anm. 24), S. 80 f. u. 115.

⁴¹ Preußische Soldatenbriefe aus dem Gebiet der Provinz Sachsen im 18. Jahrhundert, in: Preußische Soldatenbriefe (Anm. 31), S. 12.

⁴² Ebd., S. 13 f.

Der Wert der Dinge

zuviel Postgeld kosten.⁴³ Die Episoden zeigen, dass diese Art der ‚Feldpost‘ nicht allein Briefe beinhaltete, sondern unterschiedliche Waren tatsächlich eine Chance hatten, auch im Feld anzukommen.

Welche Emotionen die erfolgreiche Warensendung ins Kriegsgelände auslösen konnten (wenngleich es sich hier auch nicht um per Feldpost gesandte Dinge handelte), machen die Memoiren Bolotows deutlich. Im Jahr 1758 in Thorn stationiert sendet Bolotow seinen Diener Jakow aus, da er weder über warme Winterkleidung, noch Lebensmittel oder Geld verfügt. Jakow kehrte jedoch nicht mehr wieder und die Truppen brachen zum Rückmarsch in Richtung Heimat auf. Als der Diener dann später doch noch wie aus dem Nichts auftauchte, ist die Freude übergroß:

Meine Freude vergrößerte sich noch, als ich von Jakow erfuhr, er habe nicht nur eine Menge Proviant mitgebracht, sondern auch mancherlei für mich eingekauft. So brachte er mir einen wundervollen Fuchspelz mit, einen neuen Sattel und viele andere Sachen. (...) ich ließ meinem Diener keine Zeit, das Pferd ordentlich auszuspannen, und befahl, das Gepäck schleunigst hineinzutragen. Das Vergnügen beim Aufknoten, Auswickeln und Betrachten war überwältigend; unbeschreiblich aber das Gefühl, als er mir einen Winterpelz aus kleinen Lammfellen, gefüttert mit grünlichem Nanking überreichte. Im Nu warf ich meinen hässlichen und minderwertigen Bauernpelz aus rohen Schafsfellen ab und zog den neuen an.⁴⁴

Schließlich zeigt gerade Bolotows Beispiel, wie die Dinge in der Lage sind, die Erzählungen zu strukturieren. In Riga erwirbt Bolotow

⁴³ Eduard Schulte, Aus Westfälischen Feldpostbriefen des Siebenjährigen Krieges, in: Westfalen 9 (1918), S. 85-91, hier S. 87. Später heißt es in einem weiteren Brief: *Vielgeliebter Bruder Ich muß Dir zum voraus berichten, dass wir die vier Hemden nebst 4 Bratwürsten wie auch noch 3 andere Pakete Leinen, wovon eins Evenius, eins Stockkamp, eins Henrich Rockkamp gehört, alles zusammen gepackt haben; und ich habe es durch einen Boten den 17. Februari nach Bochum lassen tragen, dass es den 18. mit der Post ab sollte gehen; aber wie der Bote noch zu Bochum war, da wurde unvermutet Bochum, Witten und Dortmund die ganze Straße unsicher gemacht von dem französischen Fischer-Korps, dass sich die Post also nicht traute, es mitzunehmen. Sobald aber die Straße rein ist, so wird es mit der Post abgehen.* (ebd., S. 90 f.).

⁴⁴ Bolotow, Leben (Anm. 36), S. 274.

eine Ausgabe des *Englischen Philosophen* von Prévost.⁴⁵ Der Buchbesitz bzw. die Beschäftigung mit dem Buch markieren von nun an die Mußestunden fernab der Front im Quartier. Bolotow übersetzt das Buch zunächst ins Russische, eine Etappe später beginnt er mit der Reinschrift in Hefte aus *feinstem Postpapier*.⁴⁶ Auch seine weiteren Stationen werden immer wieder durch Buchgeschenke oder Bücherkäufe markiert.⁴⁷

Fazit

Der vorgenommene kursorische Durchgang durch die Thematisierung von Dingen in soldatischen Selbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges hat einen deutlichen Schwerpunkt in der Bedeutung von Kleidungsstücken zu Tage gefördert: Vom Hut bis zum Strumpf wurde immer wieder der Umgang *mit* und die Beschaffenheit *von* eigener wie fremder Kleidung thematisiert. Gerade die Kleidungsstücke zeigen besonders deutlich, wie den gleichen Dingen symbolische wie instrumentelle Funktionen zukommen können. Für eine fast permanent unterwegs seiende und unter freiem Himmel kampierende Profession wie die Soldaten war die wärmende und schützende Eigenschaft der Kleidung von essentieller Bedeutung. Gute Kleidung war teuer und immer von einer gewissen Verknappung bedroht, was ihre subjektive wie objektive Wertigkeit zweifellos enorm erhöhte. Der Uniform kam jedoch auch eine hohe symbolische Qualität zu, die von der Distinktion zwischen unterschiedlichen Regimentern, der Distinktion gegenüber einem anders oder schlecht ausgerüsteten Feind bis hin zur auratischen Aufladung des durchschossenen Uniformrocks des *roi-*

⁴⁵ Antoine François Prévost D'Exiles, *Der englische Welt-Weise, oder, Historie des Herrn Clevelands, natürlich Sohns des Cromwells/ von ihm selbst beschrieben, aus dem Englischen übersetzt und mit schönen Kupffer-Stichen gezieret*, Berlin 1736 (frz. Orig. 1731), vgl. Bolotow, *Leben* (Anm. 36), S. 204 f. Als Beispiel für Buchbesitz bei Offizieren vgl. auch Hans Carl Heinrich von Trautschen, *Militärische und literarische Briefe des Herrn von T.: die Feldzüge von 1756 bis 1763 betreffend*, Leipzig 1769.

⁴⁶ Vgl. Bolotow, *Leben* (Anm. 36), S. 270.

⁴⁷ Ebd., S. 278 u. 280 f.

Der Wert der Dinge

connétable reichen konnte. Am Akt der Montierung hat sich dabei erwiesen, wie unterschiedlich die symbolische Verwandlung vom Zivilisten zum Soldaten perzipiert werden konnte: als distinguierende Ehrung oder disziplinierender Zwang. Die notorische Güterknappheit im Feld führte zu regen Aneignungs- und Austauschprozessen von Dingen, die ebenfalls unterschiedlich mit Bedeutung aufgeladen werden konnten: von der persönlichen Genugtuung, dem Gewinn symbolischen wie realen Kapitals bis hin zur moralischen Reflexion über Recht- und Unrecht der Güteraneignung. Die vorgestellte Dingkultur befand sich somit ständig in Bewegung, Gegenstände wurden weitergegeben, erworben, verloren und dabei stets mit unterschiedlichen Bedeutungen aufgeladen. In gleichem Maße wie die Dinge symbolisch den Status ihres Eigentümers bestimmen konnten, kennzeichnete umgekehrt auch der soziale Status des Nutzers ihre Wertigkeit. Für einen Gemeinen oder selbst einen Unteroffizier konnte sich die materielle Kultur ganz anders darstellen als für einen Offizier. Buchbesitz im Feld etwa nahm bei vielen gebildeten Offizieren einen hohen Stellenwert ein, für ärmere, kaum des Lesen und Schreibens mächtige, mochte sich dies ganz anders darstellen. Hier stand häufig das nackte Überleben im Vordergrund. Die Rede über die Dinge erfüllte schließlich eine wichtige Funktion in der Organisation der behandelten Narrative. Das Erinnern an bestimmte Dinge, ihr Gewinn oder ihr Verlust wurden somit zu einem zentralen Strukturelement der Kriegserinnerung. In Anlehnung an eine Formulierung Robert Darntons könnte man auch sagen, dass die Dinge zum denken bzw. erzählen anregen.⁴⁸ Die Rede von Dingen konnte der Erzählung zusätzliche Evidenz und Anschaulichkeit geben. Ein in der Schlacht vom Kopf geschossener Hut beispielsweise ermöglichte es, eine einzelne Szene zu präsentieren, die der ansonsten undarstellbaren und unüberschaubaren Schlacht in einem Moment Anschaulichkeit verleiht.

⁴⁸ Robert Darnton, *Das große Katzenmassaker. Streifzüge durch die französische Kultur vor der Revolution*, München 1989, S. 106.

Klaus Wolf

Vom Zweckbau zum Denkmal. Das stadtkölnische Zeughaus in der Wahrnehmung der frühneuzeitlichen Öffentlichkeit¹

Für die Bedeutung, die einem Objekt zugeschrieben wird, ist nicht zuletzt die Dauer seines Daseins relevant. Selbst wenn es seinen Gebrauchswert seit langer Zeit verloren hat, kann es bedeutungsvoll bleiben. Sofern sein Kontext hinreichend bekannt ist, gibt es seine Geschichte zu erkennen und regt zu Reflexionen an. Augenfällig wird dies bei Gebäuden. Durch Faktoren wie Bauschmuck und Ausstattung vermögen sie, Machtverhältnisse im öffentlichen Raum zu symbolisieren.² Die kommunikationsgeschichtliche Forschung vertieft durch die Untersuchung öffentlicher Räume die Kenntnisse vom Charakter frühneuzeitlicher Öffentlichkeit. Sakralbauten und kirchliche Rituale können hierbei ebenso aufschlussreich sein wie Plätze, Profanbauten und weltliche Zeremonien.³ Der vorliegende Beitrag wendet sich am Beispiel Kölns einem Ge-

¹ Der Verf. dankt Frau Elfie Junge, Historisches Archiv der Stadt Köln (im Folgenden HASTK), u. Frau Susan Kleine, Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, für ihre Unterstützung.

² Vgl. Karl-Siegbert Rehberg, Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien. Eine Einführung in systematischer Absicht, in: Gert Melville (Hrsg.), *Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart*, Köln u. a. 2001, S. 3-49, hier S. 39 f.; Hans Peter Hahn, *Materielle Kultur. Eine Einführung*, Berlin 2005, S. 38-45; Beverley Butler, *Heritage and the present past*, in: Christopher Tilley (u. a.), *Handbook of material culture*, London u. a. 2006, S. 463-479, hier S. 465; Martina Löw (u. a.), *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, Opladen u. a. 2007, S. 95.

³ Vgl. Winfried Müller, *Das historische Jubiläum. Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion*, in: ders. (Hrsg.), *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*, Münster 2004, S. 1-75, hier S. 4; Gerd Schwerhoff, *Öffentliche Räume und politische Kultur in der frühneuzeitlichen Stadt. Eine Skizze am Beispiel der Reichsstadt Köln*, in: Rudolf Schlögl (Hrsg.), *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt*, Konstanz 2004, S. 113-136, hier S. 117; Christian Hochmuth, Susanne Rau, *Stadt – Macht – Raum. Eine Einführung*, in: dies. (Hrsg.), *Machträume der frühneuzeitlichen Stadt*, Konstanz 2006, S. 13-40, hier S. 21 f.

bäudetyp zu, der bislang allein unter bau- und sammlungsge-
schichtlichen Aspekten betrachtet worden ist, dem Zeughaus.

Ein Zeughaus ist laut einer lexikalischen Definition von 1749 ein *Gebäude zur Verwahrung des Gewehrs*.⁴ Da sich diese Bauaufgabe erst mit Einführung der Feuerwaffen stellte, liegt hier ein spezifisch frühneuzeitlicher Gebäudetyp vor. Typisch für seine Baugattung ist das in den Jahren 1594 bis 1606 errichtete Zeughaus der Reichsstadt Köln, ein rechteckiger, zweigeschossiger Backsteinbau von 66,8 Metern Länge und 17,2 Metern Breite. An der westlichen Schmalseite erhebt sich ein polygonaler Treppenturm von 23,6 Metern Höhe. Das Hauptportal befindet sich an der nördlichen Langseite, seine von Peter Cronenborch entworfene Bekrönung bildet den aufwendigsten Bauschmuck. Den zwei Pfeilern, die das rundbogige Portal flankieren, entsprechen oberhalb des Architravs zwei zierliche Obelisken, zwischen denen Greif und Löwe einen von allegorischen und mythologischen Figuren besetzten Rahmen halten. Darin prangt das stadtkölnische Wappen samt Helm, Helmzier und Helmdecke. Während zwölf Pfeiler die Gewölbehalle des Erdgeschosses gliedern, tragen dreizehn Eichenpfosten die flache Balkendecke des Saales im Obergeschoss. Weitere Lagerräume bot das Doppeldach, das an jeder Seite zwei Stufengiebel zeigte.⁵ Aufgrund seiner Repräsentativität steht das stadtkölnische Zeughaus im Mittelpunkt dieser Betrachtungen.

Konzentriert sich die Untersuchung räumlich auf Köln, so setzt sie zeitlich den Akzent auf die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im Zuge der Aufklärung entwickelte sich die Öffentlichkeit signifikant weiter. Das Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenwesen expandierte, textliche und bildliche Darstellungen zur Kunst- und Kulturgeschichte gewannen an Qualität, die Zahl der Bildungsreisen stieg,

⁴ Vgl. Grosses vollständiges Universal-Lexicon (...), Bd. 62, Leipzig u. a. 1749, Sp. 246.

⁵ Vgl. Paul Clemen (Hrsg.), Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln, Bd. 2, IV. Abteilung: Hans Vogts, Die profanen Denkmäler (...), Düsseldorf 1930, S. 326-329; Hartwig Neumann, Das Zeughaus. Die Entwicklung eines Bautyps von der spätmittelalterlichen Rüstkammer zum Arsenal im deutschsprachigen Bereich vom XV. bis XIX. Jahrhundert, Teil 1: Textbd., Bonn 1992, S. 57-154.

immer mehr Sammlungen öffneten sich dem Publikum. Gleichzeitig avancierte Öffentlichkeit zur Kontrollinstanz von Herrschaft und setzte Obrigkeiten unter Legitimationszwang. Als infolge der Französischen Revolution massive Kulturgutverluste eintraten, intensivierte sich die Denkmalschutzdiskussion.⁶ Zu dieser Zeit besaß Köln – seit dem Normannensturm des 9. Jahrhunderts von Kriegen und Naturkatastrophen relativ verschont, im Mittelalter und noch zu Beginn der Neuzeit ein Zentrum des Fernhandels und eine der größten Städte Europas – einen weithin einzigartigen Architekturbestand. Zudem war Köln als Reichsstand und kirchliche Metropole, als Sitz einer Universität, einer Börse und eines Reichsoberpostamts, als Pressestadt, Standort wertvoller Kunstsammlungen und Station auf der Grand Tour europäischer Reisender ein Knotenpunkt nationaler und transnationaler Kommunikation.⁷

⁶ Vgl. Winfried Müller, *Die Aufklärung*, München 2002, S. 15-21; Rudolf Schlögl, *Geschmack und Interesse. Private Kunstsammlungen zwischen ästhetischen Idealen und sozialer Repräsentation*, in: Michael North (Hrsg.), *Kunstsammeln und Geschmack im 18. Jahrhundert*, Berlin 2002, S. 55-68, hier S. 61 f.; Winfried Siebers, *Von der repräsentativen zur aufgeklärten Kavaliertour? Reflexion und Kritik adlig-fürstlichen Reisens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, in: Joachim Rees (u. a.), *Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung, kommunikative Praxis, Kultur- und Wissenstransfer*, Berlin 2003, S. 25-39, hier S. 29; Bernhard Giesen, *Latenz und Ordnung. Eine konstruktivistische Skizze*, in: Rudolf Schlögl (u. a.), *Die Wirklichkeit der Symbole. Grundlagen der Kommunikation in historischen und gegenwärtigen Gesellschaften*, Konstanz 2004, S. 73-100, hier S. 81; Dagmar Freist, *Öffentlichkeit und Herrschaftslegitimation in der Frühen Neuzeit. Deutschland und England im Vergleich*, in: Ronald G. Asch, Dagmar Freist (Hrsg.), *Staatsbildung als kultureller Prozess. Strukturwandel und Legitimation von Herrschaft in der Frühen Neuzeit*, Köln u. a. 2005, S. 321-351, hier S. 322-326; Achim Hubel, *Denkmalpflege. Geschichte, Themen, Aufgaben. Eine Einführung*, Stuttgart 2006, S. 20 u. 32; Heinz Pürer, Johannes Raabe, *Presse in Deutschland*, Konstanz ³2007, S. 52 u. 55; Susanne Rau, *Erinnerungskultur. Zu den theoretischen Grundlagen frühneuzeitlicher Geschichtsschreibung und ihrer Rolle bei der Ausformung kultureller Gedächtnisse*, in: Jan Eckel, Thomas Etzemüller (Hrsg.), *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007, S. 135-170, hier S. 137.

⁷ Vgl. Christoph Becker, *Das Kölner Sammelwesen im Zeitalter der Aufklärung, ein besonderer Fall*, in: Hiltrud Kier, Frank Günter Zehnder (Hrsg.), *Lust und Verlust. Kölner Sammler zwischen Trikolore und Preußenadler*, Köln 1995, S. 141-148, hier S. 143-145; Georg Mölich, Gerd Schwerhoff, *Die Stadt Köln in der*

Der Beitrag erörtert drei Thesen, jeder ist ein Kapitel gewidmet. *Erstens:* Während die Architektur des stadtkölnischen Zeughauses von der Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts kaum beachtet wurde, intensivierte sich die literarische Behandlung der Ausstattung und dokumentierte den zunehmend musealen Charakter des Zeughauses. *Zweitens:* Nach der Okkupation Kölns durch Frankreich und der Konfiskation des Zeughausinventars gewann das Gebäude eine neue Bedeutung als politisches Symbol. *Drittens:* Der Zerstörung reichsstädtischer Symbole entging das Wappen über dem Portal, weil es rechtzeitig als Kunstwerk und Denkmal anerkannt wurde. In ihrer Abfolge reflektieren diese Thesen zugleich den Wandel in der Wahrnehmung des stadtkölnischen Zeughauses durch die Öffentlichkeit der ausgehenden Frühneuzeit.

1. Im Diskurs: Prunkstücke, Trophäen, Altertümer

Da die politische Kommunikation der Frühen Neuzeit nicht zuletzt auf Präsenz und Ritual basierte, war sie an bestimmte Orte innerhalb einer Stadt gebunden. In Köln bildete das Domviertel das Forum erzbischöflicher, das Rathausviertel das Forum reichsstädtischer Repräsentation. Das Zeughaus hingegen lag abseits obrigkeitlicher Zeremonien.⁸ Reiseberichte konzentrierten sich hin-

Frühen Neuzeit. Kommunikationszentrum – Kommunikationsraum – politische Öffentlichkeit, in: dies. (Hrsg.), Köln als Kommunikationszentrum. Studien zur frühneuzeitlichen Stadtgeschichte, Köln 1999, S. 11-38, hier S. 16-19; Hiltrud Kier, Kleine Kunstgeschichte Kölns, München 2001, S. 58-117; Frauke Geyken, Gentlemen auf Reisen. Das britische Deutschlandbild im 18. Jahrhundert, Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 58; Wolfgang E. J. Weber, Geschichte der europäischen Universität, Stuttgart 2002, S. 23; Erwin Gatz, Erzbistum Köln, in: ders. (Hrsg.), Die Bistümer des Heiligen Römischen Reiches von ihren Anfängen bis zur Säkularisation, Freiburg i. B. 2003, S. 273-290, hier S. 273-275; Ulrich Rosseaux, Städte in der Frühen Neuzeit, Darmstadt 2006, S. 8; Pürer, Raabe, Presse (Anm. 6), S. 47 u. 49.

⁸ Vgl. Andrea Löther, Städtische Prozessionen zwischen repräsentativer Öffentlichkeit, Teilhabe und Publikum, in: Gert Melville, Peter von Moos (Hrsg.), Das Öffentliche und das Private in der Vormoderne, Köln u. a. 1998, S. 435-459, hier S. 447; Dietrich W. Poeck, Rituale der Ratswahl. Zeichen und Zeremoniell der Ratssetzung in Europa, 12.-18. Jahrhundert, Köln u. a. 2003, S. 49-51; Rudolf Schlögl, Vergesellschaftung unter Anwesenden. Zur kommunikativen Form des Politischen in der vormodernen Stadt, in: ders., Interaktion (Anm. 3), S. 9-60,

sichtlich der Kölner Bauwerke auf den Dom und, sofern sie Profanbauten einbezogen, das Rathaus. Das Zeughaus erwähnte zuerst, wenngleich nur kurz, der Pariser Kanoniker Claude Joly, der die Reichsstadt im Februar 1647 besuchte. Wenn Johann Hermann Dielhelm, dessen Schilderung des Rheins und seiner Städte drei Auflagen erzielte, die Profanbauten einer Stadt beschrieb, nannte er in der Regel das Rathaus an erster und das Zeughaus an zweiter Stelle. Sprach er dieser Baugattung dadurch erhebliche Bedeutung zu, so würdigte er deren Architektur meist nur mit einem einzigen Wort, das stadtkölnische Zeughaus etwa bezeichnete er als *schön*. Der Jurist und Historiker Philipp Wilhelm Gercken aus Salzwedel, der die ausführlichste Darstellung Kölns in der Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts verfasste, bemerkte nur knapp die Größe und Massivität des Gebäudes. Die englische Lyrikerin Ann Radcliffe wäre sogar achtlos vorbeigegangen, hätte ihr Fremdenführer sie nicht darauf hingewiesen.⁹

Während das Erdgeschoss eines Zeughauses üblicherweise das schwere Geschütz barg, waren im Obergeschoss das Artilleriezubehör sowie die Ausrüstung für Infanterie und Kavallerie untergebracht. In den Dachgeschossen konnte Getreide gelagert werden. Die Ordnung der Waffen zielte auf maximale Packungsdichte,

hier S. 31-41; Barbara Stollberg-Rilinger, Herstellung und Darstellung politischer Einheit. Instrumentelle und symbolische Dimension politischer Repräsentation im 18. Jahrhundert, in: Jan Andres u. a. (Hrsg.), Die Sinnlichkeit der Macht. Herrschaft und Repräsentation seit der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. M. u. a. 2005, S. 73-92, hier S. 85; Gerd Schwerhoff, Die große Welt im kleinen Raum. Zur Ver-Ortung überlokaler Kommunikationsräume in der Frühen Neuzeit, in: Renate Dürr, Gerd Schwerhoff (Hrsg.), Kirchen, Märkte und Tavernen. Erfahrungs- und Handlungsräume in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. M. 2005, S. 367-375, hier S. 368-370; André Krischer, Ceremonialia Coloniense. Zur symbolischen Konstitution kurfürstlicher Herrschafts- und reichsstädtischer Autonomieansprüche in Köln, in: Werner Paravicini, Jörg Wettlaufer (Hrsg.), Der Hof und die Stadt. Konfrontation, Koexistenz und Integration in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Ostfildern 2006, S. 327-346, hier S. 328-330.

⁹ Vgl. Joly, Voyage fait a Munster (...), Paris 1670, S. 244; [Johann Hermann Dielhelm], Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius (...), Frankfurt a. M. 1739, S. 539; Philipp Wilhelm Gercken, Reisen (...), 3. Theil: Von verschiedenen Ländern am Rhein (...), Stendal 1786, S. 297; Ann Radcliffe, A Journey made in the Summer of 1794 (...), London 1795, S. 116.

Ausnahmen wurden nur für Prunkstücke, Trophäen und Altertümer gemacht. Zu den wenigen Zeughäusern, in denen diese Lagerungsweise noch heute, allerdings rekonstruiert, zu sehen ist, gehört das steirische Landeszeughaus in Graz.¹⁰ Ihr folgte auch das stadtkölnische Zeughaus, in der Literatur des 18. Jahrhunderts bei­läufig auch Kornhaus genannt. Die Aufsicht über Gebäude und Inventar oblag dem Zeugmeister, dem mehrere Zeugwarte unter­standen.¹¹ Je nach Einschätzung der äußeren Sicherheit Kölns wurden Geschütze und Gewehre zwischen dem Zeughaus und der Stadtbefestigung transferiert. Beispielsweise verlegte man im Juni 1774, um die Schifffahrt zu observieren, drei Kanonen zum *Bayen Aercke*,¹² einem in den Rhein ragenden Nebengebäude des Bayenturms an der südöstlichen Spitze der Stadtmauer.¹³

Zur Repräsentation militärischer Stärke waren Zeughäuser zumin­dest partiell zugänglich,¹⁴ wobei meist ein Zeugwart die Besucher führte. So berichtete Dielhelm, im Straßburger Zeughaus seien die neuesten französischen Kanonen zu sehen. Zu Köln merkte er lediglich an, dass das Zeughaus alles Nötige zum Schutze der Reichs­stadt besitze. Die Kürze dieser Feststellung lässt zweifeln, ob sie auf einer genauen Prüfung beruhte. Bereits 1685 hatte Reverend

¹⁰ Vgl. Leopold Toifl, Spurensuche im Zeughaus, in: Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum, Jahresbericht 1995, Graz 1996, S. 155-182, hier S. 180; Marco A. R. Leutenegger, Zwischen Politik und Krieg. Wehrhafte Eidgenossen im 16. Jahrhundert. Katalog zur Ausstellung des Museums Altes Zeughaus Solothurn in den Kunstsammlungen der Veste Coburg, Coburg u. a. 2005, S. 45; Ulrike Kretzschmar, Vom Arsenal zum Museum, in: dies. (Hrsg.), Das Berliner Zeughaus. Vom Waffenarsenal zum Deutschen Historischen Museum, München u. a. 2006, S. 42-59, hier S. 44.

¹¹ Vgl. Jakob Jonas Björnstahl, Nachrichten von seinen ausländischen Reisen, Bd. 5: welcher das Tagebuch (...) der Reise durch die Schweiz, Deutschland, Holland und England enthält, Leipzig u. a. 1782, S. 338; Johann Hübner, Reales Staats-Zeitungs- und Conversations-Lexicon (...), Leipzig 1782, Sp. 2935; Gercken, Reisen (Anm. 9), S. 297 f.

¹² Vgl. HASTK, Militaria, Nr. 63, Fasz. 3.

¹³ Vgl. Vogts, Denkmäler (Anm. 5), S. 130 f.

¹⁴ Vgl. Johannes Willers, Nürnberger Waffen – Herstellung und Verkauf, in: Hermann Maué u. a. (Hrsg.), Quasi Centrum Europae. Europa kauft in Nürnberg 1400-1800, Nürnberg 2002, S. 139-157, hier S. 157; Jutta Bäumel, Rüstkammer. Führer durch die ständige Ausstellung im Semperbau, Berlin 2004, S. 15 f.

Gilbert Burnet die ungenügende Schlagkraft des Waffenbestandes konstatiert. Rund hundert Jahre später gab Gercken die Auskunft des Zeugwarts wieder, dass *für 15000 Mann alte (!) Rüstung* vorrätig sei.¹⁵ Seit dem späten 17. Jahrhundert stellten die Einführung stehender Heere und der waffentechnische Fortschritt so hohe Anforderungen an die fiskalische Leistungsfähigkeit, dass minder mächtige Staaten dem nicht gewachsen waren. Gleichzeitig untergrub die Verbesserung der Artillerie den fortifikatorischen Wert älterer Stadtbefestigungen. Hatte die Reichsstadt Köln noch im Dreißigjährigen Krieg die Einnahme der kurkölnischen Ortschaft Deutz durch schwedische Truppen mit einem erfolgreichen Gegenangriff beantworten können,¹⁶ so sah sie sich im Siebenjährigen Krieg genötigt, französische Truppen aufzunehmen. Gegen den Willen des Rates ließ deren Kommandant, Generalleutnant de Torcy, im Juli 1758 das Zeughaus von zwei Grenadierkompanien besetzen.¹⁷

Im Register seiner Rheinbeschreibung wies Dielhelm nur Basel, Straßburg und Delft als berühmte Zeughäuser aus, ehe er in der zweiten Auflage den Arsenalneubau im holländischen Naarden hinzufügte. Meist nannte er zuerst die Stückzahlen gebrauchsfähiger Waffen, um danach ausführlicher die Prachtstücke und alten Waffen zu schildern.¹⁸ Auch das stadtkölnische Zeughaus barg eine Fülle mittelalterlicher Kriegsgeräte, darunter einen Wagen, bei dem

¹⁵ Vgl. G. Burnet, *Some letters* (...), Rotterdam 1686, verdruckte Seitenzahl: 193 statt 293; [Dielhelm], *Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius* (Anm. 9), S. 129 u. 539; Gercken, *Reisen* (Anm. 9), S. 297 f.

¹⁶ Vgl. Bernhard R. Kroener, „Das Schwungrad an der Staatsmaschine?“ Die Bedeutung der bewaffneten Macht in der europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit, in: ders., Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn u. a. 1996, S. 1-23, hier S. 5 f.; Jürgen Luh, *Kriegskunst in Europa 1650-1800*, Köln u. a. 2004, S. 162 f.; Christian Bartz, *Köln im Dreißigjährigen Krieg. Die Politik des Rates der Stadt 1618-1635*, Frankfurt a. M. 2005, S. 97 f.

¹⁷ Vgl. HASTK, *Militaria*, 7jähr. Krieg, V6, Bl. 283r u. Ratsprotokolle, Nr. 205, Bl. 125v-126v, 134v u. 136r.

¹⁸ Vgl. [Dielhelm], *Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius* (Anm. 9), S. 129 f. u. 210 f.; [ders.], *Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius* (...), Frankfurt a. M. 21744, S. 929.

es sich wohl um den erzbischöflichen Fahnenwagen handelte, den die Kölner in der Schlacht von Worringen am 5. Juni 1288 erobert und durch Abnahme des Mastes zum Heerwagen umfunktioniert hatten. Als sich die Schweden im Dezember 1632 aus Deutz zurückzogen, erbeuteten die stadtkölnischen Truppen die Rüstung des gegnerischen Befehlshabers Wolf Heinrich von Baudissin und stellten sie im Zeughaus aus. Ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert stammten zwei Zueignungen: die Rüstung und die Jagdbüchse des im Kurkölnischen geborenen Generals Jan von Werth sowie die Rüstung des Christoph Bernhard von Galen, der als Fürstbischof von Münster am Holländischen Krieg teilgenommen hatte. Als Köln einen Ring barocker Bastionen erhielt, wurden bei Ausschachtungen vor dem Severinstor die Grabstelen des Deccius und des Vetienius entdeckt, zum Zeughaus gebracht und in die Hofmauer eingefügt. Unweit des Weyertores grub man den Sarkophag des Severinius aus und transportierte ihn gleichfalls zum Zeughaus. Mit der Stele des Nasidienus befanden sich dort die Grabmäler von vier römischen Militärs. Ferner besaß es eine ägyptische Mumie, der ein französischer Soldat den Kopf abgeschlagen hatte.¹⁹

Kunst-, Geschichts- und Naturaliensammlungen entwickelten sich zu Foren wissenschaftlichen Austauschs.²⁰ Auch die Kölner Kabinette, die der Erlanger Gelehrte Friedrich Karl Gottlob Hirsching in seinem Verzeichnis deutscher Sammlungen und botanischer

¹⁹ Vgl. Irmgard Tietz-Lassotta, Kölnisches Stadtmuseum. Auswahlkatalog, Köln 1984, S. 22; Ernst Voltmer, Fahnenwagen in der Schlacht bei Worringen, in: Werner Schäfke (Hrsg.), Der Name der Freiheit 1288-1988. Aspekte Kölner Geschichte von Worringen bis heute, Köln ²1988, S. 299-312, hier S. 306-308; Michael Kaiser, „mir armen Soldaten, der sein Proth mit dem Degen gewünen mueß“. Die Karriere des Kriegsunternehmers Jan von Werth, in: Geschichte in Köln 49 (2002), S. 131-170, hier S. 134; Hans-Wolfgang Bergerhausen, Der Holländische Krieg (1672/74-1679) als Wendepunkt in der Kölner Stadtgeschichte, in: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 75 (2004), S. 43-56, hier S. 55; Hugo Stehkämper (Hrsg.), Geschichte der Stadt Köln, Bd. 1: Werner Eck, Köln in römischer Zeit. Geschichte einer Stadt im Rahmen des Imperium Romanum, Köln 2004, S. 279; Bartz, Köln (Anm. 16), S. 97 f.

²⁰ Vgl. Astrid Grieger, Kunst und Öffentlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Hans-Wolf Jäger (Hrsg.), „Öffentlichkeit“ im 18. Jahrhundert, Göttingen 1997, S. 117-135, hier S. 118.

Gärten aufführte,²¹ bildeten Anknüpfungspunkte weitreichender Netzwerke. Unter dem Namen Johann Wilhelm Karl Adolf Freiherr von Hüpsch wurde Jean Guillaume Fiacre Honvlez als Sammler bekannt.

Dem enzyklopädischen Geist der Aufklärung verpflichtet, trug er unter anderem Waffen und Altertümer zusammen. Im späten 18. Jahrhundert gehörte sein Kabinett zu Kölns Hauptsehenswürdigkeiten. Ferdinand Franz Wallraf, Professor und Kanonikus, baute ebenfalls eine viel beachtete Sammlung auf.²² Besuche auswärtiger Gelehrter nutzte er, um ihnen die historische und kunstgeschichtliche Bedeutung Kölns darzulegen und sie zu einer wohlwollenden Veröffentlichung ihrer Eindrücke zu motivieren. Für Gercken begab er sich im Jahre 1785 ins Zeughaus, um die Inschrift des Sarkophags zu notieren.²³

Zu dieser Zeit nahm die Thematisierung des stadtkölnischen Zeughausinventars zu. Der schwedische Sprachforscher Jakob Jonas Björnstahl registrierte im deutschen Sprachraum allein die Zeughäuser zu Bern und Köln. Waren es in Bern außer Teilen der Burgunderbeute eine Skulptur Wilhelm Tells, die Harnische stadtschichtlich bedeutender Persönlichkeiten und ein Distichon, die ihm bemerkenswert erschienen, so nannte er in Köln die antiken Inschriften, die *Jagdbüchse* Werths und den *Harnisch* Baudissins,²⁴ wobei der Begriff *Harnisch* im 18. Jahrhundert *eine gantze Rüstung*

²¹ Vgl. Friedrich Karl Gottlob Hirsching (Hrsg.), *Nachrichten von sehenswürdigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen, Münz- Gemmen- Kunst und Naturalienkabinetten, Sammlungen von Modellen, Maschinen, physikalischen und mathematischen Instrumenten, anatomischen Präparaten und botanischen Gärten in Teutschland (...)*, Bd. 2, Erlangen 1787, S. 75-78.

²² Vgl. Elga Böhm, *Das Besucherbuch des Freiherrn Johann Wilhelm Adolph von Hüpsch aus den Jahren 1776 bis 1803*, in: Kier, Zehnder, Lust (Anm. 7), S. 57-76, hier S. 57 f.; Bianca Thierhoff, *Ferdinand Franz Wallraf (1748-1824). Eine Gemäldesammlung für Köln*, Köln 1997, S. 55.

²³ Vgl. Gercken, *Reisen* (Anm. 9), S. 297; *Kölnische Zeitung* 91 (24.03.1803).

²⁴ Vgl. Jakob Jonas Björnstahl, *Briefe auf seinen ausländischen Reisen*, Bd. 3, Leipzig u. a. 1781, S. 175 f.; ders., *Nachrichten* (Anm. 11), S. 338 f.

meinte.²⁵ Einen wichtigen Impuls zur Wahrnehmung des stadtkölnischen Zeughauses gab das *Journal von und für Deutschland*. Diese Monatsschrift, die der Fuldaer Kanoniker Philipp Anton Freiherr von Bibra herausgab, zählte zu den führenden deutschsprachigen Periodika der Aufklärung.²⁶ Im Juni 1785 druckte sie eine Anfrage ab, ob ein Zeughaus noch Kriegsgerät aus der Zeit vor Erfindung des Schießpulvers besitze. Nach drei Monaten lag eine Antwort, die einzige Antwort, vor: Das stadtkölnische Zeughaus biete *einen wahren Schatz*, weitaus interessanter als die anderen Kölner Sehenswürdigkeiten. Der Verfasser gedachte *unserer wackern Vorfahren: Ehrfurcht* ergreife ihn angesichts der Rüstungen, deren Aufstellung *die Einbildungskraft auf die angenehmste Art* täusche, vor allem wenn ihnen ein Schwert oder Speer beigegeben und ihr Visier geschlossen sei. Es folgte eine Aufzählung, die von dem Worringer *Streitwagen* und einer Sturmleiter über Bogen, Armbrüste, Schilde, Sensen, Streitflegel und Morgensterne bis zu frühen Gewehren und Geschützen reichte. Ein Jahr später traf Gercken eine andere Auswahl. Zunächst schilderte er den Sarkophag, die Mumie, die Rüstungen Werths und Galens, dann den Streitwagen und zuletzt *das Wichtigste*: Kanonen, die er auf die Zeit um 1400 datierte. Selbst der Koblenzer Lehrer Joseph Gregor Lang, der über die Ausstattung der Kölner Kirchen lachte und sie Kramläden gleichsetzte, bezeichnete das Arrangement älterer und neuerer Waffen im Zeughaus als *schön*.²⁷

Lexika, zentrale Instrumente aufklärerischer Wissensdistribution, bezogen kultur- und kriegsgeschichtliche Fragen ein. Die eingangszitierte Zeughausdefinition stammte aus Johann Heinrich Zedlers

²⁵ Vgl. Grosses vollständiges Universal Lexicon (...), Bd. 12, Halle u. a. 1735, Sp. 576.

²⁶ Vgl. Harm Klueping, „Der Genius der Zeit hat sie unbrauchbar gemacht.“ Zum Thema Katholische Aufklärung, in: ders. (Hrsg.), Katholische Aufklärung. Aufklärung im katholischen Deutschland, Hamburg 1993, S. 1-35, hier S. 29.

²⁷ Vgl. *Journal von und für Deutschland* 2 (1785), 6. Stück, S. 555; *Journal von und für Deutschland* 2 (1785), 9. Stück, S. 290 f.; Gercken, *Reisen* (Anm. 9), S. 297 f.; [Joseph Gregor Lang], *Reise auf dem Rhein*, 2. Theil: *Reise auf dem Rhein von Andernach bis Düsseldorf, Koblenz o. J.*, S. 293 u. 299 f.

Universal-Lexicon, dem umfangreichsten deutschsprachigen Lexikon des 18. Jahrhunderts.²⁸ Die wachsende öffentliche Aufmerksamkeit führte zur Aufnahme des stadtkölnischen Zeughauses in Wolfgang Jägers *Zeitungs-Lexicon*. Übergang der Artikel *Cöln* der Erstausgabe von 1782 das Zeughaus noch, so erwähnte die zweite Auflage neun Jahre später nicht nur das Gebäude, sondern beschrieb in lexikalischer Kürze auch das Inventar: *sehenswürdige Rüstungen und schönes Geschütz*. Mehr Beachtung schenkte Jäger nur der Türkenbeute in den Wiener Zeughäusern und, als Professor an der nürnbergischen Universität Altdorf, der Ausstattung des Nürnberger Zeughauses. Bei Kopenhagen und Ulm beschränkte sich die Erwähnung auf das Gebäude, bei anderen großen Zeughäusern, etwa in Augsburg und Berlin, unterblieb sie ganz.²⁹

Evident wurde der Wandel der Zeughäuser in der öffentlichen Wahrnehmung anhand der Verzeichnisse europäischer bzw. deutscher Sammlungen. Bereits 1727 nahm Caspar Friedrich Neickelius unter anderem die Zeughäuser von Danzig und Zürich in sein Museumshandbuch auf. Indem Hirsching sechzig Jahre später das stadtkölnische Zeughausinventar in sein Verzeichnis einbezog, stellte er es in eine Reihe mit den Sammlungen Hüpschs und Wallrafs. Die von der inhärenten Funktion der Objekte sich lösende Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit betraf auch Reliquien und sakrale Kunst, als Kölner Beispiele seien die Gebeine der Elftausend Jungfrauen in der Stiftskirche St. Ursula oder das von Peter

²⁸ Vgl. Daniel Hohrath, Spätbarocke Kriegspraxis und aufgeklärte Kriegswissenschaften. Neue Forschungen und Perspektiven zu Krieg und Militär im „Zeitalter der Aufklärung“, in: ders., Klaus Gerteis (Hrsg.), *Die Kriegskunst im Lichte der Vernunft. Militär und Aufklärung im 18. Jahrhundert*, Teil 2, Hamburg 2000, S. 5-47, hier S. 33; Ulrich Johannes Schneider, *Die Konstruktion des allgemeinen Wissens in Zedlers „Universal-Lexicon“*, in: Theo Stammen, Wolfgang E. J. Weber (Hrsg.), *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell des Enzyklopädie*, Berlin 2004, S. 81-101, hier S. 81.

²⁹ Vgl. Wolfgang Jäger, *Geographisch-Historisch-Statistisches Zeitungs-Lexicon*, 1. Theil, Nürnberg 1782, S. 386; ders., *Geographisch-Historisch-Statistisches Zeitungs-Lexicon*, 1. Theil, Nürnberg ²1791, S. 121, 173, 307 u. 325; ders., *Geographisch-Historisch-Statistisches Zeitungs-Lexicon*, 2. Theil, Nürnberg ²1793, S. 136, 642 u. 709.

Vom Zweckbau zum Denkmal

Paul Rubens gemalte Altarbild ‚Kreuzigung Petri‘ in der Pfarrkirche St. Peter genannt. Allerdings bestand hierbei ein Unterschied zwischen den Ausstattungen der Kirchen und der Zeughäuser. Reliquien und sakrale Kunst behielten auch im Zeitalter der Aufklärung ihre spezifische Funktion, sie blieben, wie Dielhelm mit Befremden konstatierte, Bezugspunkte der Frömmigkeit.³⁰ Das stadtkölnische Zeughaus hingegen verlor seine immanente Bedeutung großenteils, weil sein Inventar mit der waffentechnischen Entwicklung nicht mithielt. Die veränderte Behandlung in der Literatur spiegelte diesen Prozess wider.

2. Leere als Symbol

Als der Erste Koalitionskrieg im April 1792 ausbrach, befand sich Köln im Aufmarschgebiet der gegen Frankreich ziehenden Truppen. Bei Fragen von Krieg und Frieden gebot die stadtkölnische Verfassung die Einberufung außerordentlicher Zunftdeputierter, der Vierundvierziger Gaffelfreunde.³¹ Das Zeughaus bot hierzu einen Anlass, als kaiserliches Militär auf eine Inspektion des Zeughauses und den Erwerb geeigneter Bestände drängte. Am 19. Dezember 1792 beschloss der Rat und die Vierundvierziger Gaffelfreunde einstimmig, dass die Neutralität der Reichsstadt die Abgabe von Kriegsgerät verbiete. Noch am selben Tage wurde die Wache am Zeughaus verstärkt. Am Vormittag des 22. Dezember marschierte ein Bataillon des kaiserlichen Regiments Staeray vor dem Gebäude auf, woraufhin der stadtkölnische Artillerieleutnant Joseph Otto seine Mannschaft vor dem Portal antreten ließ. Viele

³⁰ Vgl. C. F. Neickelius, *Museographia oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum oder Raritäten-Kammern*, Leipzig u. a. 1727, S. 32 u. 137; Dielhelm, *Rheinischer Antiquarius (...)*, Frankfurt a. M. u. a. 1776, S. 784; Hirsching, *Nachrichten* (Anm. 21), S. 73-77.

³¹ Vgl. Gerd Schwerhoff, *Apud populum potestas? Rats Herrschaft und korporative Partizipation im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Köln*, in: Klaus Schreiner, Ulrich Meier (Hrsg.), *Stadtregiment und Bürgerfreiheit. Handlungsspielräume in deutschen und italienischen Städten des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, Göttingen 1994, S. 188-243, hier S. 200-219; Owen Connelly, *The Wars of the French Revolution and Napoleon, 1792-1815*, London u. a. 2006, S. 21 f.

Zivilisten strömten herbei. Nachdem Oberst von Staeray den Leutnant vergeblich zur Übergabe des Zeughauses aufgefordert hatte, wurden zwei kaiserliche Offiziere und ein stadtkölnischer Unteroffizier zum Rathaus geschickt. Der Rat zeigte sich unnachgiebig. Als die Offiziere zurückkehrten, berichteten sie ihrem Kommandeur so lautstark, dass die Zivilisten sie hören konnten. Staeray wandte sich ausdrücklich an die Menschenmenge und hielt *eine lange anrede*, um die Einnahme des Zeughauses unter Berufung auf das Reichsrecht und militärische Notwendigkeit zu erklären. Unter dem Protest Ottos ließ er die stadtkölnischen Soldaten beiseite drängen und die Tür aufbrechen.³² Die Kölner Presse thematisierte das Ereignis ebenso wenig wie die Zeughausbesetzungen der Jahre 1758 und 1794.³³ Im Dezember 1792 begannen die Kaiserlichen mit der Inventarisierung, zwei Monate später mit den Entnahmen.³⁴

Nach der Schlacht bei Fleurus am 26. Juni 1794 näherte sich die Armée de Sambre et Meuse dem Niederrhein.³⁵ Als sich die Kaiserlichen zurückzogen, übernahm der stadtkölnische Rat wieder die Verfügungsgewalt über das Zeughaus und ließ mehrfach Waffen ausgeben. Unter Hintanstellung bilateraler Differenzen erhielt Kurköln über 400 Gewehre. Noch am 4. Oktober wurden den stadtkölnischen Hauptleuten mehr als 600 Gewehre ausgehändigt,³⁶ doch zwei Tage später ergab sich die Reichsstadt kampflos dem Divisionsgeneral Jean-Étienne Championnet. Während sich die Soldaten in Klöstern, Zunft- und Wohnhäusern einquartierten, dienten die Abteikirche St. Pantaleon und andere Sakralbauten als Pferdeställe.³⁷ Ohne öffentliches Aufsehen wurde

³² Vgl. HASTK, Militaria, Nr. 63, Fasz. 1+2 u. Ratsprotokolle, Nr. 239, Bl. 249v f. u. 253r f.

³³ Vgl. Gazette de Cologne 53 (04.07.1758) u. 101 (21.12.1792); Welt- und Staatsboth zu Köln 162 (03.11.1794).

³⁴ Vgl. HASTK, Militaria, Nr. 63, Fasz. 3, Bl. 5r.

³⁵ Vgl. Connelly, Wars (Anm. 31), S. 64 f.

³⁶ Vgl. HASTK, Militaria, Nr. 63, Fasz. 1+2 u. Fasz. 3.

³⁷ Vgl. Stehkämper, Geschichte (Anm. 19), Bd. 8: Klaus Müller, Köln von der französischen zur preußischen Herrschaft, 1794-1815, Köln 2005, S. 11-13; Klaus Wolf, Imperiale Erinnerung und partieller Verfall. Die Abtei St. Pantaleon, ihre

am 8. Oktober das Zeughaus besetzt. In den folgenden Wochen verlor es die letzten drei seiner zwölf schwersten, nach den Aposteln benannten Geschütze, zudem achtzig Gewehre, über dreihundert Säbel und mehrere Sattelwagen. Vom 19. November an kamen die Vierundvierziger Gaffelfreunde mehrfach zusammen, um sich von den Bürgermeistern über die fortschreitenden Verluste unterrichten zu lassen. Am 9. Dezember beschloss die Reichsstadt, dem Nationalkonvent eine Petition wegen der Geschütze vorzulegen.³⁸

In Paris erklärte die Konstituante den Louvre zum Musée Central und berief eine Commission Temporaire des Arts, um Kunstwerke aus dem Eigentum der Krone, der Kirche und des Adels wie auch aus den eroberten Gebieten zusammentragen zu lassen. Vier Kommissionsmitglieder, ausgestattet mit Gerckens Buch und anderen Reiseberichten, begleiteten die Armée de Sambre et Meuse, um niederländische und rheinische Kulturgüter einzuziehen. Um nur die meistbeachteten Kölner Beutestücke zu nennen: Bereits vor der Ankunft der Kommissare wurde in St. Peter die ‚Kreuzigung Petri‘ konfisziert. Im früheren Jesuitenkolleg folgte die Beschlagnahme der Bibliothek, der Graphischen Sammlung und des Naturalienkabinetts.³⁹ Aus dem Zeughaus gelangten der Sarkophag und die Grabstelen in das Quartier der Kommissare, das Haus des emigrierten Herrn von Geyr.⁴⁰ Am 29. November verließen Köln

Bauten und ihre Ausstattung im Bewusstsein der Öffentlichkeit während Aufklärung und Säkularisation, in: *Colonia Romanica* 21 (2006), S. 225-236, hier S. 228.

³⁸ Vgl. HASTK, Französische Verwaltung, Nr. 3766/1, Bl. 52r f. u. Nr. 3766/2, Bl. 29r-30r u. Nachlass Wallraf, Nr. 100, Bl. 5v f.

³⁹ Vgl. Gunther Quarg, Die Sammlungen des Kölner Jesuitenkollegiums nach der Aufhebung des Ordens 1773, in: *Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins* 62 (1991), S. 154-173, hier S. 157-160; Norberto Gramaccini, Rubens' Petrus-Martyrium im Exil, in: Kier, Zehnder, Lust (Anm. 7), S. 85-90, hier S. 85 f.; Dominique Poulot, *Musée, Nation, Patrimoine 1789-1815*, Paris 1997, S. 181; Bénédicte Savoy, *Patrimoine annexé. Les biens culturels saisis par la France en Allemagne autour de 1800*, Bd. 1, Paris 2003, S. 13-48.

⁴⁰ Vgl. HASTK, Französische Verwaltung, Nr. 3766/2, Bl. 29r.

fünfundzwanzig Kisten voller Kulturgüter, darunter die Stelen.⁴¹ Der Grabstein des Nasidienus befindet sich heute im Louvre, die Stelen von Deccius und Vetienius im Musée d'Archéologie Nationale, Saint-Germain-en-Laye.⁴²

Das Pariser *Magazin encyclopedique* veröffentlichte den Bericht zweier Kommissare über ihre Tätigkeit bei der Armée de Sambre et Meuse, in dem sie die nachträgliche Überführung des wegen seines Gewichts zurückgelassenen Sarkophags ankündigten.⁴³ In Köln wurde daraufhin ein Gutachten erstellt, das mit Hinweis auf den schlechten Zustand des Grabmals und die Kosten des Transports von einer Verfrachtung abriet. Der in einer Kiste verpackte und auf Holzböcke gestellte Sarkophag blieb vorerst im Hofe des Geyschen Hauses und war, als die Regierung im Jahre 1799 die Versendung anordnete, nicht mehr aufzufinden. Wallraf geriet in Verdacht, er habe das Grabmal fortschaffen lassen. Er behauptete, die vermoderten Böcke seien unlängst zusammengefallen und der Sarkophag dabei zerbrochen.⁴⁴ Gerüchte kamen auf, der Gelehrte habe antike Objekte vorsätzlich beschädigt, um ihren Abtransport zu verhindern.⁴⁵ Das Grabmal gelangte jedenfalls in seinen Besitz und befindet sich heute, da er seine Sammlung der Stadt Köln hinterließ, im Römisch-Germanischen Museum.⁴⁶

Ungeachtet der stadtkölnischen Petition schritten die Entnahmen aus dem Zeughaus fort, bis es im März 1797 den Rest seines In-

⁴¹ Vgl. LeBlond, Note des envois faits de la Belgique et des pays occupés par les armées du Nord et de Sambre-et-Meuse, in: Louis Tuetey (Hrsg.), Procès-verbaux de la Commission temporaire des arts, tome 1: 1^{er} septembre 1793 – 30 frimaire an III, Paris 1912, S. 686-688, hier S. 687.

⁴² Vgl. Brigitte Galsterer, Hartmut Galsterer, Die römischen Steininschriften aus Köln, Köln 1975, S. 50-53.

⁴³ Vgl. Faujas, Thouin, Lettres des membres composant la Commission des sciences et arts, près les armées de Sambre et Meuse, à la Commission temporaire des arts, in: *Magazin encyclopédique* 1 (1795), S. 362-372, hier S. 367-369.

⁴⁴ Vgl. HASTK, Nachlass Wallraf, Nr. 53+54, Bl. 2r-6r.

⁴⁵ Vgl. Wilhelm Smets, Ferdinand Franz Wallraf. Ein biographisch-panegyrischer Versuch, Köln 1825, S. 25 f.

⁴⁶ Vgl. Peter Noelke, Die Altertumsammlungen Ferdinand Franz Wallrafs und ihre Rezeption, in: Kier, Zehnder, Lust (Anm. 7), S. 429-456, hier S. 450.

ventars einbüßte. Der ‚Streitwagen‘ wurde zerlegt, sein Eisen verkauft und das Holz verbrannt.⁴⁷ Mehrere Rüstungen und Waffen trat der Kommandant der französischen Artillerie an Hüpsch ab, auch die Mumie ging in den Besitz des Gelehrten über. Als er am 1. Januar 1805 starb, fiel seine Sammlung testamentarisch dem Landgrafen von Hessen zu.⁴⁸ In einem von Wallraf konzipierten Schreiben bat der Maire darum, der Stadt Köln unter anderem die Rüstungen Baudissins, Galens und Werths sowie die Mumie zu überlassen. Da das Interesse der landgräflichen Sachwalter vor allem der Mumie galt, konnte Wallraf sechs Monate später *sämtliche alte Harnische, Pickelhauben, Helme etc. mit der Ausnahme, dass ein Vollständiges davon zurückbehalten werde*, für die Stadt entgegennehmen.⁴⁹ In der Forschung ist umstritten, ob sich die Rüstungen heute im Hessischen Landesmuseum Darmstadt oder im Kölnischen Stadtmuseum, das gegenwärtig das Zeughaus nutzt, befinden.⁵⁰ Einen ersten Hinweis auf den Verbleib gibt eine Quelle aus dem Jahre 1814: In einem Memorandum über die Kölner Kulturgutverluste unter französischer Herrschaft hielt Wallraf fest, dass die Mumie nach Darmstadt gelangt sei. Die Rüstungen erwähnte er nicht.⁵¹ Noch zu Wallrafs Lebzeiten hieß es in Reiseberichten aus Köln, dass die drei Rüstungen im ehemaligen Jesuitenkolleg zu besichtigen seien. Zwar behauptete ein Museumsführer zwei Jahrzehnte später, in Darmstadt seien außer der Mumie die Rüstungen Galens und Werths zu sehen,⁵² doch erscheint diese Aussage aufgrund der älteren Quellen falsch.

⁴⁷ Vgl. HASTK, Chroniken und Darstellungen, Nr. 134, Bl. 613v u. Nachlass Wallraf, Nr. 105, S. 21 f.

⁴⁸ Vgl. Adolf Schmidt, Baron Hüpsch und sein Kabinett (...), Darmstadt 1906, S. 89 u. 121.

⁴⁹ Vgl. HASTK, Französische Verwaltung, Nr. 5907, Bil. 36r f. u. Nachlass Wallraf, Nr. 145, Bl. 16v.

⁵⁰ Vgl. Hiltrud Kier, Das Zeughaus, in: dies., Zehnder, Lust (Anm. 7), S. 373-376, hier S. 375.

⁵¹ Vgl. HASTK, Nachlass Wallraf, Nr. 105, S. 19.

⁵² Vgl. Willibald Reineck, Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf (...), Mainz 1822, S. 408 f.; Aloys Schreiber, Handbuch für Reisende am Rhein (...), Heidelberg³[1822], S. 328 f.; Ph. A. F. Walther, Die Sammlungen von Gegenständen des

Der Louvre zog Kunstinteressierte aus ganz Europa an, aber auch Kritiker erhoben ihre Stimme. So verlangte Antoine-Chrysostome Quatremère de Quincy, Kulturgüter an ihrem ursprünglichen Standort zu belassen. Trotz der Proteste dauerte der Kunstraub, der sich während des Ersten Koalitionskrieges auf Sammlungen in Italien und östlich des Rheins ausdehnte, in den folgenden Kriegen an. Auch fuhren französische wie kaiserliche Truppen fort, Waffen aus fürstlichen und städtischen Zeughäusern zu entnehmen. Innerhalb des Reiches erstreckten sich die militärischen Konfiskationen von Augsburg bis Lüneburg.⁵³ Eine Flugschrift erklärte im September 1797 den Schaden, den Köln durch die Wegnahme der Jesuitensammlungen und der Zeughausausstattung erlitten hatte, für unermesslich. Damit gab sie ein Thema vor, das in der Literatur des frühen 19. Jahrhunderts immer wieder anklang. Zwar fand das Zeughausinventar weniger Beachtung als der Verlust der jesuitischen Sammlungen oder auch des Altarbildes von Rubens, auf das Fehlen der Ausstattung wurde aber mehrfach hingewiesen. Das Bedauern galt hierbei nicht der Wegnahme gebrauchsfähiger Waffen, sondern dem Entzug herausragender Kulturgüter. Als sich Frankreich im Januar 1814 vom Niederrhein zurückzog, nahmen die Klagen offen antifranzösische Töne an.⁵⁴

3. Kunstwerk und Denkmal: Der Bauschmuck

In mehreren Reden vor dem Nationalkonvent thematisierte Abbé Henri Grégoire die Kulturgutverluste im Zuge der Französischen Revolution. Er pries die Liebe zur Kunst als republikanische Tugend und verwarf die Vernichtung von Monumenten als barbari-

Alterthums, der Kunst, der Völkerkunde und von Waffen im Grossherzoglichen Museum zu Darmstadt, Darmstadt ²1844, S. 3 f. u. 27 f.

⁵³ Vgl. Michael Steidle, *Die freie Reichsstadt Augsburg und die Lasten der Koalitionskriege 1790-1805*, München 1923, S. 34; Andrea Günther, *Die Zeughäuser des 17. und 18. Jahrhundert[s] im Raum des heutigen Niedersachsen*, Hannover 1989, S. 98; Savoy, *Patrimoine* (Anm. 39), S. 49 u. 203.

⁵⁴ Vgl. *Die jüngsten Scenen zu Kölln am Rhein. Ein Beitrag zum jetzigen Kriege*, Köln 1797, S. 25-29; Wilhelm Joseph Heinen, *Der Begleiter auf Reisen (...)*, 1. Theil, Köln 1808, S. 225; *Köln und Bonn mit ihren Umgebungen (...)*, Köln 1828, S. 121.

schen Akt. Informiert durch einen wachsenden Kreis von Unterstützern, nannte er Beispiele beschädigter, zerstörter oder geretteter Kunstwerke, darunter das Grabmal des Marschalls Moritz von Sachsen in der Straßburger Thomaskirche. Grégoires Reden erschienen im Druck, ihr Titel *Vandalisme* wurde zum politischen Schlagwort. Vielerorts regten sich Initiativen zugunsten bedrohter Kulturgüter wie des Teppichs von Bayeux.⁵⁵ Für Köln berichtete der *Welt- und Staatsboth* über die Ansprachen Grégoires und die durch sie initiierte Gesetzgebung zum Schutze der *Denkmäler der Wissenschaften und Künste*.⁵⁶

Die historische Forschung datiert für Köln das Ende der Frühen Neuzeit spätestens auf die mehrmonatige Umbruchphase, die dem Frieden von Campo Formio folgte. Da der Kaiser in dem am 18. Oktober 1797 geschlossenen Vertrag den Verlust des linken Rheinufers akzeptierte, wurden die rechtlichen und administrativen Verhältnisse den französischen Vorgaben angepasst. Militärbauten gingen in das Eigentum der Republik über, das Zeughaus diente als Marstall und Magazin.⁵⁷ Der 20. März 1798 begann in Köln mit Glockengeläut und Kanonendonner. Unter Militärmusik zogen Offiziere und Beamte vom Neumarkt zum Rathaus, um das Wappen der Republik anzubringen und die Trikolore zu hissen. Anschließend begaben sie sich zu den Gerichtsgebäuden und wiederholten die Zeremonie, mit der sie die Annexion zum Ausdruck brachten.⁵⁸ Während die Symbole der neuen Ordnung aufgerichtet wurden, gingen die Zeichen alter Obrigkeiten ihrer Zerstörung entgegen.⁵⁹

⁵⁵ Vgl. Antony Vilder, *The Paradoxes of Vandalism. Henri Grégoire and the Thermidorian Discourse on Historical Monuments*, in: Jeremy D. Popkin, Richard H. Popkin (Hrsg.), *The Abbé Grégoire and his World*, Dordrecht u. a. 2000, S. 129-153, hier S. 137-141.

⁵⁶ Vgl. *Welt- und Staatsboth* zu Köln 166 (10.11.1794).

⁵⁷ Vgl. Vogts, *Denkmäler* (Anm. 5), S. 327; Jürgen Müller, 1798. Das Jahr des Umbruchs im Rheinland, in: *Rheinische Vierteljahresblätter* 62 (1998), S. 205-237, hier S. 220.

⁵⁸ Vgl. *Welt- und Staatsboth* zu Köln 46 (22.03.1798).

⁵⁹ Vgl. Hans-Ulrich Thamer, *Die Aneignung der Tradition. Destruktion und Konstruktion im Umgang der Französischen Revolution mit Monumenten des Ancien Régime*, in: Rolf Reichhardt u. a. (Hrsg.), *Symbolische Politik und poli-*

Betroffen waren etwa die Stadtwappen am Bayenturm und dem Kaufhaus Gürzenich.⁶⁰

Hüpsch hatte bereits 1770 zur Bewahrung alter Wappen und Inschriften aufgerufen.⁶¹ Achtundzwanzig Jahre später hielt er außer einer Pferdeskulptur, vermutlich jener auf dem Torhaus der Domdechanei,⁶² auch *das kunstreiche StadtWappen am Zeughaus* für gefährdet. Da er sie als *gute Kunstwerke und alte Denkmähler* schätze, richtete er an einen unbekanntem Adressaten die Bitte, ihre Zerstörung zu verhindern. Sein Drängen führte zum Ziel, Wappen und Skulptur blieben erhalten. Der Erfolg ermutigte ihn, für den Schutz weiterer Standbilder und Inschriften einzutreten.⁶³ Weil sich die Frage, wie historische Bauten angesichts von Mediatisierung und Säkularisation zu schützen seien, nach dem Reichsdeputationshauptschluss auch östlich des Rheins stellte, wirkten die Antworten, die in Köln zunächst von Hüpsch, zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Wallraf, Friedrich Schlegel und Sulpiz Boisserée gegeben wurden, weithin wegweisend.⁶⁴

tische Zeichensysteme im Zeitalter der Französischen Revolutionen 1789-1848, Münster 2006, S. 101-111, hier S. 109 f.

⁶⁰ Vgl. Beobachter im Rurdepartement 501 (14. Thermidor 9).

⁶¹ Vgl. [Johann Wilhelm Karl Adolf Freiherr von Hüpsch] *Die niederrheinische Zuschauerin. Eine Sammlung von Schriften über das Reich des Sitten, Rhonopolis 1770*, S. 185.

⁶² Vgl. Hans Vogts, *Das Kölner Wohnhaus bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts*, Köln 1914, S. 399.

⁶³ Vgl. Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, Nachlass Hüpsch, Kasten 10.

⁶⁴ Vgl. Jens Bisky, *Poesie der Baukunst. Architekturästhetik von Winckelmann bis Boisserée*, Weimar 2000, S. 181 u. 217; Rolf Kießling, *Die Mediatisierung der Reichsstädte*, in: Hans Ulrich Rudolf (Hrsg.), *Alte Klöster, neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803. Aufsätze, 2. Teil: Die Mediatisierung. Auswirkungen von Säkularisation und Mediatisierung*, Ostfildern 2003, S. 717-736, hier S. 724; Winfried Müller, *Herrschaftssäkularisation und Vermögenssäkularisation. Zwei Forschungsbegriffe auf dem Prüfstand*, in: Rolf Decot (Hrsg.), *Kontinuität und Innovation um 1803. Säkularisation als Transformationsprozeß. Kirche, Theologie, Kultur, Staat*, Mainz 2005, S. 93-107, hier S. 97.

Schlussbetrachtungen

Die Literatur der Frühen Neuzeit enthielt relativ wenige Aussagen zur Gestalt von Zeughäusern im Allgemeinen und des stadtkölnischen Zeughauses im Besonderen. Im Gegensatz zu Dom und Rathaus lag es außerhalb des historisch-ästhetischen Diskurses über Kölner Bauwerke. Ebenso stand es abseits reichsstädtischer Zeremonien. Nachdem die gelehrte Öffentlichkeit zunächst den Inventaren anderer Zeughäuser mehr Beachtung geschenkt hatte, intensivierte sich im vorletzten Dezennium des 18. Jahrhunderts auch die Erörterung der stadtkölnischen Zeughausausstattung. Frühromantische Wendungen enthielten dabei einen aufklärerischen Seitenhieb gegen das von Reliquien und kirchlicher Kunst geprägte Bild Kölns in der Reiseliteratur.

Wenn sich die gelehrte Öffentlichkeit mit Zeughäusern befasste, konzentrierte sie sich zunehmend auf deren Prunkstücke, Trophäen und Altertümer. Im Falle des stadtkölnischen Zeughauses hieß dies: auf die ägyptische Mumie, die Grabmäler römischer Militärs, den mittelalterlichen Fahnen- oder Heerwagen sowie die Rüstungen Baudissins, Galens und Werths. Die Aufnahme dieses Inventars in Hirschings Verzeichnis deutscher Sammlungen bestätigte den Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung. Zwar wurde das veraltete Kriegsgerät nicht explizit als Symbol stadtkölnischer Rückständigkeit gedeutet, doch fügte sich die museale Wirkung des Zeughauses auf die gelehrte Öffentlichkeit in das literarische Kölnbild ein und bekräftigte die darin vorherrschenden Züge des Altertümlichen.

Als nach Ausbruch des Ersten Koalitionskrieges ein kaiserlicher Oberst mit einem Bataillon vor das Zeughaus zog und die stadtkölnische Wachmannschaft heraustrat, um ihm den Zutritt zu verwehren, fanden sich zahlreiche Zivilisten ein. Der Legitimationsdruck, der durch ihre Präsenz entstand, veranlasste den Offizier, sein Vorgehen öffentlich zu begründen.

Sowohl die stadtkölnische Obrigkeit als auch kaiserliches und – nach der Okkupation im Oktober 1794 – französisches Militär behandelten das Zeughaus noch als Arsenal, wohingegen die gelehrte Öffentlichkeit und die Commission Temporaire des Arts darin bereits eine Sammlung kulturhistorischer Objekte sahen. Während die Kommission die Grabstelen konfiszierte, eignete sich Ferdinand Franz Wallraf den Sarkophag an. Andere Exponate, darunter die Mumie und die berühmten Rüstungen, gelangten in das Kabinett des Freiherrn von Hüpsch. Als diese Sammlung nach Darmstadt überführt wurde, blieben die Rüstungen wahrscheinlich in Köln. Obwohl die Reichsstadt wegen beschlagnahmter Geschütze eine Petition an den Nationalkonvent richtete, dauerten die Konfiskationen an, bis das Zeughaus im März 1797 den Rest seines Inventars verlor. Der Fahnen- oder Heerwagen wurde vernichtet. Mit einer Flugschrift begann im September desselben Jahres ein Erinnern an den Verlust der Prunkstücke, Trophäen und Altertümer, das über Jahrzehnte anhielt. In der Erwähnung fehlender Kulturgüter konnte sich der Protest gegen den Kunstraub und selbst gegen die Herrschaft Frankreichs am Niederrhein artikulieren.

Nach dem Frieden von Campo Formio, mit dem die Okkupation Kölns in eine Annexion überging, wurden die Stadtwappen im öffentlichen Raum durch die Symbole der Französischen Republik ersetzt. Hüpsch, dem die Presse die Gelegenheit gab, die denkmal-schützerischen Aktivitäten in Frankreich zu verfolgen, warb dafür, das Wappen über dem Zeughausportal zu bewahren. Da er dem wichtigsten Bauschmuck dieses Gebäudes künstlerische und historische Relevanz zusprechen konnte, hatte er Erfolg. Das Wappen überdauerte den Untergang der stadtkölnischen Souveränität, die es repräsentiert hatte.

Projekte

Martin Straßburger

Haydelberga vt capitur.
Archäologie der Belagerungen Heidelbergs
im 17. Jahrhundert¹

Archäologie ist eine Methode, die Vergangenheit des Menschen zu erforschen. Dazu gehören auch Kriege, die lange eine Art Tabu darstellten. In jüngerer Zeit sind vor allem Befunde des Dreißigjährigen Krieges untersucht worden, der durch Johann Tserclaes Graf von Tilly entscheidend mitgeprägt wurde. Im Jahre 1622 stand er mit einem Heer von 15.000 Mann vor Heidelberg, der Residenz des protestantischen Pfalzgrafen Friedrich V. Auf dem Heiligenberg, dem Königstuhl, der Sprunghöhe, dem Gaisberg und bei Boxberg ließ er befestigte Lager errichten. Für den Angriff auf Heidelberg wurden zudem mehrere Artilleriestellungen und Laufgräben angelegt. Auch im weiteren Verlauf des Dreißigjährigen Krieges und in den darauf folgenden Konflikten wurde Heidelberg belagert: 1635 durch den kaiserlichen Feldherrn Gallas sowie 1689 und 1693 im Pfälzischen Erbfolgekrieg.

Mehr als 3.000 in der Zeit von 1962-1984 geborgene Funde und die erhaltenen Befunde der Belagerungswerke des 17. Jahrhunderts werden in einem 2006 begonnenen Projekt des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg dokumentiert und ausgewertet.²

¹ Der Beitrag ist dem Andenken von Dr. Berndmark Heukemes, dem langjährigen Leiter der archäologischen Abteilung des Kurpfälzischen Museums in Heidelberg, gewidmet, der am 16.1.2009 verstarb.

² Zu den Funden Renate Ludwig u. a., Tilly vor Heidelberg, in: Peter Wolf u. a. (Hrsg.), *Der Winterkönig – Friedrich V., der letzte Kurfürst aus der Oberen Pfalz*, Augsburg 2003, S. 132-160; Projektbeschreibung und erste Ergebnisse: Martin Straßburger, *Archäologische Nachweise zur Belagerung Heidelbergs im Dreißigjährigen Krieg*, in: *Archäologische Nachrichten aus Baden* 74/75 (2007), S. 56-61; ders., *Spuren der Belagerung Heidelbergs im Jahre 1622 und ihre archäologische Bearbeitung*, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 2007 (2008), S. 247-250.

Das Fundspektrum wurde von Berndmark Heukemes, dem damaligen Leiter der Archäologischen Abteilung des Museums, zusammen mit Angehörigen der US-Army westlich bzw. südlich des Oberen Gaisberges geborgen. Für die Bearbeitung des Materials und der zur Verfügung stehenden historischen Quellen wurde ein interdisziplinärer Ansatz (archäologisch, kunsthistorisch, militärhistorisch, volkskundlich) gewählt. Das Nebeneinander bzw. Überschneidungen verschiedener Quellengattungen ist Charakteristikum und gleichzeitig Schwierigkeit der Neuzeitarchäologie.

Die Auswertung des als ‚Tilly-Fund‘ in die Literatur eingegangenen Komplexes birgt einige Schwierigkeiten. Da es sich überwiegend um Funde aus Detektorbegehungen handelt, sind Metallfunde statistisch überrepräsentiert und ihr Kontext ist nicht bekannt. So ist beispielsweise unklar, wie sich die Münzfunde im Lagerareal auf dem Gaisberg verteilen. Sie datieren sich daher im Wesentlichen selbst und können nicht für die zeitliche Einordnung der anderen Funde herangezogen werden. Die Keramikchronologie der Neuzeit ist noch zu ungenau und kann daher für eine Untergliederung nur eingeschränkt verwendet werden. Die zahlreich geborgenen Werkzeuge sind kaum datierbar. Lediglich die Waffenfunde und verzierten Gürtelbeschläge lassen sich zeitlich genauer einordnen. Welchen Anteil die verschiedenen Belagerungen Heidelbergs im Fundgut haben, konnte bisher nicht geklärt werden. Insgesamt sind alle Waffengattungen des 17. Jahrhunderts vertreten. Die bisher stark materialbezogene und in Kategorien eingeteilte Betrachtung des ‚Tilly-Fundes‘ findet ihre Begründung in der Art der Bergung, die in weiten Teilen kein anderes Vorgehen zulässt. Wichtig ist, dass er nicht als geschlossener Komplex gesehen werden darf. Er umfasst mehrere Phasen und von der Erarbeitung einer Chronologie der Funde hängt die Beantwortung weiterer Fragen ab. Für die zeitliche Einordnung werden neben Objekten aus Schiffwracks wie denen der spanischen Armada von 1588 und dem der 1628 gesunkenen *Wasa* auch Grabfunde und Bildquellen als chronologische Fixpunkte herangezogen. Erst danach können weitergehende Interpretationen vorgenommen werden.

Haydelberga vt capitur

Im Vorfeld der seit 2007 durchgeführten Geländearbeiten wurden zunächst historische Quellen und Literatur recherchiert. Zudem wurden Stiche und Altkarten gesichtet, um neben den vorliegenden Fundskizzen einen ersten Eindruck von der Ausdehnung der Belagerungswerke zu erhalten. Ferner konnten Informationen zur Landschaft des 17. Jahrhunderts ermittelt werden, wie z. B. Landnutzung und Verkehrswege.

Der Schwerpunkt der Arbeiten im Gelände liegt auf Prospektionen und Einmessungen der Funde, um mögliche Konzentrationen oder eventuell sogar Zeltplätze erkennen zu können.³ Geplant sind ferner drei Sondagen zur Klärung der archäologischen Erhaltung auf dem Gaisberg. Bei den laufenden Arbeiten steht unter anderem die Frage im Vordergrund, ob sich möglicherweise soziale Charakteristika der Lagergesellschaft feststellen lassen, wie sie aus Schriftquellen bekannt sind.

Archäologische Forschungen zu Feldlagern des Dreißigjährigen Krieges fehlen bisher weitgehend. Eine Ausnahme sind die Untersuchungen von Teilarealen der Lager bei Sarstedt im Landkreis Hildesheim und des schwedischen Lagers in Latdorf im Salzlandkreis.⁴ Auch für die Reste von Wallensteins Lager von Zirndorf in der Nähe von Nürnberg gibt es keine systematische Bearbeitung.⁵ Eine umfassende Bewertung des ‚Tilly-Fundes‘ ist daher noch schwierig. Lediglich von historischer Seite ist eine Auswertung der Schrift- und Bildquellen zum Leben der Söldner und ihrer Familien in den Lagern während des Dreißigjährigen Krieges erfolgt. Damit

³ Wertvolle Anregungen geben die Untersuchungen der ‚peace camps‘ aus den 1980er Jahren: John Schofield, PEACE SITE. An archaeology of protest at Greenham Common Airbase, in: *British Archaeology*, 104 (2009), S. 44-49.

⁴ Erhard Cosack, Spuren eines Heerlagers vor den Toren von Sarstedt, Ldkr. Hildesheim, in: *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte*, 75 (2006), S. 241-252; Jochen Fahr, Peter Parcak, Das schwedische Lager Latdorf, in: Susanne Friederich u.a. (Hrsg.), *Archäologie am Kalkteich 22 in Latdorf. Die Chemie stimmt! Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 9*, Halle 2008, S. 105-114.

⁵ Helmut Mahr, Wallensteins Lager. Die Schlacht an der Alten Veste, Nürnberg 1980; Hermann Kerscher, „Diß war ein starck Viereck/ hat in der mitt ein Cavalier“ – Wallenstein in Zirndorf 1632, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern 2005* (2006), S. 145-148.

ergibt sich hier ein vordringliches Forschungsdesiderat der Neuzeit- bzw. Schlachtfeldarchäologie.

Für die Altfunde der Jahre 1962-1984 aus den Lagerarealen entsteht jedoch nicht nur durch das laufende Projekt ein neuer Kontext. Inzwischen liegen auch Informationen von den Schlachtfeldern und aus Massengräbern des Dreißigjährigen Krieges vor.⁶ Sie geben Auskunft über Kampfgeschehen und Verletzungen. Insgesamt kann die Archäologie einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte des Krieges leisten und ermöglicht weitreichende Aussagen zum Alltag der Soldaten und ihrer Familien in den Lagern, der Versorgung und der militärischen Ausrüstung.

⁶ Z. B. Massengräber bei Höchstädt a. d. Aisch, Wittstock und Alerheim am Rand des Nördlinger Ries. Zu Höchstädt a. d. Aisch vgl. E. Wangerin, Ein Massengrab aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Höchstädt a. d. Aisch, Landkreis Erlangen-Höchstädt, Mittelfranken, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern 1985* (1986), S. 157-159; zu Wittstock vgl. Anja Grothe, Bettina Jungklaus, In Reihe zur letzten Ruhe, in: *Archäologie in Deutschland 1* (2008), S. 43; Sabine Eickhoff u. a., Memento Mori – Söldnerbestattungen der Schlacht bei Wittstock 1636, in: *Archäologie in Deutschland 1* (2009), S. 26-29; zu Alerheim vgl. Stefanie Berg-Hohbohm, Frank Wedekind, Gold erworben, den Tod gefunden, in: *Archäologie in Deutschland 5* (2008), S. 40.

Linda Braun

Die Durchsetzung der Allgemeinen Wehrpflicht in Preußen
(1792-1859)
(Dissertationsprojekt)¹

Andere Staaten besitzen eine Armee; Preußen ist eine Armee, die einen Staat besitzt – diese berühmte Formulierung des Grafen Mirabeau, wenn auch noch auf das friderizianische Preußen gemünzt, gibt allen Anlass, sich mit der Wehrpflicht als Kernelement der Geschichte jener Großmacht auseinander zusetzen, die einst als Streusandbüchse Europas verspottet worden war.

Ogleich die jüngere Forschung den preußischen Heeresreformen bereits einige Untersuchungen gewidmet hat,² sind die Einführung und praktische Durchsetzung der Allgemeinen Wehrpflicht nahezu unbeachtet geblieben. Noch immer stehen systematische Untersuchungen aus, die die konkrete Historie der Wehrpflicht, die Praxis der Konskription, die Reaktionen der Konskribierten, die Stellung des Wehrdienstes zum gewohnten Alltag und schließlich das keineswegs statische Verhältnis der Militär- zur Zivilgesellschaft analysieren.³

¹ Dieses Projekt wird gefördert von der Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS) und von Thomas Welskopp (Universität Bielefeld) und Ralf Pröve (Universität Potsdam) betreut.

² Z. B. Dierk Walter, *Preußische Heeresreformen 1807-1870. Militärische Innovation und der Mythos der „Roonschen Reform“*, Paderborn u. a. 2000.

³ Ute Frevert diagnostizierte, dass *weder für Deutschland noch für die meisten europäischen Staaten Studien vor(liegen)*, die die Allgemeine Wehrpflicht thematisieren. In Bezug auf Preußen hat diese Feststellung an ihrer Aktualität fast nichts eingebüßt. Den Anfang für eine Auseinandersetzung in Bezug auf die angeführten Forschungsdesiderate haben die Studien von Bernhard Schmitt und Thomas Hippler gemacht. Ute Frevert, *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*, München 2001, S. 13. Bernhard Schmitt, *Armee und staatliche Integration: Preußen und die Habsburgermonarchie 1815-1866. Rekrutierungspolitik in den neuen Provinzen: Staatliches Handeln und Bevölkerung*, Paderborn u. a. 2007. Thomas Hippler, *Soldats et citoyens. Naissance du service militaire en France et en Prusse*, Paris 2006.

Linda Braun

Ziele und Strukturen

Da sich also bislang keine einschlägige Studie eingehend mit der Genese der Theorie wie der Praxis der Allgemeinen Wehrpflicht beschäftigt hat, die sich von einem elitären Verwaltungs- und Denkschriftendiskurs zu lösen vermocht hätte, befragt dieses Projekt vor allem die Wechselwirkungen zwischen militärischer und ziviler Gesellschaft. Die Analyse wendet sich deshalb dem Spannungsverhältnis von Militär, Staat und Gesellschaft zu, um der Fixierung auf die juristisch-administrative Entwicklung der Allgemeinen Wehrpflicht zu entgehen. Herausgearbeitet werden sollen gesellschaftliche Veränderungen – gerade der Fokus auf die Reaktionen der betroffenen Wehrpflichtigen und ihrer Angehörigen verspricht das Gesamtbild der preußischen Gesellschaft wesentlich zu schärfen.

Aus den Archivalien geht hervor, welche Gruppen von Rekruten sich wie zur neuen Dienstpflicht verhielten – das Spektrum reicht vom Wunsch, den Dienst leisten zu dürfen, bis zu Verweigerungspraktiken (z. B. Abwesenheit bei der Musterung, physische Selbstverstümmelung, Bestechungs- oder Betrugsversuche). Neben den Stellungnahmen der Wehrpflichtigen sollen die Reaktionen ihrer Angehörigen analysiert werden, die mit Bittschriften und Eingaben auf ihre Sorgen und Nöte aufmerksam machten.

Thematisiert werden auch die Entstehung und Entwicklung des Wehrgesetzes sowie verschiedene nachfolgende Instruktionen, da ihr Entstehen durch das Agieren der Wehrpflichtigen und Verwaltungsbeamten beeinflusst wurde. Ein praktisches Problem für die Durchführung des Militärdienstes bestand beispielsweise darin, dass das Wehrgesetz vom 3. September 1814 lediglich neunzehn Paragraphen umfasste und sich auf grundsätzliche Feststellungen beschränkte; nicht erwähnt wurde die Handhabung von Verstößen gegen Bestimmungen und auch der Aushebungsprozess selbst wurde kaum thematisiert.⁴

⁴ Vgl. Schmitt, *Armee* (Anm. 3), S. 91.

Ein weiteres Ziel der Studie besteht darin, die Auswirkungen der Allgemeinen Wehrpflicht auf die Gesellschaft zu untersuchen. Hierbei soll dem Faktor Rechnung getragen werden, dass die Umstrukturierung der Lebensverhältnisse durch das Wehrgesetz keineswegs alle Staatsbürger gleichermaßen betraf und einzelne Gesellschaftsschichten und -gruppen spezifisch auf die neuen Werte und Normen, die an die Rekruten und deren Familien herangezogen wurden, reagierten. Das zeigt sich beispielsweise an der im Wehrgesetz pauschal postulierten Egalität, nach der alle männlichen Einwohner Preußens vordergründig gleich behandelt werden sollten, die das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatten: Sie wurden ohne jede prinzipielle Exemption zur *Vertheidigung des Vaterlandes* verpflichtet.⁵ Und doch existierte von Anfang an das so genannte Einjährig-Freiwilligen-Privileg, das der formulierten Gleichheit fundamental widersprach: Höhere Bildung und höherer sozialer Status führten zu Privilegien.⁶

In Briefwechseln zwischen Staatsbürgern und Landräten bildete die erlebte und empfundene Diskrepanz zwischen soldatischem und bürgerlichem Leben ein kontinuierliches Merkmal und wurde immer wieder geschildert. Die Ableistung der Wehrpflicht führte in vielen Familien zu ökonomischen und sozialen Problemen, für die Ausnahmeregelungen gefunden werden mussten. Gerade solche Beispiele nahmen Landräte immer wieder zum Anlass, in Schriften an die Berliner Regierung zum ‚Anwalt‘ ihrer Staatsbürger zu werden. Freilich erfolgten solche Stellungnahmen nicht allein aus sozialem Verantwortungsgefühl, sondern resultierten zugleich aus aufgeklärtem Eigennutz: Mit der Formulierung der Interessen von Rekruten vertraten die Landräte auch – und vielleicht vor allem – ihre eigenen, war ihnen schließlich keineswegs an einer ökonomischen Verschlechterung ihres Gebietes gelegen.

Des Weiteren beeinflussten konfessionelle Überzeugungen die jeweilige Haltung zu der Wehrpflicht – es gilt, die Aufmerksamkeit

⁵ Vgl. § 1 des Wehrgesetzes, in: Eugen von Frauenholz, *Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts*, Bd. 5, München 1941, S. 180.

⁶ Ebd., S. 181 (§ 7).

auf die spezifischen Umgangsformen zu lenken, die Staatsbürger evangelischen, katholischen, mennonitischen oder jüdischen Bekenntnisses gegenüber der Wehrpflicht hegten.⁷ Einen interessanten Testfall bilden die Mennoniten, die den Dienst an der Waffe prinzipiell ablehnten. Neben kollektiver Verweigerung ganzer Gemeinden kam es zu langwierigen und individuellen ‚Katz-und-Maus-Spielen‘ von Einzelpersonen mit den Behörden. Gerade bei den Mennoniten kam es im Falle der Verweigerung immer wieder zum Entzug der Staatsbürgerrechte und damit zur Exklusion aus der Gesellschaft.⁸

In der Dissertation werden zudem auch verschiedene Berufsgruppen und ihre jeweilige Position zur Wehrpflicht untersucht. Während die Partizipation an der neuen Pflicht für die Scharfrichter die Inklusion in die Gesellschaft bedeutete, versuchten sich gerade viele Staatsbeamte dem Dienst zu entwinden; als Argument wurde immer wieder hervorgebracht, schon dem Staat zu dienen. Des Weiteren wurde ein Problem in Bezug auf die Hierarchie angesprochen: Beamte, die im Berufsalltag in einer höheren Position standen, konnten in die Lage kommen, bei den Übungen mit einem Kollegen konfrontiert zu sein, der militärisch höhergestellt war. Hierüber äußerten die Vorgesetzten oftmals ihren Unmut und befürchteten, dass die Organisation ihrer Behörde gefährdet sein könnte.

⁷ Viele Juden versuchten die Allgemeine Wehrpflicht als Vehikel der Emanzipation zu nutzen: Erik Lindner, *Patriotismus deutscher Juden von der napoleonischen Ära bis zum Kaiserreich. Zwischen korporativem Loyalismus und individueller deutsch-jüdischer Identität*, Frankfurt a. M. 1997, S. 179-188.

⁸ Karl Holl, Zur Preisgabe mennonitischer „Wehrlosigkeit“ um 1800, in: Jost Dülffer (Hrsg.), *Kriegsbereitschaft und Friedensordnung in Deutschland 1800-1814*, Münster 1995, S. 234-238. James Jakob Fehr., *Kriegsdienstverweigerung im Militärstaat Preußen. Ein Bericht über neue Forschungen*, in: *Mennonitische Geschichtsblätter* 59 (2002), S. 173-179; ders., *Conscientious objection in the militarist state. The Mennonite refusal of military service in Brandenburg-Prussia*, in: Günther Lottes (Hrsg.), *Vom Kurfürstentum zum ‚Königreich der Landstriche‘. Brandenburg-Preußen im Zeitalter von Absolutismus und Aufklärung*, Berlin 2004, S. 193-218.

Die Durchsetzung der Allgemeinen Wehrpflicht in Preußen

Einen Grenzfall der Loyalität konstituierte das Verhalten der polnischen Bevölkerung Preußens, die individuelle wie kollektive Aktionen gegen die Militärflicht bis hin zur Desertion entfaltete.⁹ Kennzeichnend für die preußische Politik gegenüber den ‚Polen‘ waren Anstrengungen, die auf deren dauerhafte Eingliederung in Preußen abzielten.¹⁰

Ein zentraler Punkt der Studie ist es, die Unterschiede im Umgang der Akteure mit der Wehrpflicht zwischen einzelnen Provinzen herauszuarbeiten; so ergibt eine Analyse von Quellenbeständen der Provinz Westfalen eine ideale Erweiterung zu Bernhard Schmitts publizierter Dissertation über die Wehrpflicht im Rheinland. Des Weiteren werden Schlesien und das ‚Kernland‘ Brandenburg anhand eigener Quellenanalysen untersucht. Neben dieser Konzentration auf einzelne Provinzen wird die Allgemeine Wehrpflicht jedoch auch in einen gesamteuropäischen Kontext gestellt.¹¹

Der Untersuchungszeitraum

Die Untersuchung umfasst den Zeitraum von 1792 bis 1859, also von der Einführung des letzten Kantonreglements bis hin zum Preußischen Verfassungskonflikt. Ein wichtiges Anliegen ist es, die Veränderungen oder auch Kontinuitäten vom Kantonssystem zur Allgemeinen Wehrpflicht aufzuzeigen. Hierbei sind drei Phasen zu unterscheiden: Die Jahre von 1792 bis 1813 waren von der Reformdebatte geprägt; hier sollen Prozesse transparent gemacht werden, die das Wehrgesetz in seiner konkreten Form entstehen ließen.

⁹ Vgl. grundsätzlich: Janusz Mallek, Regionalna tożsamość oraz etniczne i konfesjonalne mniejszości w Prusach w czasach nowożytnych, in: Pomorze – Polska – Europa. Studia i materiały z dziejów XIX i XX wieku, Toruń 1995, S. 29-41.

¹⁰ Jens Boysen, Preußische Armee und polnische Minderheit. Royalistische Streitkräfte im Kontext der Nationalitätenfrage des 19. Jahrhunderts (1815-1914), Marburg 2008, S. 14-16.

¹¹ Kiran Klaus Patel, Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 52 (2004), S. 626-645.

Während der Phase von 1814 bis zur Revolution von 1848/49 wurden adäquate Formen der Umsetzung der Gesetzestheorie in die Praxis verhandelt, und Regulierungsmittel wurden an praktische Notwendigkeiten angepasst. Sowohl die Wehrpflichtigen als auch die Verwaltungsbeamten entwickelten sukzessive Handlungsweisen, die typologisch darzustellen sind. Durch die Kommunikation der lokalen Behörden einerseits mit den Rekruten, andererseits mit der Berliner Zentrale entstand eine Readjustierung in Permanenz. Die Institution der Wehrpflicht bildete schließlich ein historisches Novum, das deshalb nicht aufgrund von bisherigen Erfahrungswerten verwaltet werden konnte, sondern gestaltet werden wollte. Der Zeitraum soll die Nachwirkungen der Revolution von 1848/49 sowie die zunehmende Militarisierung sowie Mobilisierung der 1850er Jahre aufzeigen. Nicht untersucht werden die Jahre des preußischen Verfassungskonfliktes, da die Allgemeine Wehrpflicht zu diesem Zeitpunkt bereits institutionalisiert war.

Methode und Quellen

Die Betonung des Akteurcharakters legt es nahe: In der Studie wird ein praxistheoretischer Ansatz verfolgt, der den Akteur in den Mittelpunkt eines privaten als auch öffentlichen Interaktionsraumes stellt – herausgebildete Routinen und wiederkehrende Muster können so beispielsweise analysiert werden.¹² Das Projekt konzentriert sich auf die Durchsicht von Archivalien. Dabei ist besonders die innerbehördliche Kommunikation aufschlussreich, weil sie Anwendungsprobleme und Unsicherheiten der Verwaltungseinheiten transparent werden lässt; aber auch Akteure außerhalb des administrativen Bereiches finden sich in diesen Quellen – etwa Bauernfamilien oder Kaufmannsgilden, die auf die Regularien der Rekrutierung einzuwirken trachteten.

Durch die Analyse dieser Dokumente werden die Akteure selbst in den Mittelpunkt gerückt und somit können soziale Strukturen in

¹² Andreas Reckwitz, Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003), S. 282-301.

Die Durchsetzung der Allgemeinen Wehrpflicht in Preußen

Preußen sowie das Spannungsverhältnis zwischen zivilem und militärischem Leben näher beleuchtet werden. Das Verhältnis von Militär, Staat und Gesellschaft wird in einer erweiterten Perspektive untersucht.

Bericht

Urte Evert

Die Kapitalisierung des Krieges.
Kriegsunternehmer in Spätmittelalter und Früher Neuzeit.
Berlin, 18. bis 20. März 2009¹

Kernpunkt der Konferenz war die analytische Betrachtung historischer Beispiele des privaten Kriegsunternehmertums, um sowohl Ähnlichkeiten als auch Brüche und Unterschiede zur heutigen Erscheinung der privatisierten Kriegsführung näher zu beleuchten.

Nach dem Grußwort, mit dem Hans Martin Hinz die Teilnehmer seitens der Geschäftsleitung des DHM willkommen hieß, wurde mit dem Abendvortrag der offizielle Teil der Tagung eingeleitet. DIETRICH ERBEN (Bochum) sprach in seinem kunsthistorischen Vortrag *Vom Capitano zum Strategen. Über den repräsentativen Status des Feldherrn in der Denkmalkultur der Renaissance*. Am Beispiel der Reiterdenkmäler von Erasmo da Narni, Padua (1447), von Bartolomeo Colleoni in Venedig (1488) und von Cosimo de' Medici in Florenz (1596) wies Erben auf eine Entwicklung der Image-Bildung von Kriegsunternehmern hin, die vom bürgerlich-militärischen Machthaber über den entpersonalisierten Repräsentanten städtischer Gewalt bis zum fürstlichen Armeeführer reichte. Die adligen Anführer brauchten für ihre Vertrauen erweckende Selbstdarstellung eine Kombination aus militärischer Stärke und fürstlicher Gelehrtheit. Diese Behauptung warf in der anschließenden Diskussion die von Markus Meumann (Halle) vorgebrachte Frage auf, ob es nicht schon vorher eine eigene Image-Tradition des gelehrten Fürsten gegeben habe, die hier möglicherweise sichtbar werde, was Erben bestätigte, und ob sich das Image des Fürsten oder das Image des

¹ Diese internationale Tagung wurde veranstaltet von Matthias Meinhardt und Markus Meumann in Kooperation mit dem Deutschen Historischen Museum Berlin (DHM), dem Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. und der Professur für die Geschichte des Mittelalters der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, gefördert von der Gerda Henkel Stiftung.

Capitano verändere. Und auch Guy Rowlands (St. Andrews) sah in der in Italien und Frankreich vergleichbaren Darstellung von Fürsten als Capitani einen Hinweis auf ritterliche Traditionen. Kontroverser noch wurde die Interpretation aufgenommen, dass sich im Reiterstandbild auch ein Funktionswandel der Kavallerie ablesen lasse. Reinhard Baumann (München) stellte klar, dass die Reiterei im Verlauf der Frühen Neuzeit keineswegs ihre militärische Relevanz verloren habe. Erben verdeutlichte daraufhin, dass es ihm bei seinen Ausführungen nicht um die Realität des kriegerischen Einsatzes, sondern ausschließlich um die künstlerische Repräsentation des militärischen Anführers gegangen sei.

Den nächsten Sitzungstag eröffnete Ralf Pröve (Potsdam) mit einem Grußwort als Vorsitzender des AMG. MATTHIAS MEINHARDT (Halle) führte anschließend in Begriffe und Fragestellungen der Thematik ein. Besonderes Gewicht lag auf dem dynamisierenden Aspekt des Begriffs *Kapitalisierung* sowie der analytischen Aufgliederung seiner ökonomischen, sozialen, kulturellen und symbolischen Facetten. Außerdem skizzierte er die Untersuchungsfelder zur Transformation bzw. Hierarchisierung dieser Kapitalvarianten: Wie konnte z. B. durch Kriegführung Reichtum erworben und dann in politische Macht umgemünzt werden, die wiederum eine Erhöhung des Sozialstatus verhieß? Die raum- und zeitübergreifende Zusammenstellung der Beiträge begründete Meinhardt mit der daraus entstehenden Möglichkeit, eine schematische Übernahme von Epochengrenzen zu vermeiden und Behauptungen zu überprüfen wie beispielsweise, dass das Kriegsunternehmertum ein auf Italien beschränktes Phänomen gewesen sei. Um jedoch gleichzeitig eine Tiefenschärfe der wissenschaftlichen Resultate zu ermöglichen, statt eines oberflächlichen Überblicks von der Antike bis zur Gegenwart, wurde der Fokus auf das 14. bis 18. Jahrhundert gelegt. In drei Sektionen aufgeteilt sollten dabei 1. personelle und materielle Ressourcen sowie ihre Kapitalisierung im Mittelpunkt stehen, 2. die sozialen Profile und Handlungsmuster der Kriegsunternehmer selbst und 3. deren Wahrnehmung und Rezeption bis in die Gegenwart. Meinhardt warnte zwar vor

teleologischen Interpretationen, wollte jedoch die Debatte angestoßen wissen, was an der Kapitalisierung des Krieges wann neu entsteht und welche Kontinuitäten sich dennoch feststellen lassen.

HEINRICH LANG (Bamberg) eröffnete mit seinem Referat über *Das Geschäft mit der Gewalt. Gewaltmärkte am Beispiel der italienischen Condottieri zwischen 1350 und 1550* die erste Sektion, die Jörg Rogge (Mainz) moderierte. Demnach war die ökonomische Macht der italienischen Stadtstaaten an die Finanzkraft ihrer Bankhäuser gekoppelt, umgekehrt die Konkurrenz zwischen den Staaten eine wichtige Einnahmequelle der Banken, da sie den Kapitaltransfer zwischen Kriegsherr und Condottiero regelten, Kampf bzw. Verhandlungen finanzierten und am Erfolg beteiligt wurden. Hauptpunkt der anschließenden Diskussion war die Quellenlage, da die Söldnerquellen bisher nicht im Hinblick auf die finanziellen Gesichtspunkte untersucht wurden. Trotz der guten Quellenlage, etwa für Florenz, gibt es offenbar wenige Dokumente zum konkreten Transfer des Geldes zwischen Kriegsherr und Kriegsunternehmer.

Einen zeit- und raumübergreifenden Vergleichspunkt setzte STEFANIE RÜTHER (Münster) mit ihrer Vorstellung oberdeutscher Verhältnisse im Spätmittelalter unter dem Titel *Reichsstädte als Kriegsunternehmer? Ratsherren, Bürger und Büchsenmeister als Profiteure der süddeutschen Städtekriege (1376-1390)*. Sie stellte die gängige Meinung, dass militärische Gewalt für spätmittelalterliche süddeutsche Städte ein reines Verlustgeschäft bedeutete, mit einigen Differenzierungen richtig. Rüter verdeutlichte, dass einzelne Personen durchaus als eine Art Kriegsunternehmer zu finanziellem Kapital gelangen konnten, das sie ebenfalls in sozialen Aufstieg transformierten. Die Diskussion wurde mit der Äußerung eröffnet, dass die Profiteure der Konflikte durch vergeltenden Brand und Raub auch immer die Geschädigten gewesen seien, der Verlust also immer höher als der Gewinn gewesen sein müsse. Rüter stellte nochmals klar, dass Verlierer und Gewinner der gegenseitigen raubzugartigen Kriegführung nicht immer ein und dieselbe Person waren. Kriege waren durchaus wichtig für die Städte und nicht nur ein zu bewältigender

Unfall. Die anschließende von Rogge angestoßene Debatte über die Vergleichbarkeit der oberdeutschen Städte des Spätmittelalters mit den italienischen Städten der Renaissance brachte einige Unterschiede im Kriegsunternehmertum zutage, etwa in Bezug auf Aufstiegschancen von außen kommender Heerführer.

Die nächste Perspektiverweiterung bot STEFFEN LEINS (Tübingen) mit seinem wirtschaftshistorischen Beitrag *Das Prager Münzkonsortium von 1622/23. Möglichkeiten und Grenzen privater Kriegsfinanzierung durch eine „Kapitalgesellschaft“ im 17. Jahrhundert*. Am für diese Zeit singulärem Beispiel des durch persönlich verschuldete Inflation verursachten Staatsbankrotts eines Kaiserreichs erläuterte Leins Verwicklungen zwischen sozialem und finanziellem Kapital zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die Notwendigkeit der Kriegsfinanzierung führte zur Überwindung von religiösen Schranken, die rasante Soldentwertung zu Umwälzungen im Machtgefüge. In der Diskussion kam die Europäisierung dieses frühkapitalistischen Unternehmens zur Sprache. Leins zeigte auf, dass z. B. der niederländische Exilant de Witte auch von Böhmen aus mit den Finanzmärkten anderer Länder stark vernetzt war und mit Bankiers über regionale wie religiöse Grenzen hinweg zusammenarbeitete.

Die unterschiedlichen Erfolge einer Kapitalisierung des Seekrieges bzw. der militärischen Erweiterung einer Seehandelsgesellschaft verdeutlichte CHRISTOPH RASS (Aachen) in seinem vergleichenden Referat über *Freibeuter als Kriegsunternehmer: Geschäftsmodelle privatisierter Seekriegsführung*. Rass stellte die Freibeuter der englischen und niederländischen Handelskompanien des 17. Jahrhunderts vor und zeigte, dass eine Handelsgesellschaft mit starkem militärischem Arm und breiter Risikostreuung wie die Niederländische Ostindien-Kompanie (VOC) wesentlich stabiler blieb als ein Kriegskonzern mit schwacher Handelssparte wie die Niederländische Westindien-Kompanie (WIC), das Primat des Ökonomischen vor dem Militärischen also den größten Nutzen brachte. Die Diskussion beleuchtete genauer die verschiedenen Motivationen für das Freibeutertum: Laut Rass entschieden sich schwache, schlecht finanzierte Staaten für ein System der Kaperei, besser gestellte Staaten eher für

ein Mischsystem, in dem Kaperei nur ein Gewinnzweig unter vielen darstellte.

Die von Bernhard R. Kroener (Potsdam) moderierte Sektion II: *Profile, Chancen, Risiken* eröffnete WILLIAM CAFERRO (Nashville) mit seinen Ausführungen über *Petrarch's War and the Meaning of Florentine Military Wages (1349-1350)*. Anhand statistischer Untersuchungen verdeutlichte Caferro die höchst unterschiedliche Bezahlung von beispielsweise italienischen und (offenbar höher geschätzten) deutschen Söldnern im Florenz des Spätmittelalters. Aber nicht nur die nationale Herkunft entschied über die Staffelung des Solds, sondern auch die Waffenzugehörigkeit, so dass einige monatlich, andere täglich bezahlt wurden und der Sold von Infanteristen zwischen 1340 und 1360 anstieg, derjenige der Kavalleristen hingegen gleich blieb. Die Diskussion klärte einige Ursachen dieses Phänomens. So vermutete Rowlands, dass die mal tägliche, mal monatliche Bezahlung ähnlich wie im 17. Jahrhundert mit der Tatsache zusammen hängen könnte, dass einige Personen mehrere militärische Funktionen gleichzeitig ausfüllten. Und die sich erhöhenden Soldzahlungen für Infanteristen scheint nicht nur darauf zurückzuführen sein, dass die waffentechnischen Entwicklungen die Feuerwaffen tragenden Fußleute wichtiger werden ließ, sondern dass sie – anders als die Kavalleristen – neben ihrem Sold noch andere Erwerbsmöglichkeiten hatten.

Die ersten Schritte zur Selbständigkeit von Soldrittern im 15. Jahrhundert erläuterte UWE TRESP (Leipzig) am Beispiel eines besonderen sächsischen Kriegsunternehmers in seinem Vortrag *Private Kriegsbeteiligung zwischen Recht und Risiko: Der Fall Nickel Pflug von Knauthain (1450/1477)*. Pflug war als freier Mann, nicht als Söldner, am sächsischen Bruderkrieg in Gera beteiligt, wo er für kurze Zeit in Gefangenschaft geriet. Die Jahre später geforderte Lösegeldzahlung stellte er der Stadt Gera in Rechnung, für die er zwar ohne Vertrag, aber doch in einer Art Treueverhältnis gekämpft hatte. Hauptgegenstand der Diskussion war die Motivation des Adligen, der erst lange nach dem Kampf ökonomischen Ausgleich für seinen Einsatz forderte. Kroener sah hier ein kompliziertes Wech-

selspiel zwischen sozialem und finanziellem Profit, da Pflug seinen eher der Ehre als der Hoffnung auf Beutemachen geschuldeten Einsatz mit Ausgleichszahlungen anerkannt wissen wollte. Jörg Rogge argumentierte für die Berücksichtigung von ‚Treu und Glaube‘ als Beweggründe und damit für die Deutung von Pflug als Helfer seiner Waffenbrüder, ergänzt durch die Möglichkeit, dass der Ritter sowohl auf materielles Kapital in Form von Beute statt Sold spekulierte sowie in eine zukünftige Höherbewertung als bewährter Kämpfer investierte.

Welches Gewicht neben ökonomischen Faktoren auch politische, konfessionelle und private Überlegungen im Kriegsunternehmertum hatten, zeigte BRIAN SANDBERG (DeKalb, Illinois) in seinem Referat „*Diligently Assembling a Great Number of My Friends*”: *Military Entrepreneurs and Personal Armies in the French Wars of Religion, 1562-1629*. Französische Adlige unterstützten mit privater Kriegführung ihre jeweiligen ‚Freunde‘ und Glaubensgenossen und erhofften sich davon weniger Reichtum als einen gesellschaftlichen Aufstieg zu mehr Ehre und Führungsgewalt. Die Frage in der Diskussion nach den Loyalitäten der katholischen bzw. protestantischen Kämpfer beantwortete Sandberg mit dem Hinweis, dass die Loyalität zum König für alle als die wichtigste galt – und doch kämpften beide königstreuen Seiten gegeneinander. Die finanziellen Investitionen für diese Kämpfe übernahmen die Adligen selbst.

GUY ROWLANDS (St. Andrews) zeigte in seinem Beitrag *The Capitalisation of Foreign Mercenaries in Louis XIV's France* am Beispiel der Kriege Ludwigs XIV. Ende des 17. Jahrhunderts, dass auch noch in der Zeit der sich durchsetzenden stehenden Heere fremde Söldner eingebunden wurden. Vor allem irische Söldner kamen nach Frankreich, die jedoch weniger für ihr finanzielles Fortkommen, sondern aus politisch-moralischer Loyalität zum James II. unterstützenden französischen König kämpften. In der Diskussion wurden die verschiedenen Gründe für Schweizer Söldner und deutsche Adlige, auf französischer Seite zu kämpfen, thematisiert. Und auch hier schienen sich eher soziale und politische Interessen herauszukristallisieren als finanzielle.

Den Abschluss dieser Sektion gestaltete THOMAS KOSSERT (Osnabrück) mit seinem analytischen Blick auf den *Krieg für Land und Leben? Tilly und der „Casus Brunsvicensis“*. Kossert stellte klar, dass auch der oft als *der* bescheidene Feldherr des Dreißigjährigen Krieges wahrgenommene Johann Tserclaes Graf von Tilly (1559-1632) nach Geld und Macht strebte. Wenn ihm auch politisch-soziale Ehren, wie der Aufstieg zum Herzog von Braunschweig-Lüneburg in Konkurrenz zu prominenteren Interessenten verwehrt blieben, so zog er zumindest hohen materiellen Gewinn aus seinen Kriegsunternehmen, mit dem er eine Familiendynastie gründen konnte. Auch in der Diskussion widerlegte Kossert den Eindruck, dass Tilly nur der Verlierer im Streben um soziales Kapital gewesen sei. Zwei wenig lukrative Fürstungen lehnte er in dem Bewusstsein ab, dass er zunächst materielles Kapital brauchte, um seinem kriegsbedingten Aufstieg auch in Friedenszeiten Dauerhaftigkeit zu verleihen.

Mit der Schilderung einzelner Kriegsunternehmer und ihrer Imagebildung ging es am nächsten Tag in der Sektion III: *Darstellungen, Wahrnehmungen, Deutungen* weiter, deren Moderation Stephan Selzer (Hamburg) übernahm. NIKLAS KONZEN (Tübingen) erläuterte in seinem Referat *„Vir tam strenuus tamque bellicosus“ – Selbstverständnis, Fremdwahrnehmung und Legendarisierung des Hans von Rechberg (ca. 1410-1464)* die höchst unterschiedlichen Perspektiven auf einen Raubritter des 15. Jahrhunderts von seinen Zeitgenossen über das 16. bis ins 19. Jahrhundert. Selbst in der Gegenwart existieren noch Spannungen zwischen der Romantisierung Rechbergs als Retter des Adels und individuellem Helden bzw. seiner Abwertung als straßenräuberischem *Schergen* der Habsburger und rückständigem Gegner der beginnenden Gewaltmonopolisierung. In der Diskussion erklärte Konzen, dass Rechberg, der sich selbst als gerechtfertigter Fehdeführer darstellte, kein ökonomisch erfolgreicher Kriegsunternehmer war, da er materiell in jeder Fehde verlor. Ob das allerdings an Fehlspekulationen auf Beute oder an anders gelagerten Interessen Rechbergs lag, lasse sich aus der derzeitigen Quellenlage nicht ablesen.

Einen Blick auf die familiären Beteiligungen am Kriegsunternehmertum in der Schweiz des 17. Jahrhunderts warf NATHALIE BÜSSER (Zürich) in ihrem Vortrag „*Herr General*“, „*Frau Generalin*“ und ihre Kinder – neue Zugänge zum Soldgeschäft als erbliches Verwandtschaftsunternehmen. Büsser zeigte, dass in der sozialen Praxis auch Frauen daran beteiligt waren, Söldner zu werben, einzustellen und zu vermitteln sowie die Suche nach Deserteuren zu organisieren – nicht nur, wenn der nominelle Kriegsunternehmer, also Ehemann, Vater oder Bruder, abwesend war. Die familiäre Vernetzung in das Geschäft sah Büsser auch als Folge der Professionalisierung und Verteuerung des Krieges, die eine Art kapitalistisches Familienunternehmen zweckdienlicher erscheinen ließen als Condottier-Versuche einer Einzelperson. Hauptgegenstand der Diskussion war der rechtliche Handlungsspielraum der Frauen, der den privaten Quellen nach wesentlich größer war, als es die normativen Überlieferungen bisher suggerierten. Büsser konnte Rowlands', Rogges und Baumanns Fragen nach der rechtlichen Grundlage der von Frauen geschlossenen Verträge mit Söldnern mit der Versicherung beantworten, dass auch diese Verträge als rechtlich bindend akzeptiert wurden.

REINHARD BAUMANN (München) führte mit seinem Beitrag *Georg von Frundsberg: beansprucht, heroisiert, missbraucht* zurück zur Rezeptionsgeschichte einer Einzelperson. Allen Bildern des Landsknechtsobristen Frundsberg (1473-1528) vom Nationalhelden der Vergangenheit bis zum Produktnamen der Gegenwart ist jedoch gemeinsam, dass sein Dasein als ökonomisch erfolgreicher Söldnerunternehmer keine Rolle spielte, sondern nur sein Sieg in der Schlacht von Pavia (1525). In der Diskussion stellte Baumann noch heraus, dass Frundsberg den größten Teil seines Lebens mit den alltäglichen Geschäften eines Feudalherrn zu tun hatte, weniger mit den kriegerischen.

Den einzigen Beitrag zum 18. Jahrhundert präsentierte MARIAN FÜSSEL (Göttingen) in seinem Abschlussvortrag *Händler und Krieger? Robert Clive, die East India Company und die Kapitalisierung des Siebenjährigen Krieges in Indien*. Füssel zeigte die Schwankungen der

Tagungsbericht

Erinnerung an den im Kampf für die britische Vorherrschaft in Indien zu Ehren und Reichtum gekommenen Handels- und Kriegsunternehmer Robert Clive (1725-1774) zwischen gefeierten Nationalhelden, ‚Mittelklasseaufsteigertyp‘ und dem karikierten ‚Ausbeuter Indiens‘. In der Diskussion verdeutlichte Füssel, dass Clive tatsächlich die Rolle eines Söldnerobristen einnahm, indem er selbst eine Armee bezahlte und anführte, in der auch deutsche, holländische und indische Söldner dienten. Die Kriegführung selbst unterschied sich jedoch sehr von der europäischen.

Die Schlussdebatte bereitete MARKUS MEUMANN mit dem Fazit vor, dass die Vorträge die Existenz des Kriegsunternehmertums im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit ohne regionale Beschränkung belegten. Allerdings fehle es an einer verlässlichen quantitativen Einschätzung. Als Ausblick für weitere wissenschaftliche Vergleiche schlug Meumann daher den Aufbau einer Internetdatenbank zu diesem Thema vor. Die inhaltlichen Ergebnisse der Tagungsbeiträge zeigten zudem, dass der Begriff ‚Kriegsunternehmer‘ zwar unscharf aber als Arbeitsbegriff weiterhin nützlich ist, dass soziale Profile, Motivationen und Ziele der Kriegsunternehmer sehr heterogen waren und dass zwar Parallelen zum heutigen Phänomen der Kriegsprivatisierung zu erkennen sind, diese aber nicht zu Gleichsetzungen führen dürfen. In der Diskussion plädierten Heinrich Lang und Christoph Rass für mehr Differenzierungen hinsichtlich der Organisation und Organisatoren von Kriegsunternehmen, Martin Rink (Potsdam) für den Vergleich von Vergangenheit und Gegenwart auf einer höheren Abstraktionsebene, um den aktuellen Bezug nicht zu vernachlässigen, und Dietrich Erben für einen Wertediskurs, der das Problemfeld Selbstinszenierung und Fremdwahrnehmung stärker in den Blick nimmt. Nathalie Büsler und Matthias Meinhardt schlossen die Diskussion mit dem Appell, staatliche und private Kriegsunternehmen nicht einfach als Gegenpole, sondern als sich gegenseitig beeinflussende progressive Faktoren zu sehen.

Tagungsbericht

Der allen Beteiligten zu verdankende Erfolg dieser Konferenz verspricht weitere Arbeiten und Erkenntnisse zum Thema Kapitalisierung des Krieges.

Rezensionen

Philippe Bragard, Jean-François Chanet, Catherine Denys und Philippe Guignet (Hrsg.), *L'armée et la ville dans l'Europe du Nord et du Nord-Ouest, du XVe siècle à nos jours*, Louvain-la-Neuve 2006, 409 S., 49 € [ISBN2-87209-777-5].

Der Sammelband widmet sich dem Verhältnis zwischen Armee und Stadt und geht auf eine Tagung an der Universität Lille III im Mai 2004 zurück. In 25 Beiträgen von französischen, belgischen, luxemburgischen, niederländischen und deutschen Historikern werden die verschiedensten Facetten dieser Thematik für den Zeitraum vom 15. Jahrhundert bis zum 21. Jahrhundert beleuchtet. Die Beiträge sind, wie oft bei Sammelbänden, von unterschiedlichster Qualität. Die Schwierigkeiten, das vielfältige Tagungsmaterial zu ordnen, werden schon im Inhaltsverzeichnis deutlich. Ein Teil der Beiträge passt weder unter die Überschrift „Relations civilo-militaires“, „Pouvoir municipale et armée“ noch unter den Titel „Rôle économique de l'armée“, sondern wird dem Leser ohne jegliche Zuordnung präsentiert.

Insgesamt überwiegt jedoch der positive Eindruck, nicht zuletzt, weil hier neben der Frage nach den Beziehungen zwischen der Armee und den städtischen Behörden, den Militärangehörigen und den Einwohnern sowie der ökonomischen Bedeutung vom Militär für die Städte ein Thema zum Zuge kommt, das in der Historiographie bisher kaum Beachtung gefunden hat. So wird etwa die Frage nach den ökologischen Auswirkungen des Festungsbaus und der Unterbringung von Soldaten innerhalb der Städte gleich in mehreren Beiträgen behandelt, auch wenn dies in den Titeln nicht immer zum Ausdruck kommt und sich auch aus der Gliederung des Sammelbandes nur schwer erschließen lässt (siehe insbesondere den Beitrag von Odile Roynette zur Wasserversorgung der Armee in den nordfranzösischen Städten am Ende des 19. Jahr-

hundreds und Emmanuel Garnier zu Strasbourg im 18. Jahrhundert).

Angesichts der Vielzahl der Aufsätze beschränkt sich die vorliegende Rezension auf die Besprechung einiger weniger Beiträge mit Bezug zur Frühen Neuzeit. GUY THEWES beschäftigt sich in seinem Aufsatz zur Stadt und Festung Luxemburg im 18. Jahrhundert mit der Frage der ökonomischen Bedeutung des Festungsbaus für die städtische Wirtschaft, den dazu nötigen Investitionen und der Konfiszierung von Land. Die Festung Luxemburg erfuhr in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts massive Investitionen seitens der Österreicher. Die damit verbundenen Bauarbeiten begünstigten jedoch nicht direkt die städtische Ökonomie, denn es wurde vor allem auf auswärtige Ingenieure und Handwerker zurückgegriffen. Für weniger qualifizierte Bautätigkeiten wurden Söldner und Bauern aus dem Umland beschäftigt. Damit bestätigt sich laut Thewes der vermutete positive Effekt des Festungsbaus auf die städtische Ökonomie nicht. Allerdings schließt dies, wie der Autor bemerkt, indirekte konsumgebundene Wirkungen nicht aus. Die anschließenden Erläuterungen zu Konflikten über Landnutzung im Umfeld der Militäranlagen hätten es vielleicht verdient, vertieft in einem eigenen Artikel behandelt zu werden.

Die Frage nach den Kosten der Truppenunterbringung wird gleich in mehreren Beiträgen behandelt. So stellt z. B. CHRISTINE LAMARRE für die Kleinstadt Auxonne in der Grafschaft Burgund fest, dass die Bilanz der militärischen Präsenz zwiespältig ausfällt: Aus finanzieller Sicht paralyisierte die Unterhaltung der Truppen und der Bau von Kasernen die städtischen Finanzen. Doch profitierte die Stadt von der Etablierung neuer Berufsgruppen und insbesondere von der Gründung einer Artillerieschule.

Die Hafenstadt Brest war im 18. Jahrhundert laut PHILIPPE JARNOUX eine sowohl wirtschaftlich als auch politisch vollkommen von der Armee abhängige Stadt. Die Einwohnerzahl Brests wuchs zwischen 1660 und 1789 von 3.000 auf 30.000. Die städtische Politik wurde vom Intendanten und dem Kommandanten der Marine

dominiert. Die Auswirkungen dieser militärischen Präsenz werden von Jarnoux unter anderem am Beispiel des Preisniveaus gezeigt. Die Lebenshaltungskosten in Brest waren während des 18. Jahrhunderts vergleichsweise hoch. Gleichzeitig bot die Armee aber zahlreiche Verdienstmöglichkeiten, sowohl im Bausektor als auch in der Verwaltung. Während die lokale Bevölkerung als Kreditgeber der Armee fungierte, gingen laut Jarnoux in den 1750er und 1760er Jahren 20 bis 40 Prozent der Ausgaben der Armee an auswärtige Lieferanten. Der Autor berücksichtigt bei seiner Darstellung allerdings die Auswirkungen des Konsums seitens der Militärangehörigen nicht, so dass kein abschließender Befund erkennbar ist.

Diesbezüglich lohnt sich ein Blick auf den Beitrag von STÉPHANE PERRÉON, der sich der Frage des Konsums durch das Militär in bretonischen Städten des 18. Jahrhunderts zuwendet. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die Unternehmer der Etappe selten zur höheren Bürgerschaft gehörten, d. h. von der Armee profitierten vor allem kleinere Unternehmer und Handwerker. In der Bretagne dauerte es länger als in den nördlichen und östlichen Grenzstädten Frankreichs, bis die lokalen und regionalen Entscheidungsträger sich der ökonomischen Bedeutung des durch die Truppen erzeugten Konsums bewusst wurden. Die Stadt Rennes beispielsweise bat erst im Jahr 1789 um die Etablierung einer permanenten Garnison.

In den Niederlanden entwickelte sich, so die These von GRIET VERMEESCH, die sich mit den Garnisonen Gorinchem und Doesburg während des Achtzigjährigen Krieges beschäftigt, das Einquartierungswesen anders als in Frankreich oder in den Südlichen Niederlanden zu einer lukrativen Angelegenheit. In den 1590er Jahren wurden entsprechende Tarife für die Einquartierung zwischen den Provinzen festgelegt. Die Unterbringung wurde nicht wie in den Südlichen Niederlanden von den jeweiligen lokalen Behörden organisiert, sondern die Söldner mussten sich selbst mit den jeweiligen Familien verständigen. Damit waren die Familien in einer stärkeren Verhandlungsposition und entschieden selbständig über die Anzahl der von ihnen aufzunehmenden Soldaten.

Mit den ökologischen und damit auch ökonomischen Auswirkungen des Festungsbaus in Straßburg beschäftigt sich EMMANUEL GARNIER. Die Stadt wurde, so Garnier, nach der französischen Eroberung vom 30. September 1681 nicht nur zu einer bedeutenden Garnisonstadt (1789 waren hier 6.000 Soldaten stationiert), sondern die entstandene massive Präsenz des Militärs hatte auch direkte und weitreichende Konsequenzen für die unmittelbare Umwelt der Stadt. Die Armee benötigte ungeheure Mengen von Holz, sowohl als Brennholz als auch als Baumaterial. Damit wurde laut Garnier eine weitreichende Abholzung eingeleitet. Gleichzeitig griffen die Festungsarbeiten am Rhein in das Ökosystem des Flusses ein, Überflutungen und Erosion waren die Folge. Die Armee versuchte die Erosion mit Hilfe von Reisigbündeln zu bekämpfen, die Holzknappheit nahm damit weiter zu. Als Folge musste die Stadt Holz aus den Vogesen und aus dem Rheintal beziehen.

Der vergleichende Beitrag von MARKUS MEUMANN zu Nordfrankreich und dem Herzogtum Magdeburg im 17. Jahrhundert untersucht die These von Jean Meyer (*La France Moderne*, Paris 1985), wonach die französische Armee weniger Verwüstungen und Brutalitäten ausgeübt hätte, als andere Armeen. Meumann zieht den Schluss, dass sich diese These für den Dreißigjährigen Krieg nicht aufrechterhalten lässt. Dagegen lassen sich Unterschiede im Bezug auf die Friedenszeit feststellen. Die Situation der Zivilbevölkerung sei besser gewesen, wenn die Konflikte zwischen Militärs und Einwohnern unter ziviler Jurisdiktion oder unter den Kompetenzen des Intendanten fielen. Solche Ansätze findet Meumann aber nicht nur in Frankreich sondern auch in Magdeburg.

Der oberste Gerichtshof (Parlement) von Grenoble ist der Untersuchungsgegenstand von CLARISSE COULOMB. Der Beitrag weist auf die interessante, laut der Autorin, in Frankreich einzigartige Situation hin, in der der Präsident des Parlaments bei Abwesenheit des Gouverneurs der Provinz und dessen Stellvertreter die oberste Armeeführung innehatte. In den Jahren 1716 bis 1743 konnten die Präsidenten damit wiederholt sowohl die rechtliche als auch die militärische Autorität stellen. Die Folge dieser Bündelung war die

Ausweitung der polizeilichen Kompetenzen des Militärs. Als das Parlament im Jahr 1743 die Autorität über die Armee verlor, führte dies zu einem dauerhaften Konflikt mit den Militärs, die weiterhin auf ihre etablierten polizeilichen Kompetenzen beharrten. Die Beziehungen zwischen den Mitgliedern des Parlaments und den Militärkommandanten waren dabei nicht nur durch Konkurrenz sondern auch durch soziale Netzwerke und übergreifende Karriereinteressen sowie durch Kooperation geprägt. Dabei spielte die Krone im Aushandlungsprozess zwischen diesen beiden Instanzen eine entscheidende Rolle.

Insgesamt ermöglicht der vorliegende Sammelband einen breiten Überblick über die Erforschung des Militärs in der Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, vornehmlich in Frankreich und in den Benelux-Ländern. In der Mehrzahl handelt es sich um gründlich recherchierte und klar argumentierende Fallstudien. Methodische Überlegungen findet man dagegen kaum.

Hanna Sonkajärvi

Birgit Rehse, *Die Supplikations- und Gnadenpraxis in Brandenburg-Preußen. Eine Untersuchung am Beispiel der Kurmark unter Friedrich Wilhelm II. (1786-1797)*, Berlin 2008, 676 S., 98 € [ISBN 978-3-428-12591-3].

Die Frühneuzeitforschung hat seit einigen Jahren die Thematik der Bittschriften für sich entdeckt und seitdem gezeigt, welche enorme inhaltliche und methodische Bandbreite diese bieten.¹ Birgit Rehse hat sich in ihrer Dissertation dieser Quellengruppe zugewendet und damit gleich ein doppeltes Desiderat bearbeitet (S. 2). Zum einen stellt die Supplikationspraxis und der Umgang mit Gnadenbitten, bis auf wenige Detailstudien, immer noch eine Terra incog-

¹ Vgl. dazu die Rezension von Ulrike Ludwig über den Sammelband von: Cecilia Nubola, Andreas Würzler (Hrsg.), *Bittschriften und Gravamina. Politik, Verwaltung und Justiz in Europa (14.-18. Jahrhundert)*, Berlin 2005, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 11 (2007), 1, S. 66-69.

nita in der doch relativ gut erforschten Kurmark, der Kernprovinz der Monarchie, dar. Zum anderen hat die Autorin mit der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. oder des ‚dicken Wilhelm‘ wie ihn sein ‚großer‘ Vorgänger und Onkel (Friedrich II. 1740-1786) spöttisch genannt hat, einen Zeitabschnitt gewählt, der lange Zeit von der Forschung vernachlässigt wurde.²

Am Beispiel von Supplikationen strafrechtlich Angeklagter untersucht Rehse Akteure, Funktionsweisen und die Bedeutung der Gnadenpraxis für die Legitimation von Herrschaft in der Region. Nach einer allgemeinen Vorstellung des Gnadenverständnisses im 18. Jahrhundert, der rechtshistorischen Entwicklung und der normativen Regelung der Supplikationen in Brandenburg-Preußen, folgt die Auswertung des reichhaltigen Quellenmaterials. Mittels quantifizierender und qualitativer Methoden hat Rehse mehr als 1.000 Fälle untersucht (S. 17).

Hervorzuheben ist dabei besonders die qualitative Auswertung der Suppliken (Kapitel III). Hier analysiert die Autorin nicht allein die Supplikensprache, sondern auch die *Physis* der Bittschriften. Erscheinungsbild, Stil, Aufbau und schließlich Argumentationsstrategien (S. 151) vermitteln anschaulich, wie kompliziert und anspruchsvoll das Abfassen eines Briefes mitunter war. Professionelle Schreiber waren hier gefordert, die um die damals üblichen Devotionsformeln, Stilmittel und narrativen Muster wussten. Trotz der Formelhaftigkeit, welche die Bittschriften *schematisch* (S. 173) erscheinen lassen, konstatiert Rehse, dass diese doch immer auch individuelle Züge tragen. Damit sind die Bittschriften eine nicht zu unterschätzende Quellengruppe, die auch die Lebensumstände der ‚unteren‘ Schichten erhellen können.

Nach der Form behandelt Rehse im folgenden Kapitel den eigentlichen Inhalte der Gnadenbitten. Diese waren äußerst vielfältig, da Gnadenbitten zu jedem Zeitpunkt, also sowohl vor, während und

² Vgl. dazu die jüngst erschienene Biografie von Brigitte Meier, Friedrich Wilhelm II. König von Preußen (1744-1797): Ein Leben zwischen Rokoko und Revolution, Regensburg 2007.

nach der Gerichtsverhandlung bzw. dem Strafvollzug (S. 191) eingereicht werden konnten. Die Bitten waren dabei weniger umfassend angelegt, d. h. um einen generellen Freispruch oder eine Abolition (Niederschlagung des Prozesses) wurde selten gebeten. Die Supplikanten setzten eher auf die Taktik der kleinen Schritte, indem sie um weniger *umfangreiche Begnadigungen* baten und erst, wenn sie damit Erfolg hatten, weitere Gnadenbitten verfassten.

Bei der anschließenden Untersuchung der Supplikantengruppen, kommt Rehese zu dem Schluss, dass Gnadenbitten aus dem direkten persönlichen Umfeld, also der Kernfamilie, dominierten. Augenfällig ist aber, dass das Supplikationswesen durch eine *Allzugänglichkeit* geprägt war, wie ähnliche Untersuchungen für andere Territorien bereits festgestellt haben, d. h. jeder, unabhängig vom sozialen Status oder Geschlecht, durfte supplizieren. Augenfällig ist hier, dass fast vierzig Prozent der Suppliken von Frauen eingereicht wurden. Rehese erklärt dies mit dem hohen Männeranteil unter den straffällig gewordenen Personen (S. 589). Denn besonders die unmittelbaren Angehörigen, also Mütter und Ehefrauen, baten für ihre Verwandten um Gnade.

Neben Verwandten, Nachbarn, Geschäftspartnern etc, traten auch lokale Obrigkeiten und vereinzelt auch Militärs als Fürsprecher auf und baten um Gnade für einen Verurteilten. Leider lassen die nur sehr wenigen Beispiele (vier supplizierende Militärs für straffällig gewordene Soldaten) keine generalisierenden Aussagen zu, doch legen sie die Vermutung nahe, dass Kompetenzstreitigkeiten mit zivilen Behörden, hier dem Justizdepartement, an der Tagesordnung waren. Wurde der Soldat vor seinem Eintritt in die Armee straffällig, dann beanspruchten die zivilen Stellen die Zuständigkeit für sich. Das Militär war aber besonders aus *personalwirtschaftlichen Gründen* (S. 334) daran interessiert, die Soldaten selbst abzuurteilen, um sie im Regiment zu halten. Für die Militärgeschichte der Frühen Neuzeit können Suppliken somit ebenfalls einen lohnenden Untersuchungsgegenstand darstellen.

Die Intentionen der Supplikanten, die Rehse in einem weiteren Kapitel behandelt, bestehen vordergründig darin, eine Begnadigung zu erwirken. Sosehr die einzelnen Gnadenfälle auch differierten, das eigentliche Motiv hinter den Gnadensuppliken – unabhängig zu welchem Kreis der Supplikant gehörte (Familienmitglied, Amtsträger, Nachbar etc.) – war immer der Erhalt der wirtschaftlichen Existenz. Durch die Straffälligkeit waren die Bittsteller in eine existenzbedrohende Situation geraten (S. 359). Dieses Wirtschaftsargument vermochte wohl zu überzeugen, da schließlich der König selbst aus *fiskalischen Gründen* (S. 362) an dem ökonomischen Wohlergehen seiner Untertanen interessiert war.

Doch bevor eine Supplik tatsächlich an den König gelangte, musste sie einen bestimmten Instanzenweg durchlaufen. Für Suppliken in Strafrechtsangelegenheiten war das Justizdepartement zuständig, dass häufig ohne Vorlage beim Monarchen entschied. Nur wenn ein Supplikant mit der Resolution des Justizdepartements nicht einverstanden war, wurde aus der Mediate – eine Immediatsupplik, d. h. das Gesuch wurde dem Souverän vorgelegt (S. 386). Dieser entschied Gnadensachen allerdings nie allein, sondern griff immer auf Berichte des Justizdepartements zurück oder wies den Justizminister an, dazu Stellung zu nehmen. Die Autorin hat dabei nachgewiesen, dass Friedrich Wilhelm II. sich fast immer an die Vorschläge seiner Behörden orientiert hat.

Doch wie erfolgreich waren die Untertanen mit ihren Gnadengesuchen? Dabei ist zu beachten, dass es ein breites Spektrum an Begnadigungsformen gab (S. 427). Der gänzliche Verzicht auf eine Bestrafung stellt dabei die große Ausnahme dar. Allgemein, so bilanziert Rehse, war die Gnadenpraxis unter Friedrich Wilhelm II. eher restriktiv, oft wurden nur die Modalitäten des Strafvollzugs gemildert, die eigentliche Strafe aber nicht aufgehoben (S. 606). Gnade wurde also nicht mehr als Geschenk gewährt, sondern verlangte einen gerechtfertigten Grund. Der Monarch war bei seiner Entscheidung nicht frei, sondern durch die formalisierte Praxis (Instanzenweg etc.) stark in seiner Entscheidung eingengt und von den Zuarbeiten des Justizdepartement abhängig. Trotzdem

stellte das Begnadigungsrecht des Monarchen weiterhin ein zentrales Symbol der Herrschaft dar, mit dem diese auch legitimiert wurde (S. 601). Mit ihrer Hilfe konnte sich der König als pflichtbewusster Herrscher ausweisen und gleichzeitig ein ‚Stimmungsbild‘ seiner Untertanen einfangen. Misstände in Vollzugsanstalten, Beschwerden über Amtsträger etc. kamen hier zur Sprache. Die Bittschriften waren somit auch ein Indikator für die *Einstellung der Untertanen gegenüber obrigkeitliche(n) Entscheidungen* (S. 602).

Birgit Rehse hat mit ihrer Untersuchung ein wegweisendes Werk für diese wichtige Thematik vorgelegt. Die Studie bietet vielfältige Anknüpfungspunkte für weiterführende Untersuchungen. Die frühneuzeitliche Regierungspraxis, die Kommunikation zwischen Untertanen und Monarch sowie die Funktionsweise von Herrschaft in der Frühen Neuzeit können dadurch – das zeigte die Autorin vorbildlich für die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. – weiter beleuchtet werden.

Carmen Winkel

Malte Prietzel, *Kriegführung im Mittelalter. Handlungen, Erinnerungen, Bedeutungen*, Paderborn u.a. 2006, 406 S., 44 € [ISBN 10: 3-506-75634-6].

Malte Prietzel, *Krieg im Mittelalter*, Darmstadt 2006, 208 Seiten, 29,90 € [ISBN 10:3-534-16715-5].

Mit seinen hier vorgestellten Büchern¹ hat sich Prietzel als Experte für die Kriegsgeschichte in der deutschen Mediävistik etabliert. Sie sind von unterschiedlichem Zuschnitt, aber ergänzen sich teilweise. Dabei ist *Kriegführung* das wissenschaftlichere Buch mit der Präsentation einer These; *Krieg* hingegen bietet einen mit Abbildungen und Karten ausgestatteten Überblick über verschiedene Aspekte der Kriegführung und wendet sich – ohne wissenschaftlichen Apparat – an ein breiteres Publikum.

¹ Die Seitenzahlen im Text beziehen sich auf den Band *Kriegführung im Mittelalter*.

Rezensionen

In *Kriegführung* bietet Prietzel keine Geschichte der militärischen Taktik, Logistik, Bewaffnung, Verwaltung oder der Operationen. Deshalb ist das Buch kritisiert worden, denn diese Themen haben in der aktuellen – insbesondere anglo-amerikanischen – Forschung einen hohen Stellenwert.² Allerdings behandelt Prietzel diese Themen in dem zweiten Band *Krieg*, dessen Aufbau sich eher an den britischen Arbeiten zur Kriegsgeschichte orientiert. Vorgestellt werden für die Zeit von etwa 800 bis 1500 die Organisation und Ausrüstung der Heere, Strategie und Taktik der Feldzüge, die verschiedenen Formen der Erinnerung an (gewonnene) Schlachten,³ Glaubenskriege am Beispiel des Deutschen Ordens in Preußen, Befestigungen und Belagerungen, die Kriegführung von Städten, der Hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich sowie Aspekte der Krieg- und Fehdeführung im spätmittelalterlichen Deutschland. Dieser Band ist eine willkommene Übersicht über wichtige Aspekte der Kriegführung im Mittelalter und im Zusammenhang mit der Arbeit an *Kriegführung* entstanden. Hier findet man auch Informationen und Interpretationen zu Themen, die Prietzel in *Kriegführung* nicht behandelt hat, weshalb man am besten beide Bände gleichzeitig benutzen sollte.

Die beiden Bände sind zudem durch einen gemeinsamen methodischen Ansatz verbunden, nämlich einen kulturgeschichtlichen. Für Prietzel ist Krieg ein Teil der Kultur und Kultur versteht er als einen *Sinnzusammenhang, innerhalb dessen Fakten bewertet, geordnet und zu einem Ganzen zusammengefügt werden* (S. 11). Deshalb geht er z. B. den Fragen nach, welche Bedeutung der Krieg für Gesellschaften hatte und wie Krieg durch die Zeitgenossen wahrgenommen wor-

² David Bachrach: Rezension zu: Prietzel, Malte: *Kriegführung im Mittelalter. Handlungen, Erinnerungen und Bedeutungen*, Paderborn 2006, in: H-Soz-u-Kult, 14.02.2007, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2007-1-109> [zuletzt am 14. Februar 2009].

³ Sehr instruktiv ist in diesem Zusammenhang, die von Prietzel in: *Krieg* (S. 181-187) am Beispiel der Schlacht bei Tannenberg 1410, die der Deutsche Orden gegen Polen-Litauen verloren hatte, behandelte nationale Form der Erinnerung an Schlachten und deren Nutzung als politisches Argument im 19. und 20. Jahrhundert.

den ist.⁴ Diese Ausgangsüberlegung will Prietzel den Lesern von *Kriegführung* darlegen und anhand der Quellen erläutern. Und deshalb werden hier Themen, die man möglicherweise in einem so betitelten Band erwartet, nicht behandelt.

Aufgrund seiner Ausgangsthese ist es konsequent, dass Prietzel den *Blick auf die handelnden Subjekte und ihr Denken* richtet (S. 18). Allerdings berichten meist nicht die unmittelbar an den Kämpfen Beteiligten über die Ereignisse und werten diese, sondern es sind im Früh- und Hochmittelalter vor allem Geistliche, die über den Krieg berichten. Es ist deshalb eine nachvollziehbare Entscheidung von Prietzel, nicht nach dem tatsächlichen Ablauf von Ereignissen zu fragen, sondern die Texte nach Darstellungsschemata und Erzählmustern zu durchsuchen, um so die jeweils gültigen zeitgenössischen Wahrnehmungsmechanismen und Normvorstellungen herausarbeiten zu können. Zudem interessiert ihn der Wandel von Einstellungen, Wertungen und Wahrnehmungen von Kriegshandlungen im Verlauf des Mittelalters. Dabei hilft die Gliederung des Buches in zwei große Teile. Der erste Teil umfasst das 9. bis 12. Jahrhundert, der zweite Teil das Spätmittelalter, mit dem Schwerpunkt auf dem Hundertjährigen Krieg (vornehmlich anhand französischer Überlieferung).

Im ersten Teil stellt Prietzel das hochmittelalterliche Heer als Personenverband vor, behandelt verschiedene Formen der Herausforderung zu einer Schlacht (Spotten, Prahlen, Beleidigen), zeigt wie Zweikämpfe als Ideal des Kampfes konstruiert wurden und beschäftigt sich mit dem Verhalten der Heere nach dem Kampf (Plündern, Begräbnisse der Gefallenen, Besetzung des Schlachtfeldes durch die Sieger, Feiern und die verschiedenen Praktiken – Bilder und Stiftungen z. B. – um an die Siege zu erinnern). Der erste Teil wird mit einem umfangreichen Kapitel über die Bedeutung und Funktion von Fahnen abgeschlossen. Drei Themenkomplexe behandelt der zweite Teil: Wandel von Begriff und Funktion des

⁴ Noch deutlicher formuliert er seine Position in: *Krieg*, S. 7: *Sinnvolle Kriegsgeschichte ist Kulturgeschichte.*

Rittertums, Zweikämpfe als kriegerische Praxis und höfische Inszenierung während des Hundertjährigen Krieges sowie die Bedeutung von Fahnen und Standarten in den englischen und vor allem französischen Aufgeboten dieses Kriegs.

Prietzl kann deutlich machen, welche Bedeutung die verschiedenen gestischen und verbalen Äußerungen vor dem Kampf hatten. In den ausgewerteten Darstellungen des Früh- und Hochmittelalters werden die Feinde als überheblich und moralisch verwerflich handelnde Gegner dargestellt, gegen die man sich verteidigen muss. Beleidigungen und verbale Angriffe auf die Ehre der Kontrahenten sollten diese zum Kampf herausfordern, denn auf diese Attacken mussten die Beleidigten reagieren, allein schon um ihre Ehre zu verteidigen. Prietzl führt dieses Verhalten auf den *spezifischen agonalen Ehrbegriff der frühmittelalterlichen Krieger* (S. 71) zurück. Im Spätmittelalter verlor der Ehrbegriff – das zeigt Prietzl am Beispiel der Herausforderungen zum Zweikampf – seine konkreten Bezüge und wurde zur Vorstellung des Einzelnen von seiner sozialen Integrität (S. 283). Es ist nun nicht mehr die Tat im Kampf an sich, die die Ehre mindert oder durch die Ehre gewonnen werden kann, sondern die Bewertung der Tat, das Urteil der Standesgenossen darüber. Durch die Kontrolle der Standesgenossen wurde die Notwendigkeit zur Selbst- und Affektkontrolle bekräftigt, aber zusätzlich ist seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert auch die Disziplinierung der Truppen durch die Befehlshaber zu einem wichtigen Faktor für das Verhalten der Adligen vor, während und nach der Schlacht geworden (S. 317).

In den Abschnitten über die Fahnen, Banner und Standarten nähert sich Prietzl am stärksten einer Sozialgeschichte der adeligen Kämpfer an, wenn er die Bedeutung der Ritterschläge vor den Schlachten erörtert (S. 247-258) oder die Erhebung von Adligen zu Bannerherren beschreibt und analysiert (S. 329-333) und im folgenden Abschnitt dann darstellt, dass aufgrund ihrer besonderen Bedeutung, um die Feldzeichen und Banner mit großer Erbitterung gekämpft worden ist.

Insgesamt entsteht ein sehr eindringliches Bild von wichtigen Aspekten und Facetten der Kriegführung des mittelalterlichen Adels, aber eben fast nur des Adels. Die Auswahl der von Prietzel in *Kriegführung* herangezogenen Quellen ist sehr einseitig und eng, denn er behandelt hauptsächlich erzählende Quellen (z. B. die fränkischen Reichsannalen für das 9. Jahrhundert, die Chronik Ottos von Freising für das 12. Jahrhundert und Jean Froissarts Berichte über die Kriegführung im 14. Jahrhundert). Wichtige Aufschlüsse über die Voraussetzungen und Bedingungen der Kriegführung im eigentlichen Sinne kann man jedoch auch und gerade durch die Auswertung von Verwaltungsschriftgut erhalten.

In einem Buch, das den Titel *Kriegführung im Mittelalter* führt, hätte man doch erwartet, etwas über die nicht adeligen Kämpfer und deren Formen der Kriegführung zu erfahren. Prietzel präsentiert eine Kriegsgeschichte des Adels und blendet dabei aus, dass in den Heeren des Mittelalters die nichtadeligen Fußtruppen immer in der Mehrheit waren. Bekanntlich haben die englischen Fußtruppen (Bogensützen) und zu Fuß kämpfende Adelige die bekannten Schlachten des Hundertjährigen Krieges – 1346 Crécy und 1415 Agincourt – gewonnen.⁵ Die speziellen Formen der Kriegführung und die Kriegserfahrungen von Stadtbürgern im späten Mittelalter (gerade auch gegen die adeligen Praktiken) sollten in diesem Zusammenhang ebenso wenig fehlen, wie die Behandlung der Bedeutung von Söldnern für die Kriegführung.⁶ Und dazu gehört eigentlich auch die Behandlung der Funktion und Wirkung von neuen

⁵ Dass Prietzel diese Themen in: *Kriegführung* nicht vertieft, ist kritisch anzumerken. Dass er aber mit dem Thema vertraut ist, belegen seine Ausführungen zur Bedeutung von Fußtruppen in: *Krieg*, S. 160 f. Weitere Beispiele für Erfolge von Fußtruppen über Reiterheere bringt Kelly DeVries, *Infantry Warfare in the early fourteenth Century: discipline, tactics and technology*, Woodbridge 1996.

⁶ Zu den Stadtbürgern jetzt Gabriel Zeilinger, *Lebensformen im Krieg. Eine Alltags- und Erfahrungsgeschichte des süddeutschen Städtekriegs 1449/50*, Stuttgart 2007. Siehe auch meine Rezension in *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 12 (2008), S. 250-256.

Zu den Söldnern auch Uwe Tresp, *Söldner aus Böhmen im Dienst deutscher Fürsten. Kriegsgeschäft und Heeresorganisation im 15. Jahrhundert*, Paderborn u. a. 2004, der erstaunlicherweise nicht im Literaturverzeichnis vertreten ist.

Techniken auf die Kriegführung, die ja im Übrigen mehr durch Belagerungen als durch Schlachten geprägt war.⁷

Nun ist es immer wohlfeil, einem Autor vorzuwerfen, was er nicht behandelt hat, aber unbedingt hätte darstellen sollen. Doch der vorliegende Band weist ein Ungleichgewicht in der Gliederung auf, da Prietzel im zweiten, dem spätmittelalterlichen Teil vor allem den französischen Raum untersucht, hingegen das römisch-deutsche Reich im späteren Mittelalter kaum beachtet. Das ist einigermaßen erstaunlich, weil er im ersten Teil des Buches die Überlieferung aus salischer und staufischer Zeit stark herangezogen hat. So vermisst man in dem Band einen dritten Teil, der die Kriegführung im spätmittelalterlichen Reich behandelt. Anhand der Situation im Reich hätte sich auf jeden Fall eine Erweiterung des Bildes von Kriegführung im Mittelalter erreichen lassen, denn Kriegführung war dort keine vorzugsweise Beschäftigung des Adels.

Aber war sie das in dem von Prietzel überwiegend anhand von französischen Quellen untersuchten Hundertjährigen Krieg, der fast ausschließlich auf französischem Boden ausgefochten wurde? Es stellt sich die Frage, ob die Kriegführung und der Krieg im 14. und 15. Jahrhundert noch vorwiegend vom Adel und dessen Vorstellungen geprägt wurden oder ob die Kultur des Krieges durch die intensive Teilnahme von anderen sozialen Gruppen, deren Vorstellungen und Einflüssen stärker als vom Adel geprägt worden ist.

Diese Frage kann hier nicht beantwortet werden, aber im Hinblick auf die Darstellung von Prietzel ist zu konstatieren, dass das Bild vom Krieg als Angelegenheit des Adels auf der Auswertung von einschlägigen erzählenden französischen Quellen beruht. Die französische und burgundische Hofgeschichtsschreibung hatte eben auch die Absicht, den Krieg als adeliges Erlebnis zu schildern und

⁷ Dass diese Bereiche hier fast (Ausnahme sind cursorische Ausführungen zum militärischen Wandel S. 243 f.) ausgelassen sind, ist um so erstaunlicher, denn Prietzel weiß um diese Themen, wie die einschlägigen Kapitel „Befestigungen und Belagerungen“ sowie „Städte im Krieg“ in: Krieg belegen.

daran zu erinnern. Schon, um die Werke besser an die möglichen Erwerber an den Höfen bringen zu können. Wie sich die Kultur des Kriegs in den Epochen jeweils darstellt, ist davon abhängig, wer darüber berichtet und in welcher Form. Das macht Prietzel zwar klar, aber nicht deutlich genug. Das liegt auch daran, dass er sich nicht darum bemüht hat, Kultur des Krieges oder Kriegskultur als heuristischen Begriff zu schärfen. Über seine methodischen und begrifflichen Überlegungen und Entscheidungen, die seinem Ansatz von Kulturgeschichte zugrunde liegen, äußert sich Prietzel nicht in wünschenswerter Deutlichkeit. Ich verstehe seine methodischen Überlegungen (S. 17-21) so, dass er auf eine Kommunikationsgeschichte der Kriegführung hinaus will. Wie berichten die Quellen über Kriegführung, mit welchen Kategorien nehmen deren Verfasser Wertungen über Kriegführung vor? Darüber hinaus interessieren ihn die symbolischen Handlungen mit Gesten, Worten und Ritualen vor und während der Kämpfe. Aber Kommunikation geht nicht – so scheint es Prietzel zu sehen – in Kultur auf. Wenn er feststellt, dass die Verfasser der früh- und hochmittelalterlichen Quellen unabhängig davon, über welche Provokation sie berichten, ein Darstellungsschema anwenden, das ihnen aus anderen Erzählungen und/oder antiken Vorbildern bekannt war, dann müsste man mehr über die Wissensbestände der Verfasser wissen, um beurteilen zu können, ob sie auf diese Weise ein *kulturell vermitteltes Erzählmuster* (S. 48) reproduziert haben.

Diese Erzählmuster gehören dann aber möglicherweise in die Kultur der geistlichen Eliten und nicht in die der Krieger. Man wird Prietzel zustimmen, dass es den Autoren darum ging, *das Geschehen so zu schildern, dass die Erzählung ihren Absichten dient, und das heißt im Allgemeinen, dass sie das Handeln der eigenen Seite rechtfertigt* (S. 51). Aber die Autoren rechtfertigten nicht nur die eigene Seite und erklären ihren Kampf als rechtlich und moralisch legitim. Der Eindruck von der Dominanz des Adels für die Kriegführung ergibt sich daraus, dass Prietzel vor allem Quellen ausgewertet hat, die darum bemüht waren, zur Legitimation der sozialen Hierarchie und gesellschaftlichen Distinktion beizutragen, die mit dem Status als adeliger

Rezensionen

Krieger im Früh- wie im Hochmittelalter verbunden war. Und für die Adeligen gilt grundsätzlich, dass für sie die Vorbereitung auf den Krieg und die Kriegführung zentrale Bedeutung für ihre Lebensweise hatte. Wie auch immer in den Quellen darüber berichtet wurde, eins sollte deutlich werden: Der Kampf Mann gegen Mann war eine Form sich selbst auszudrücken, es war für Krieger bzw. die Berichterstatter über die Taten der Krieger, die Gelegenheit Individualität zu gewinnen bzw. den Kämpfern eine besondere Identität zu zuschreiben.⁸

Grundsätzlich ist Prietzel darin zu zustimmen, dass die Untersuchung von technischen Sachverhalten (Taktik, Strategie, Bewaffnung) allein nicht erklären kann, wie Zeitgenossen militärische Sachverhalte beurteilt haben. Ohne die Einbeziehung von Tugenden, Moralvorstellungen und symbolischer Kommunikation lässt sich nicht erschließen, was Krieg für die mittelalterliche Gesellschaft bedeutete (S. 364). Es ist Pietzel gelungen, für eine wichtige soziale Gruppe der mittelalterlichen Gesellschaft die Bedeutung von Krieg und Kriegführung herauszuarbeiten.

Jörg Rogge

⁸ Dazu auch Johan Keegan, *Die Kultur des Krieges*, Hamburg 2001, S. 31 f.

Call for Papers

Militärische Eliten in der Frühen Neuzeit

*CfP für Heft 1 (2010) von Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit
Deadline für Abstracts: 15. Juni 2009*

Redaktionsschluss für Beiträge: 31. November 2009

Militärische Eliten (einzelne militärische Führer, die Generalität oder das Offizierskorps) gehören traditionell zum Kanon militärgeschichtlicher Forschung. Der zu Recht geforderte Perspektivenwechsel innerhalb der Disziplin nach einer Militärgeschichte von ‚unten‘, die auch die einfachen Soldaten in den Blick nimmt, hat dazu geführt, dass den Eliten lange Zeit wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Erst im Rahmen der ‚neuen Militärgeschichte‘ geraten nun seit einigen Jahren auch die Eliten wieder stärker in den Fokus der Forschungen. Gleichwohl ist ein befriedigender Erkenntnisstand für dieses klassische Feld nicht festzustellen. Insbesondere der *cultural turn* innerhalb der Geschichtswissenschaft eröffnet für das hier thematisierte Feld noch zahlreiche Anknüpfungspunkte.

Das geplante Themenheft will die Frage nach Rolle, Bedeutung und Funktionsweise von militärischen Eliten in der Frühen Neuzeit stellen und hierfür biographische, sozial- und kulturgeschichtliche Perspektiven und Fragestellungen bündeln. Erwünscht sind sowohl methodisch-theoretisch als auch empirisch ausgerichtete Beiträge.

Drei Themenkomplexe sollen vorrangig behandelt werden:

1. Militärische Eliten im Spannungsfeld von Militär, Obrigkeit und Gesellschaft

Hier sind Forschungen von Interesse, die anhand der militärischen Eliten Fragen nach der Beziehung zwischen Militär, Obrigkeit und Gesellschaft nachgehen. Lange Zeit wurde die Bedeutung des Aufbaus eines stehenden Heeres für den Staatsbildungsprozess und

Ankündigung

damit zusammenhängende Modernisierungs- und Bürokratisierungsprozesse herausgestellt. Die neuere Forschung betont hingegen die Grenzen der Reichweite frühneuzeitlicher Staatlichkeit. Ihr Blick richtet sich nun verstärkt auf die Mitwirkung der lokalen Eliten beim Aufbau des stehenden Heeres und damit auf personelle Verflechtungen, Klientel- und Patronagebeziehungen. In der militärgeschichtlichen Forschung sind diesbezügliche Beiträge aber nach wie vor nur sporadisch vorhanden. Auch die sich in der Frühen Neuzeit räumlich und zeitlich äußerst heterogen darstellende politische und rechtliche Stellung von militärischen Eliten sowie ihre gesellschaftliche Verankerung sind erst in Ansätzen geklärt.

2. Elitenbildung und Elitenwandel im Militär

In diesem Bereich sind einzel- sowie kollektivbiographische Zugänge erwünscht, die die Frage behandeln, wie sich militärische Eliten bildeten, reproduzierten und ablösten. Elitenbildung war und ist eine Frage von fachlicher Qualität in Kombination mit entsprechenden Sozialfaktoren, die sich zeitlich und räumlich durch eine deutliche Differenzierung auszeichnet. Das geplante Themenheft sucht entsprechend einerseits nach Forschungen zur Sozialstruktur der militärischen Eliten, die sich nicht nur auf das Verhältnis von Adel und Bürgertum beschränken, sondern der Heterogenität beider sozialer Gruppierungen Rechnung tragen sollten. Andererseits sind Beiträge erwünscht, die soziale Rekrutierungs- und Karrieremuster sowie Mobilitätsprozesse sichtbar machen.

Die folgenden Leitfragen könnten hierbei im Mittelpunkt stehen: Wie weitreichend war die Kontinuität der militärischen Eliten in der Frühen Neuzeit? Welche Mechanismen regulierten den Aufstieg im Militär? Wie rekrutierten die Landesherren ihre militärische Führungsschicht? Waren Wandlungsprozesse politisch induziert, inwieweit folgten sie einer innermilitärischen, gesellschaftlichen oder ökonomischen Logik? Welche Faktoren bestimmten wann und mit welcher Gewichtung die Karrierewege der militärischen Eliten: Leistung, Verdienst, Anciennität, Protektion? Lohnenswert

Ankündigung

erscheint es insgesamt, den Blick auf innermilitärische und politische Entscheidungsprozesse zu richten. Dabei sollten die Sachzwänge insbesondere in Kriegs- und Krisenzeiten herausgearbeitet werden, denen die Landesherren, die Armeeführung und die militärischen Führer bei der Rekrutierung und Beförderung unterworfen waren. Vielversprechend sind zudem Untersuchungen der Faktoren, die das Wahlverhalten der Offiziere selbst beeinflussten. Neben Studien zum Aufstieg in die militärische Elite wird schließlich explizit auch zu Untersuchungen aufgerufen, die soziale Abstiegsprozesse in den Blick nehmen, da diese ein besonderes Forschungsdesiderat darstellen.

3. Soziale Praktiken und Wahrnehmungsmuster in militärischen Eliten

Alltags-, erfahrungs- und erinnerungsgeschichtliche Studien, die soziale Praktiken, Wertsysteme, Wahrnehmungsmuster und Rituale ins Zentrum rücken, sollen den dritten Themenschwerpunkt bilden. Neben einer Analyse von Verhaltensvorschriften und Ehrvorstellungen, die den Offizieren beim Militär vermittelt wurden, kann über die Untersuchung individueller Wahrnehmungsmuster und sozialer Praktiken die Wirkungskraft der vermittelten Angebote der Armeeführung aufgezeigt werden. Zudem verspricht gerade die Entzifferung von kulturellen Codes in Kommunikationsstilen, Geselligkeitsformen, Duellpraktiken, Aufnahme- und Entlassungsritualen oder zur Uniformierung neue Erkenntnisse über identitätsstiftende und integrative Faktoren innerhalb militärischer Eliten.

Die einzureichenden Vorschläge sind räumlich ungebunden. Beiträge zur außereuropäischen Geschichte sind ausdrücklich erwünscht. Wir bitten um Einsendung eines Abstracts von maximal zwei Seiten sowie um die üblichen biographischen Informationen bis zum 15. Juni 2009. Anhand der eingegangenen Abstracts wird über die Zusammenstellung des Heftes entschieden. Abgabetermin für die endgültigen Beiträge (max. 40.000 Anschläge inkl. Leer-

Ankündigung

zeichen, Fußnoten und Literaturverweise) ist der 31. November 2009.

Vorschläge und Rückfragen senden Sie bitte an:

Dr. des. Gundula Gahlen

Universität Potsdam

Lehrstuhl für Militärgeschichte / Kulturgeschichte der Gewalt

Am Neuen Palais 10, Haus 11

14469 Potsdam

E-Mail: gahlen@uni-potsdam.de

oder

Carmen Winkel, M. A.

Universität Potsdam

Lehrstuhl für Militärgeschichte / Kulturgeschichte der Gewalt

Am Neuen Palais 10, Haus 11

14469 Potsdam

E-Mail: cwinkel@uni-potsdam.de

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Hans Glaser, Gartknecht und Doppelsöldner, 1555, aus: Walter L. Strauss (Hg.), *The German Single-Leaf Woodcut: 1550-1600*, 3 Bde, New York 1975, hier Bd. I, S. 354.

Abb. 2: Anonym, *DER BVLER SPIGELL*, Ende 16. Jh., aus: Wolfgang Harms (Hg.), *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts*, 7 Bde, Tübingen 1985-1997, Bd. I., S. 196f. (I, 89).

Abb. 3: Andreas Musculus, *Vom Hosenteufel*, Titelholzschnitt, Frankfurt a. d. O. 1555.

Abb. 4: Andreas Musculus, *Vom beruff vnd stand der Kriegsleuth*, Titelholzschnitt, Frankfurt a. d. O. 1558.

Abb. 5: Anonym, *Modell des grossen Messers der Schwappenhawern/ vnd Auffschneidern*, um 1630, aus: Wolfgang Harms (Hg.), *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts*, 7 Bde, Tübingen 1985-1997, Bd. I, S. 250 f. (I, 177).

Abb. 6: Anonym, *Eigentlicher Abriß Der Jtzigen Krieges Leute/ wie sie mit der allmodo auffgezogen kommen*, 1629, aus: John Roger Paas (Hg.), *The German Political Broadsheet 1600-1700*, 8 Bde, Wiesbaden 1985-2005, hier Bd. 4, S. 350.

Autorenverzeichnis

Linda Braun, Promoventin am 1. Bielefeld Graduate School in History and Sociology, Email: linda.braun[at]uni-bielefeld.de

Urte Christine Evert, Email: urtea[at]gmx.de

Niklas Funke, DPhil candidate, University of Sussex

Marian Füssel, Heyne-Juniorprofessor für Geschichte der Frühen Neuzeit mit Schwerpunkt außereuropäische Geschichte am Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte der Universität Göttingen; Email: Marian.Fuessel[at]phil.uni-goettingen.de

Jan Willem Huntebrinker, Historisches Museum Frankfurt a. M., Email: Jan-Willem.Huntebrinker[at]stadt-frankfurt.de

Ulrike Ludwig, Institut für Geschichte an der TU Dresden, Email: ulrike-ludwig[at]freenet.de

Jörg Rogge, Historisches Seminar Abteilung II an der Johann Gutenberg Universität Mainz, Email: rogge[at]uni-mainz.de

Hanna Sonkajärvi, Historisches Institut der Universität Duisburg Essen, Email: hanna.sonkajaervi[at]uni-due.de

Martin Straßburger, Email: martin[at]miningarchaeology.com

Carmen Winkel, Lehrstuhl für Militärgeschichte Potsdam, Email: cwinkel[at]rz.uni-potsdam.de

Klaus Wolf, Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Forschungsstelle für Personalschriften an der TU Dresden, Email: klaus.wolf.jr[at]web.de

Veröffentlichungen des AMG

Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn 1996, 356 S., € 8.90 [ISBN 3-506-74825-4].

Karen Hagemann, Ralf Pröve (Hrsg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, Frankfurt am Main 1998 (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 26), 368 S., € 39.90 [ISBN 3-593-36101-9].

Seit 2000 verfügt der Arbeitskreis über die Schriftenreihe:
„Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit“:

Bd. 1: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, Münster u. a. 2000, 390 S., € 25.90 [ISBN 3-8258-4758-6].

Bd. 2: Markus Meumann, Ralf Pröve (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Umriss eines dynamisch-kommunikativen Prozesses, Münster u. a. 2004, 256 S., € 25.90 [ISBN 3-8258-6000-0].

Bd. 3: Markus Meumann, Jörg Rogge (Hrsg.), Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2006, 416 S., € 40.90 [ISBN 3-8258-6346-8].

Bd. 4: Michael Kaiser, Stefan Kroll (Hrsg.), Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2004, 352 S., € 25.90 [ISBN 3-8258-6030-2].

Bd. 5: Matthias Rogg, Jutta Nowosadtko (Hrsg.) unter Mitarbeit von Sascha Möbius, „Mars und die Musen“. Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit, Münster u. a., 408 S., € 59.90 [ISBN 978-3-8258-9809-1].

Veröffentlichungen des AMG

- Bd. 6: Sebastian Küster, Vier Monarchien – Vier Öffentlichkeiten. Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen, Münster u. a. 2004, 560 S., € 45.90 [ISBN 3-8258-7773-6].
- Bd. 7: Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 672 S., € 59.90 [ISBN 3-8258-8052-4].
- Bd. 8: Ursula Löffler, Vermittlung und Durchsetzung von Herrschaft auf dem Lande. Dörfliche Amtsträger im Erzstift und Herzogtum Magdeburg, 17.-18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 256 S., € 24.90 [ISBN 3-8258-8077-X].
- Bd. 9: Matthias Asche, Michael Herrmann, Ulrike Ludwig, Anton Schindling (Hrsg.), Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2008, 344 S., € 29.90 [ISBN 978-3-8258-9863-6].
- Bd. 10: Ewa Anklam, Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg, Münster u. a. 2008, 312 S., € 29.90 [ISBN 978-3-8258-0585-2].
- Bd. 11: (Ankündigung) Matthias Meinhardt, Markus Meumann (Hrsg.), Die Kapitalisierung des Krieges. Kriegsunternehmer in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Münster u. a., 408 S., € 39.90 [ISBN 978-3-643-10108-2]



Gero von Gersdorff

**Die Gründung der
Nordatlantischen Allianz**

München: Oldenbourg 2009

X, 582 S.

(= Entstehung und Probleme
des Atlantischen Bündnisses, 7)

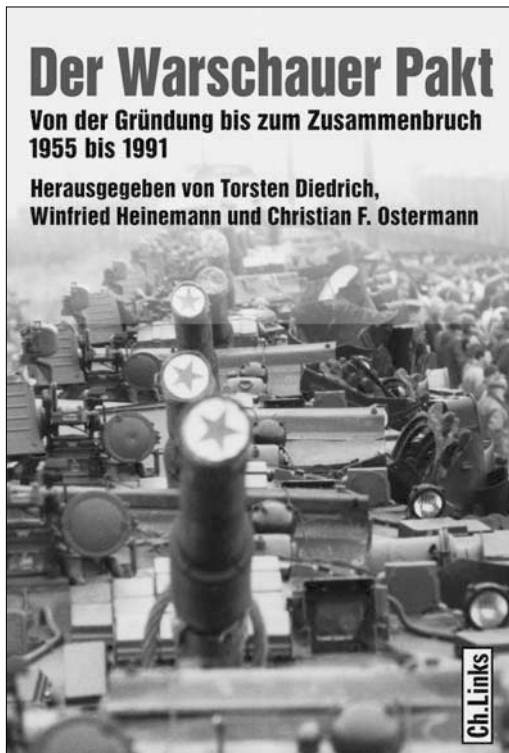
49,80 Euro

ISBN 978-3-486-59006-7

Die nationalen und bündnisinternen Entscheidungsprozesse auf dem Weg zum Atlantischen Bündnis vor dem Hintergrund beunruhigend empfundener Bedrohungsvorstellungen geben in multinationaler Perspektive auf teils neu erschlossener Quellengrundlage umfassend Einblick in die höchst unterschiedlichen Interessen und Motive, aus denen sich die internationalen und nationalen Akteure auf eine solidarische Allianz einließen.

Die bündnispolitische Konsensfindung forderte von ihnen außergewöhnliche Modalitäten und Verfahrensweisen, die Berücksichtigung wirtschafts- und finanzpolitischer Gegebenheiten, Beachtung verteidigungspolitischer und militärstrategischer Bedingungen, hohes Einfühlungsvermögen in mentalitätsgeschichtliche Denkmuster, die Überwindung ideologischer Vorbehalte sowie ein Gespür für innen-, partei- und gesellschaftspolitisch notwendige Rücksichten.

So wird verständlich, warum unter dem vorrangigen Vorbehalt weitgehender Bewahrung nationaler Souveränität Kosten und Nutzen sowie Chancen und Risiken wachsam abzuwägen waren, um eine tragfähige transatlantische Friedensordnung zu gestalten, die kosteneffiziente kollektive Sicherheit versprach. Als die Nordatlantische Allianz aus der Taufe gehoben wurde, trug sie diesem Spannungsverhältnis zwischen nationalem Selbsterhalt und Bündnissolidarität durch eine anpassungs- und wandlungsfähige Vertragsgestaltung erfolgreich Rechnung. Darin liegt eines der Geheimnisse, welche die lange Lebensdauer der NATO schon aus ihren Anfängen heraus verständlich machen.



**Der Warschauer Pakt:
 Von der Gründung bis zum
 Zusammenbruch 1955 bis
 1991.**

Im Auftrag des MGFA hrsg. von
 Torsten Diedrich, Winfried
 Heinemann und Christian F.
 Ostermann

Berlin: Ch. Links 2009
 VIII, 368 S.

(= Militärgeschichte der DDR,
 16)

34,90 Euro

ISBN 978-3-86153-504-1

In der Zeit des Kalten Krieges wirkte der Warschauer Pakt stets wie ein großer monolithischer Block unter sowjetischer Vorherrschaft. Die schrittweise Öffnung der Archive der ehemaligen Bündnispartner zeigt jedoch immer deutlicher, dass seine Einheit und Geschlossenheit oftmals nur nach außen bestanden. So hatte sich die Führungsmacht UdSSR im Innern des östlichen Bündnisses immer wieder auch mit divergierenden nationalen Interessen ihrer »Partner« auseinanderzusetzen und musste mit Zuckerbrot und Peitsche Spannungen und Krisen meistern.

Der vorliegende Band vermittelt erstmals einen plastischen Eindruck über die nationale Gemengelage im »Roten Bündnis«. Renommierte Autoren aus ehemaligen Paktstaaten sowie aus der Schweiz und den USA stellen Forschungsergebnisse vor, die neue und differenziertere Einsichten in das Innenleben des Paktes ermöglichen und nationale Sichtweisen virulent werden lassen. So erhält der Leser u.a. Einblick in das damalige Selbstverständnis der Pakt-Streitkräfte in Albanien, Bulgarien, der DDR, Polen, Rumänien und Ungarn. Die Beiträge des Bandes versprechen zudem eine spannende Analyse des Einflusses der Sowjetunion und der Warschauer Vertragsorganisation auf Staat, Militär und Gesellschaft der Teilnehmerländer – sowohl in »normalen« Zeiten, als auch in internationalen Krisensituationen. Entstanden ist ein aufschlußreicher Band, der das Bild über den Warschauer Pakt und seinen Streitkräfte auf der Grundlage nationaler Akten erweitert und zugleich neue transnational vergleichende Forschungen anregt.



Gerhard Sälter

**Grenzpolizisten.
Konformität, Verweigerung und
Repression in der Grenzpolizei
und den Grenztruppen der DDR
1952 bis 1965**

Berlin: Links 2009

XIV, 482 S.

(= Militärgeschichte der DDR, 17),

34,90 Euro

ISBN 978-3-86153-529-4

1952 und 1961 bilden Zäsuren in der Geschichte der DDR: die sukzessive Schließung der Grenzen durch die SED für »ihre« Bürger. Junge Männer bewachten seitdem als Grenzpolizisten und Grenzsoldaten die Sperranlagen und mussten ihre Waffen gegen Flüchtlinge richten. Vor dem Hintergrund des Gewaltcharakters des Grenzregimes der DDR analysiert der Autor erstmalig die Motive der Grenzer und die Bedingungen ihrer Mitwirkung.

Er beschreibt, welche Mittel und Methoden eingesetzt wurden, um ihr Mitmachen sicherzustellen. Der Autor untersucht dabei auf einer breiten Quellenbasis u.a. die Auswahl und Rekrutierung der Grenzpolizisten und -soldaten, sowie ihre Formung durch militärische Disziplin, politische Indoktrination, Überwachung und erzwungene Selbstüberwachung. Er stellt auch dar, wie der Verfolgungsapparat der DDR auf Versuche einzelner Grenzer reagierte, sich der geforderten Mitwirkung zu entziehen.



Ralf Rath

Vom Massensturm zur Stoßtrupptaktik. Die deutsche Landkriegtaktik im Spiegel von Dienstvorschriften und Publizistik 1906 bis 1918

Freiburg, Berlin, Wien:
Rombach 2009

X, 244 S.

(= Einzelschriften zur
Militärgeschichte, 44)

19,80 Euro
ISBN 978-3-7930-9559-0

Die vorliegende Publikation nimmt die Entwicklung der deutschen Landkriegtaktik zwischen 1906 und 1918 in den Blick. Grundlage ist eine detailreiche Auswertung der einschlägigen Dienstvorschriften des kaiserlichen Kontingentheeres sowie eine Analyse des militärfachlichen Diskurses in der zeitgenössischen Militärpublizistik. Im Rahmen einer innovativen Geschichte der operativen Theorie skizziert Ralf Rath die Entwicklung normativer taktischer Einsatzgrundsätze im deutschen Heer vor und während des Ersten Weltkrieges.

Der Autor kommt zur Erkenntnis, dass die führenden Militärs durch den modernen industrialisierten Krieg nicht gänzlich überrascht wurden. Vielmehr hatten sie in der fortwährenden Auseinandersetzung mit Taktik und Technik schon die Form vorbereitet, die der Krieg schließlich annahm – wenn auch in einem nicht voraussehbarem Ausmaße. Der Autor stellt damit das bislang in der Öffentlichkeit noch dominante Bild einer engstirnigen und ignoranten Militärführung während des Ersten Weltkrieges infrage.



Kai Lütsch

Jeder Krieg ist anders. Jeder Krieg ist gleich. Eine Analyse des Kriegsbegriffes bei Carl von Clausewitz

Potsdam: Militärgeschichtliches Forschungsamt 2009

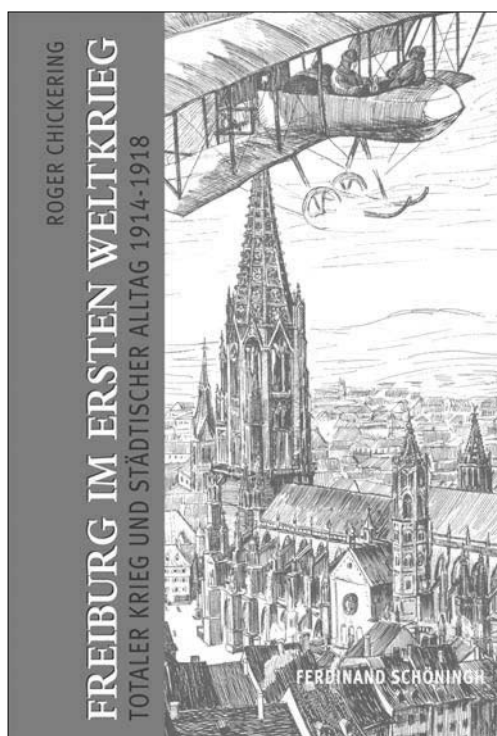
X, 199 S.

14,80 Euro

ISBN 978-3-941571-00-6

»Was ist der Krieg?« lautet die grundlegende, in allen Epochen nach Clausewitz immer wieder neu gestellte Frage, der Kai Lütsch im Rahmen seiner an der Universität der Bundeswehr in München entstandenen Diplomarbeit nachgeht.

Seine Antworten entwickelt der Autor anhand einer intensiven Auseinandersetzung mit Clausewitz' komplexem Werk und dessen Rezeptionsgeschichte. Dabei erstrecken sich seine anregenden Analysen bis in die Gegenwart, in der die über anderthalb Jahrhunderte alten Erkenntnisse des Generals und Militärtheoretikers sich an der Wirklichkeit moderner Kriege messen lassen müssen. Für den Autor ergibt sich der Befund, dass der Clausewitz'sche Kriegsbegriff – trotz aller heute herrschenden Unsicherheiten in der Wissenschaft – von ungeschmälerter Aktualität ist.



Roger Chickering

**Freiburg im Ersten Weltkrieg.
Totaler Krieg und städtischer
Alltag 1914 bis 1918.**

Aus dem Amerikanischen über-
setzt von Karl Nicolai und Rudolf
Renz.

Herausgegeben mit Unterstützung
des Militärgeschichtlichen For-
schungsamtes, Potsdam

Paderborn: Schöningh 2009,
608 S.

49,90 Euro
ISBN 978-3-506-76542-0

Roger Chickering ist einer der profiliertesten amerikanischen Historiker, die sich mit deutscher Geschichte befassen. Seine Geschichte Freiburgs von 1914 bis 1918 ist die bisher umfassendste Darstellung einer deutschen Stadt im Ersten Weltkrieg. In ihrer Eindringlichkeit und Anschaulichkeit kann sie exemplarischen Charakter beanspruchen.

Roger Chickering begreift den Ersten Weltkrieg als »totalen Krieg«, der in das Leben eines jeden Menschen in Freiburg eindrang und zu einer allumfassenden Erfahrung wurde, die keinen Mann, keine Frau, kein Kind und keinen Teil des Lebens der Stadt aussparte. Und so schreibt er die Geschichte Freiburgs als »totale Geschichte«. Sie beginnt am 24. Juli 1914, dem Tag, an dem die Bürger der Stadt vom Ultimatum Österreichs an Serbien erfuhren, und sie endet am 11. November 1918, dem Tag des Waffenstillstands.

Ein großartiges Buch: die glänzende Geschichte einer Stadt und ihrer Menschen im Kriege, eingebettet in die Geschichte der Nation, und die plastische Beschreibung der Heimatfront 1914 bis 1918.

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit | 13 (2009) Heft 1

Redaktion:

Urte Evert (urtea@gmx.de): Lektorat

Gundula Gahlen (g.gahlen@freenet.de): Projekte, Berichte

Jan Willem Huntebrinker (jan.huntebrinker@web.de): Projekte

Ulrike Ludwig (ulrike-ludwig@freenet.de): Aufsätze, Organisation, Layout

Sascha Möbius (sascha.moebius@googlemail.com): Aufsätze

Carmen Winkel (cwinkel@uni-potsdam.de): Rezensionen, Berichte

Redaktionsanschrift:

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.


c/o Ulrike Ludwig, TU Dresden, Philosophische Fakultät

Institut für Geschichte / Frühe Neuzeit, 01062 Dresden

E-Mail: ulrike-ludwig@freenet.de

URL: <http://www.amg-fnz.de/lit/zeitschrift.htm>

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte und Rezensionen richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die zuständigen RedakteurInnen unter den angegebenen Adressen. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder nach Rücksprache zu kürzen.



Ansätze der materiellen Kulturforschung mit militärgeschichtlichen Fragestellungen zusammenzuführen erscheint naheliegend – ist doch die Welt des Militärs von Dingen geprägt und sind es doch die überlieferten ‚militärischen Artefakte‘, wie Waffen, Rüstungen, Ehrenzeichen und Uniformen, die unsere Vorstellungen vom Militär der Frühen Neuzeit erheblich beeinflussen. Dennoch fehlen bisher Untersuchungen, in denen die Fragestellungen des kulturwissenschaftlichen material turn und der frühneuzeitlichen Militärgeschichte aufeinander bezogen werden, weitgehend. Das vorliegende Themenheft versteht sich als ein erster Beitrag, diese Lücke zu schließen.

Anhand von Untersuchungen zum Umgang mit Dingen und der Bedeutungszuschreibung an Dinge in der militärischen Lebenswelt werden in den Beiträgen so einerseits die Bedeutungsebenen der materiellen Kultur des Militärs und andererseits die Relevanz der materiellen Kultur für die gesellschaftlichen Wahrnehmungsmodi des Militärs als sozialer Gruppe betrachtet. Auf diese Weise gelingt es, mit den Ansätzen der materiellen Kulturforschung innovative Perspektiven auf das Verhältnis von Militär und Gesellschaft zu entwickeln.